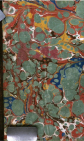

Biogr. c. 24-1

<366181615700 11

<366181615700 11

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Digitized by Google

H. L. 735. a.
H. L. 735. a.
17
Biogr. coll. 24.
~~Hist. lit. univ. vit. erud. gen. 570.~~
~~[illegible]~~. ~~f~~.
Histor.
Biogr. Collect.
Biogr. 71.
Digitized by Google

Interessante Lebensgemälde

der

denkwürdigsten Personen

des

achtzehnten Jahrhunderts

von

Samuel Baur,

Prediger in dem Dorfe Göttingen, ohnweit Ulm.

Erster Band.

Leipzig,
bei Voß und Compagnie
1803.

Digitized by Google

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Digitized by Google

Vorrede.

Wenn es entschieden ist, daß Biographien denkwürdiger Menschen eine eben so lehrreiche als unterhaltende Lektüre gewähren, so bedarf die Herausgabe dieser Lebensgemälde vielleicht keiner Apologie — ist es mir anders gelungen, meinen Vortrag so einzukleiden, daß er wahre Unterhaltung gewährt, und bin ich in der Wahl des Stoffes nicht unglücklich gewesen. Ich kenne die Foderungen, die an den Biographen im strengen Sinne gemacht werden, und ich bescheide mich gerne, daß diesen Lebensgemälden noch

manches fehlt, das die Kritik ihnen wünschen möchte. Sie sollen aber auch nur zunächst dazu dienen, solchen Lesern eine instruktive Unterhaltung zu gewähren, denen vor der losen Speise eines großen Theils unsrer Romane eckelt. In dieser Hinsicht habe ich vornemlich solche Menschen zu portraitiren versucht, die auch das größere Publikum wegen ihrer Verdienste, Schicksale, Verbrechen und dergleichen interessiren. Die Mannigfaltigkeit der Bilder, welche ich aufstelle, hat ebenfalls keinen andern Zweck, als durch Abwechslung das Interesse fest zu halten.

Daß nicht jedes Gemälde ein gleich lebhaftes Kolorit hat, und gleiche Theilnahme erweckt, rührt theils von der Verschiedenheit der dargestellten Personen, theils von der mehr oder mindern Ergiebigkeit der Quellen her, aus denen ich schöpfen mußte. Wie dürftig diese letztern zuweilen sind, weiß jeder, der sich in diesem Fache versucht hat. Nicht wenige Lebensbeschreiber liefern uns meist nur trockene historische Data, und sind um Geist und Charakter unbekümmert.

Digitized by Google

Geschichte ist aber kein Roman! Der Biograph darf nicht ausschmücken, nichts hinzuthun, nicht die Lücken durch seine Imagination ausfüllen. Ich habe auf die Darstellung allen Fleiß gewandt, und hoffe, man werde diesen Lebensabrissen das Verdienst nicht absprechen, daß sie lesbar und unterhaltend sind. Wenn dies einiges Lob verdient, so gebührt es nur zum Theil mir, denn ich habe mich genau an die Quellen gehalten, und mich zuweilen ihrer eigenen Worte bedient, wenn ich die Darstellung treffend, zu meinem Zwecke passend fand, und ich nicht im Stande war, durch Versetzung einiger Worte etwas besseres zu sagen. Dem Publikum, welchem diese Sammlung bestimmt ist, wird wahrscheinlich vieles neu darin seyn, und für Historiker hab' ich nicht geschrieben.

Es ist mir nicht unbekannt, daß wir mehrere Schriften haben, deren Zweck dem meinigen konform ist. Dies konnte mich aber nicht abhalten, diese Sammlung zu unternehmen. Noch ist der Stoff lange nicht erschöpft; das achtzehnte Jahrhundert, welches ich mir zum Gegenstande gewählt habe, ist reich an Perso-

nen, die es verdienen, im Andenken erhalten zu werden. Ich werde daher, wenn das Lesepublikum meinen Erzählungen sein Ohr schenkt, fortfahren, das Leben einiger unsrer denkwürdigsten Zeitgenossen zu beschreiben, und mir Mühe geben, den Beifall immer mehr zu verdienen, den das Publikum schon vor mehrern Jahren einigen Biographien geschenkt hat, die ohne meinen Namen bekannt geworden sind.

Göttingen, im Januar 1803.

Samuel Baur.

Inhalt.

I. Generale.

Hans Joachim von Zieten. Königl. Preuß. General von der Kavallerie, Chef eines Husaren-Regiments, und Ritter des schwarzen Adlerordens. . 3

II. Berühmte Satyriker.

Jonathan Swift. Dechant zu St. Patrik in Dublin. 61

Gottlieb Wilhelm Rabener. Churſächſiſcher Steuerrath in Dresden. . . 99

III. Herrſchſüchtige Weiber.

Anna Maria, Prinzeſſin Urſini. Oberhofmeiſterin am Spaniſchen Hofe. . . 126

IV. Gelehrte Weiber.

Anna Dacier. Eine berühmte franzöſiſche Schriftſtellerin. 155

Maria Wollſtonecraft Godwin. Eine berühmte engliſche Schriftſtellerin. . . 173

V. Staatsmänner.

Baron Theodor von Neuhoff. König der Korſen. 191

Georg, Reichsgraf von Browne. General-Gouverneur von Liefland und Ehſtland. . . 201

VI. Schöne Geiſter.

Samuel Johnſon. Privatiſirender Gelehrter in London. 220

Gotthold Ephraim Leſſing. Herzogl. Braunſchweigiſcher Hofrath und Bibliothekar in Wolfenbüttel. . 252

VII. Beförderer der Gelehrſamkeit.

Aloyſius Ferdinand Graf von Marſigli. Stifter des Inſtituts der Wiſſenſchaften zu Bologna. . 271

VIII. Schwärmer und Narren.

Johann Konrad Dippel. Theolog und Arzt; Schwärmer und Theoſoph. . . 290

Jakob Paul Freiherr von Gundling. Königl. Preuß. Geheimer Kriegs-Kammer-Ober-Appellations- und Kammergerichts-Rath. . . 310

IX. Abentheurer.

Ritter D'Eon du Beaumont. Doktor des Civil- und kanoniſchen Rechts, Dragonerkapitain, Ritter des königl. franz.

Militairordens vom heil. Ludwig, bevollmächtigter Minister am russischen und hernach am englischen Hofe. 330
Moritz August Graf von Benjowsky. Ungarischer und Pohlnischer Magnat. . 348

X. Naturforscher.

Karl von Linné. Ritter des Nordstern-Ordens und Professor der Botanik zu Upsal. . 366
Georg Ludwig Le Clerc, Graf von Büffon. Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Paris, Aufseher des königlichen Gartens und naturhistorischen Kabinets. 381

XI. Aerzte.

John Brown. Doktor der Arzneikunde in London. 394
Johann Christian Anton Theden. Doktor und Generalchirurgus in Berlin. . . 407

XII. Gottesgelehrte.

Johann Samuel Patzke. Pastor bei der heiligen Geistkirche in Magdeburg. . . 426

XIII. Gelehrte Buchhändler.

Samuel Richardson. Buchhändler in London. . 445
Salomon Geßner. Buchhändler in Zürich. . 463

XIV. Berühmte Schauspieler.

Konrad Eckhoff. Herzoglich Gothaischer Schauspieldirektor. 483
Samuel Foote. Direktor des Theaters im Haymarket in London. . . 493

XV. Berühmte Tonkünstler.

Georg Friedrich Händel. Tonkünstler in London. 512
Gertrud Elisabeth Mara. Sängerin. . 540

XVI. Mordsüchtige Rebellen.

Jemeljan Pugatschew. Ein rebellischer Kosak. . 531
Jourdan der Kopfabhacker. . 567

XVII. Fürstenmörder.

Robert Franz Damiens. Hingerichtet wegen eines Mordangriffs auf König Ludwig XV. von Frankreich. . 581
Johann Jakob Ankarström. Mörder König Gustav III. von Schweden. . . 599

XVIII. Ausserordentliche Menschen.

Christian Heinrich Heineken. Ein gelehrtes Wunderkind. 610
Nikolaus Ferry genannt Bebe. Ein Zwerg. . 629

Interessante

Lebensgemälde

aus dem achtzehnten Jahrhundert.

Erster Theil.

Hans Joachim von Zieten,

Königlich Preußischer General von der Kavallerie, Chef eines Husarenregiments, und Ritter des schwarzen Adlerordens.

Der Hauptzweck der Geschichte scheint nicht darin zu liegen, daß die Revolutionen ganzer Reiche im Großen erzählt werden. Jene Gemählde von den Barbareien, Vorurtheilen und Verirrungen finsterer Jahrhunderte; von den treulosen, durch ungerechte blutige Kriege behaupteten Intriken der Kabinette neuerer Zeit, würden nichts seyn als ein ermüdendes Verzeichniß niederschlagender Thatsachen; würden weder die Menschheit im Ganzen, noch das fühlende Herz des Einzelnen rühren, wenn sie nicht von Zeit zu Zeit philosophische Aufschlüsse, und Schilderungen jener seltenen Sterblichen enthielten, welche durch Verdienst, Charakter, Tugend und große Handlungen sich über andere emporschwangen, ihrem Zeitalter zur Zierde gereichten, und die Ach-

tung, das Bedauren und das zärtlichste Andenken aller Edlen mit sich ins Grab nahmen.

Freilich haben nur Wenige diese Höhe erreicht: Schwachheiten, Eigennutz, sklavisches Beugen unter die Umstände, Laster und Thorheiten beflecken mitunter das Andenken der größten Helden, und schmälern ihre Ansprüche auf Unsterblichkeit. Es ist daher eine wahre Wonne, wenn man, bei den vielen Beweisen menschlicher Schwäche und Verirrungen, die uns die Geschichte aufstellt, zuweilen auf Männer stößt, die nicht bloß groß durch Talente und Thaten, sondern auch — durch sittliche Vorzüge sind. Ein solcher Mann war der edle, vortreffliche General Zieten. Drei und siebenzig Jahre lang diente er dem Staate, und erwarb sich eine ehrenvolle Stelle unter den ersten Helden seiner Zeit. Er war aber nicht blos musterhaft als Held, sondern auch als Mensch, und man wird bei wenigen großen Männern eine so vollständige Harmonie zwischen ihren öffentlichen und Privathandlungen antreffen, als bei Zieten. Deswegen stelle ich ihn an die Spitze einer Schrift, in der ich meine Leser mit den denkwürdigsten Männern des achtzehnten Jahrhunderts auf eine unterhaltende Art bekannt machen will.

Hans Joachim von Zieten war den 18ten Mai 1699 zu Wustrau im Ruppinschen, sieben Meilen von Berlin, geboren. Sein Vater, Joa-

chim Matthias von Zieten, der nie ein Amt bekleidet hatte, lebte daselbst von dem sparsamen Ertrag seines Gütchens, und hatte wenig andern Verdruß, als den ihm die Neckereien seiner reichern Nachbarn verursachten. Die Erziehung seiner Kinder machte ihm wenig Sorgen, und der kleine Hans Joachim blieb größtentheils sich selbst überlassen. Diesem behagte aber das einförmige Leben seiner Eltern keineswegs, er entwarf allerlei Plane für die Zukunft, und äußerte besonders eine entschiedene Vorliebe für den Soldatenstand. Schon in seinem neunten Jahre lief er jeden Sonnabend eine Meile weit nach Ruppin, um sich von einem Musquetier — einen gepuderten Haarzopf machen zu lassen, damals ein unterscheidendes Ehrenzeichen der Militairpersonen.

Die Natur hatte ihn mit einem lebhaften Gefühl für Recht und Unrecht, und mit einem gewissen kühnen Trotze gegen das letztere ausgerüstet. Schon in seiner frühesten Jugend war er in dieser Beziehung auf alles, was um ihn her geschah, äusserst aufmerksam, und nichts entgieng seiner Beobachtung und Beurtheilung. Dahin gehörten vornehmlich die harten Begegnungen, welche seine rechtschaffenen Eltern von ihren Nachbarn erfuhren. Diese machten einen so tiefen Eindruck auf ihn, daß er schon als Knabe Schmerz und Unwillen darüber empfand, und, ohne ein Wort zu sagen, fest bei sich beschloß, diesen Un-

gerechtigkeiten künftig Einhalt zu thun. Auch als ihm seine Eltern in seinem dreizehnten Jahre einen Erzieher gaben, der, ohne ihr Wissen, einen unmoralischen Lebenswandel führte, verlor dieser dadurch bei seinem viel zu achtsamen Zöglinge auf der Stelle alles Ansehen. Als der Lehrer den Schüler einst thätlich strafen wollte, widersetzte sich dieser, stieß seinen Lehrer mit Verachtung von sich, und entdeckte seinen Eltern ohne Rückhalt, was für einem schlechten Manne sie ihn anvertraut hätten. Eine genaue Untersuchung bestätigte die Wahrheit seiner Angaben, und der Lehrer wurde sogleich entlassen.

Jetzt nahm der junge Zieten, in seinem vierzehnten Jahre, bei König Friedrich Wilhelms I. Heere, Kriegsdienste; er kam als Fahnjunker zum Schwendyschen Infanterieregimente. Um sich zu empfehlen, gieng er eines Tages zu seinem Chef, und nahte sich demselben mit den Worten: er sey gekommen, ihm unterthänig aufzuwarten. Der General fand aber nicht für gut, diese Anrede auch nur mit der gewöhnlichsten Höflichkeit zu erwiedern. Ganz kalt antwortete er: nun, so thu' er das! legte sich aus dem Fenster, und ließ den armen Fahnjunker, ohne ihn weiter eines Wortes zu würdigen, an der Thüre stehen. Zieten erinnerte sich noch in hohem Alter nicht ohne lebhaften Unwillen dieser unartigen Behandlung, die ihm vielleicht seine kleine Figur, und sein schwaches kränkliches Aus-

sehen zugezogen hatte. Auch seine Kameraden schienen ihn eben deswegen wenig zu achten, bis er seine Bravour thätlich genug an den Tag legte. Einem alten Feldwebel, der ihm unhöflich begegnet hatte, brachte er einige derbe Hiebe ins Gesicht bei, und einem andern Junker lähmte er bei einer ähnlichen Veranlassung die Hand.

Zieten war von Natur zu allen Ausschweifungen geschickt, denn er war feurig, heftig, ehrgeizig und unternehmend. Es war daher ein Glück für ihn, daß es ihm in seinen ersten Dienstjahren nie recht nach Wunsch gehen wollte, und daß er wider seinen Willen aus einer Verbindung heraus gerissen wurde, die auf seine Sittlichkeit höchst nachtheilig wirken mußte. Einigemal wurden ihm andere vorgezogen, wenn er zum Lieutenant avanciren sollte. Da er aber diese Unbilligkeit zum viertenmal erfuhr, so nahm er 1723 seinen Abschied, und begab sich nach Wustrau, wo sein Vater schon vor einigen Jahren gestorben war. Hier suchte er den geringen väterlichen Nachlaß so viel als möglich in Ordnung zu bringen, und die Verpflegung seiner Mutter mit ihren Töchtern zu besorgen, auch sich mit dem ererbten vieljährigen Rechtsstreite bekannt zu machen, durch welchen die Nachbarn seinen Vater fast gänzlich zu Grunde gerichtet, und selbst zur Verkürzung seines Lebens beigetragen hatten.

Allein dem feurigen jungen Manne ward das einsame Leben immer ungenießbarer, und da sich ihm eine gute Gelegenheit darbot, so nahm er im Jahre 1726 mit Freuden beim Wuthenowschen Dragonerregimente als Lieutenant Dienste, ohne zu ahnden, daß es ihm bei den Dragonern noch übler, als bei der Infanterie, ergehen würde.

Das Genie Zietens und sein edler Charakter blieben von seinen Dienstgenossen nicht unbemerkt, und erwarben ihm im Regimente allgemeine Achtung und Liebe. Nur der Stabsrittmeister konnte ihn nicht leiden, und suchte ihm bey jeder Gelegenheit Verdruß zu machen. Zwei Jahre lang hatte Zieten alle Beleidigungen und Kränkungen gelassen ertragen; endlich brach seine Geduld, und er forderte seinen Gegner zum Zweikampfe heraus. Allein der Feige schlug nicht allein die Ausforderung aus, sondern wußte es auch durch einen höchst einseitigen Bericht an den König dahin zu bringen, daß Zieten gegen das Ende des Jahres 1728 auf die Festung Friedrichsburg bei Königsberg gebracht wurde, wo er ein volles Jahr zubringen mußte. Kaum war er aber wieder in Freiheit und zum Regimente zurück gekommen, so erklärten die übrigen Offiziere sämmtlich, daß sie mit ihm nicht eher dienen wollten, bis er sich geschlagen habe. Er vermied es aber wegen der üblen Folgen, die er das erstemal hatte dulden müssen, nur ward er sich zu

wehren gezwungen, als er unvermuthet überfallen ward. Sein Degen sprang ihm bei diesem Zweikampfe, er schmiß das Gefäß dem Gegner an den Kopf, ergriff eine hölzerne Stange, und gieng damit demselben zu Leibe. Beide wurden arretirt; der Rittmeister kam auf die Festung und Zieten ward kassirt.

So wurde die militairische Laufbahn des künftigen Helden zum zweitenmal, auf eine für ihn äußerst demüthigende Art, und, wie es damahls schien, auf immer abgebrochen. Er gieng von neuem nach seinem kleinen Landguthe zurück, und nur warme Vaterlandsliebe bewog ihn, noch einmal dem Vaterlande, das ihn zweimal so ungerecht verurtheilt hatte, seine Dienste anzubieten. Der König war zwar äußerst gegen ihn aufgebracht, weil er ihn für einen unruhigen Kopf hielt, ernannte ihn aber doch, nachdem er ihm mündlich einen derben Verweis gegeben hatte, zum Lieutenant bei den Husaren, und Zieten gieng in seinem 31sten Jahre zu seiner neuen Garnison nach Berlin, beseelt von dem Vertrauen zur Vorsicht, daß dies endlich der Weg seyn werde, den sie zur Erreichung aller ihm vorschwebenden schönen und großen Lebenszwecke ausgewählt habe. Denn schon damals waren die Gesinnungen und Empfindungen ächter Religiosität bei ihm herrschend, die sein ganzes Leben durch in seiner Brust fortdauerten, und ihm den ehrwürdigen Namen ei-

nes Christen, in der edelsten Bedeutung des Worts, erwarben.

Seine ersten kriegerischen Talente legte er 1735 am Rhein gegeg die Franzosen an den Tag, wohin ihn der König mit 120 Pferden gesandt hatte. Der kaiserliche General von Baronay, ein edler und erfahrner Mann, dem Zieten von seinem Könige besonders empfohlen worden war, gewann ihn in kurzer Zeit so lieb, daß er ein eigentliches Vergnügen daran fand, sein Lehrer zu werden. Zieten mußte diesem braven General beständig zur Seite seyn, und allen Unternehmungen, welche unter seiner Anführung gegen den Feind gemacht wurden, beiwohnen. Nachdem er auf diese Weise bei verschiedenen Scharmützeln sich mit dem kleinen Kriege hinlänglich bekannt gemacht hatte, verlangte ihn nun auch, selbst einmal einen Streich auszuführen. Er vertraute seinen Wunsch dem General, und dieser war darüber so erfreut, daß er ihm auf der Stelle zu seinen 120 Pferden noch 300 österreichische Husaren gab. Zieten überfiel die feindlichen Truppen in ihren Quartieren so unerwartet, daß er alles in Verwirrung setzte, Gefangene machte, und seinen Zweck völlig erreichte. Aeußerst zufrieden mit der meisterhaften Probe, die der junge Held von seinen Fähigkeiten abgelegt hatte, bezeugte ihm der General Baronay nicht nur seinen größten Beifall, sondern erstattete auch dem preußischen

Monarchen einen so vortheilhaften Bericht über ihn, daß Zieten bald darauf als Major nach Berlin zurück kam.

Der militairische Geist, der Zieten's ganze Seele erfüllte, erstickte doch nicht die sanftern Gefühle seines Herzens. Er vermählte sich jetzt mit einem Fräulein von Jurgas, und jedermann ehrte in dieser Wahl, die seiner ökonomischen Lage keine Verbesserung brachte, seinen Geschmack. Schönheit, Tugend, ein fein gebildeter Verstand, verbunden mit einem edlen und würdevollen Anstande, zeichneten die Gemahlin Zieten's vortheilhaft aus. Glücklich im Genuß der Liebe und in der Gnade seines Königs, der ihn einst mit geheimen Aufträgen nach Wien sandte, ward er nur dadurch betrübt, daß sein königlicher Beschützer ihm 1740 durch den Tod entrissen wurde. Doch gerade dieser schmerzhafte Verlust führte den jungen Helden auf die Bahn der Unsterblichkeit.

Die Thronfolge Friedrich's II. fiel in einen Zeitraum, welcher durch die bald nachher in Deutschland ausbrechenden Kriegsunruhen, worin die angesehensten deutschen Fürsten verwickelt wurden, außerordentlich merkwürdig geworden ist. Wie bekannt, veranlaßte die Erlöschung des österreichischen Mannsstammes, durch den Tod Kaiser Karls VI. vielfache Ansprüche verschiedener Mächte auf einen großen Theil der österreichischen Staaten. Es ent-

stand eine allgemeine Gährung, die einen eben so allgemeinen Krieg unvermeidlich zu machen schien; und unter diesen Umständen ergriff auch der König von Preußen die Gelegenheit, die alten Rechte des Hauses Brandenburg auf einen beträchtlichen Theil von Schlesien, gegen die Königin von Ungarn geltend zu machen. Zu dem Ende brach er gegen den Schluß des Jahres 1740 mit seiner Armee nach Schlesien auf, um dieses Herzogthum sogleich in Besitz zu nehmen.

Zieten betrat jetzt den großen kriegerischen Schauplatz, und bald fand er Gelegenheit, sich dem Könige aufs rühmlichste bekannt zu machen. Er erhielt am 16ten May 1741 den Verdienstorden, und schon am folgenden Tage hatte er das Glück, bei Rothschloß ein ganzes österreichisches Kavallerieregiment gefangen zu nehmen, und beinahe seinen gewesenen Lehrer am Rhein, den Grafen Baronay, in die Hände zu bekommen, wenn sich derselbe nicht noch mit vieler Mühe zu Fuß über einen Steg gerettet hätte. Der König bezeugte Zieten nicht allein unter schmeichelhaften Lobsprüchen seinen Beifall, sondern ernannte ihn auch sogleich zum Obersten, und schon zwei Tage nachher zum Chef des Husarenregiments, das in Gefahr war aufgerieben zu werden, wenn nicht Zieten die Fehler des bisherigen Chefs verbessert hätte.

Diese schnelle Beförderung war in der preußischen Armee ein seltenes Beispiel. Das nemliche Corps, bei dem er vor eilf Jahren seine Anstellung zum Lieutenant als königliche Gnade ansehen mußte, hatte ihn jetzt als Chef an seiner Spitze, und sah, unter seiner Anführung, den schönsten Morgen für seinen Ruhm heranbrechen. Zieten's Name wurde von nun an in der ganzen Armee bekannt, und mit Recht betrachtet man ihn als den Stammvater aller gegenwärtigen und künftigen Helden dieses Corps; indem er nicht nur mit seinem eigenen Beispiele ihnen voranleuchtete, sondern auch sein Regiment das Muster wurde, nach welchem alle andere sich mit dem glücklichsten Erfolge zu bilden suchten. Gern hätten die österreichischen Husaren, erbittert über ihre häufigen ungewohnten Niederlagen, dem Zietenschen Regimente ihre Rache fühlen lassen. So sehr sie es aber darauf anlegten, so behauptete dies Regiment dennoch, selbst bei der stärksten Uebermacht der Feinde, seinen Ruhm. Die Tapferkeit, welche jeden Einzelnen beseelte, die Wachsamkeit und die klugen Dispositionen des Chefs und der übrigen Officiere, machten das kleine Truppencorps eben so gefährlich, wenn es angriff, als unüberwindlich, wenn es sich vertheidigen mußte.

Mit Ruhm und Ehren gekrönt kam Zieten 1742 nach dem Breslauer Frieden, in welchem Oesterreich an Preußen beinahe ganz Schlesien nebst

Glatz abtrat, nach Berlin zurück. Mit heiterm Blick durfte er die Vergangenheit durchlaufen, und nirgends fand er Ursache vor sich selbst zu erröthen, sondern vielmehr, in seinem überall beobachteten gerechten und menschenfreundlichen Betragen, unzählige Anlässe zu beruhigenden Rückerinnerungen. Eben deswegen aber kann er, was Vermögen und Wohlstand betrifft, aus diesen Feldzügen eben so arm zurück, als er hingegangen war, ob es ihm gleich an Gelegenheiten, sich zu bereichern, nicht gefehlt hatte. Der König selbst gab ihm in dieser Hinsicht mehr als einmal aufmunternde Winke. Aber Zieten's Denkungsart und sein Herz erlaubten ihm nicht, seine ehrenvollen Kriegswaffen für die Befriedigung eines Eigennutzes aufzubieten, der nur zu oft den Beschützer des Vaterlandes zur Verfolgung der wehrlosen Menschheit verleitet.

Die Ruhe, welche der preußische Staat genoß, war nur von kurzer Dauer. Friedrich mußte die Gewährleistung über den ruhigen Besitz des eroberten Schlesiens durch die Gewalt der Waffen erkämpfen. Er drang am 15ten September 1744 mit hunderttausend Mann in Böhmen ein, eroberte Prag, und machte die Besatzung von sechzehn tausend Mann zu Gefangenen. Zieten stand mit seinem Regimente an der Spitze der Avantgarde, jagte den Feind überall vor sich hin, richtete unter den Kroaten eine große Niederlage an, nahm das

Bergschloß Frauenberg ein, bahnte der Armee den Weg bis in die Gegend von Budweis, und hier ernannte ihn der König am dritten October zum Generalmajor.

Die Folge dieses Feldzuges entsprach keineswegs dem glänzenden Anfange desselben. Friedrich ward diesmal von seinen Feinden überlistet, die ihn durch das Schrecklichste, was einer Armee begegnen kann, durch Hunger zu entkräften suchten. Das preußische Heer fand, wohin es kam, ödes Land und leere Dörfer, und der König mußte sich endlich auf dem nämlichen Wege, auf dem er gekommen war, nach Böhmen zurückziehen. Zur Deckung des Heeres mußte Zieten mit seinem und dem schwarzen Husarenregimente von Ruesch, nebst zwei Grenadierbataillonen in der nahe an der Muldau gelegenen Stadt Tein zurück bleiben. Die umliegende Gegend wimmelte von feindlichen Truppen, die es darauf anlegten, Zieten mit seinem kleinen Corps zu Grunde zu richten. Dieser entwarf aber eine meisterhafte Disposition, und gieng mit so glücklichem Erfolg auf den Feind los, daß dessen Ueberlegenheit an Mannschaft umsonst war, und er allenthalben zurückgeworfen und in die Flucht geschlagen wurde. Die kleine Anzahl Preußen errang einen vollkommenen Sieg und richtete ein schreckliches Blutbad unter den Feinden an. Der schönste Lohn ihrer Thaten erwartete diese wackern Krieger und

ihren würdigen Anführer, als sie sich am folgenden Tage dem königlichen Lager bei Bechin näherten. Friedrich empfieng den Helden mit unverhaltenen Aeußerungen der Freude und Dankbarkeit, und mit den schmeichelhaftesten Lobsprüchen, die er ihm und seinen Kriegern ertheilte. Darauf nahm Friedrich Zieten's Platz ein, setzte sich selbst an die Spitze des siegreichen Corps, und führte es, im Triumphe, die ganze Fronte des Lagers hinunter. Alles was in den Zelten war, stürzte hervor, und vor dem Zuge, und um und neben und hinter ihm, durchschmetterte ein allgemeines jauchzendes Vivat! die Lüfte. So wußte Preußens großer König zu lohnen und aufzumuntern. Bald nachher erhielt Zieten eine Zulage von jährlichen zwölfhundert Reichsthalern.

Der Ruf von den außerordentlichen Thaten dieses Helden war bis nach Rußland gedrungen, und die russische Kaiserin wurde für ihn und sein Regiment so eingenommen, daß sie ihm für letzteres 300 Remontepferde aus ihrem Lande zum Geschenk überschickte, ob sie gleich sonst gegen die kriegführenden Mächte die strengste Neutralität beobachtete.

Es würde mir an Raum gebrechen, alle Beweise von Bravour, seltenem Diensteifer, kluger Ausführung wohl ausgedachter Plane, zu erzählen, wodurch sich Zieten in diesem zweiten schlesischen

Kriege so rühmlich auszeichnete. Doch verdient hier eine Expedition aus dem zweiten Feldzuge erwähnt zu werden, weil sie eben so kühn und originell erfunden, als glücklich ausgeführt worden war.

Es war dem Feinde gelungen, sich mit einem Corps von zwanzig tausend Mann zwischen die königliche Armee und den Markgrafen Karl, der mit 8 bis 9000 Mann Jägerndorf und Troppau besetzt hielt, zu werfen. Der Markgraf war von der königlichen Armee gänzlich abgeschnitten, und seine Lage wurde sehr bedenklich, wenn er nicht zu rechter Zeit von den Verfügungen des Königs unterrichtet ward. Zieten sollte dieses große Wagestück ausführen; er sollte, was es auch kosten möchte, alles daran wagen, mit seinem Regimente bis nach Jägerndorf durchzukommen. Zur Ausführung dieses Auftrags entwarf Zieten einen Plan, der sich auf einen an sich sehr unbedeutenden Umstand gründete. Das Regiment Zieten hatte während des ganzen vorigen Feldzuges seine Sommermontur getragen, die in einem rothen Dolman, mit den damals gebräuchlichen Filzmützen, bestand. Nach der Zeit erst waren die blauen Pelze und Schuppmützen, welche für den Winter bestimmt waren, aus Berlin bei der Armee angekommen. In dieser Winteruniform waren die Zietenschen Husaren den Oesterreichern noch unbekannt: auch hatten sie darin mit

einem österreichischen Husarenregimente viel Aehnlichkeit, welches, wie Zieten wußte, mit bei dem feindlichen Corps zu Leobschütz stand. Es fiel ihm also ein, daß diese Umstände zusammengenommen wohl ein Mißverständniß begünstigen könnten: und, auf die Annahme dieser bloßen Möglichkeit, beschloß er, die Täuschung, unstreitig eine der gewagtesten, die jemals gespielt worden sind, wirklich zu versuchen, und seine Preußen, als Oesterreicher, mitten durch die österreichische Armee zu führen.

Er machte sich also mit seinem Regimente auf den Weg; der Marsch gieng mit allem möglichen Anschein der Sorglosigkeit und Unbefangenheit vorwärts. Das Regiment hatte weder Avantgarde noch Seitenpatrouille, es mußte Schwadronenweise marschiren, einige zu vier, andere zu zwei, andere zu einzelnen, ganzen und halben Zügen. Auch ergieng der schärfste Befehl, daß keiner weder das Gewehr aufnehmen, noch bei irgend einer Veranlassung schießen sollte, es wäre denn, daß es besonders befohlen würde. Einige gebohrne Ungarn mußten hier und da vorausziehen, und in ihrer Sprache die Feldwachen bei den Dörfern und andern einzelnen Posten, auf welche sie stießen, freundlich begrüßen. Diesen Ungarn folgte darauf das Regiment mit einem Anscheine von Ruhe und Sicherheit, als ob es sich mitten unter Freunden befände. Man stieß endlich auf ein österreichisches Dragoner-

regiment, welches aber gegen Zieten's Husaren nicht den mindesten Verdacht schöpfte.

Nachmittags zwischen drei und vier Uhr befand sich unser Held mitten unter den Feinden. Es war ein schöner, heller Tag, und man sah das ganze Feld mit Rothröcken überſäet, weil eine Menge Kroaten zwischen den Dörfern und dem Lager hin und her liefen. Der Marsch gieng über einen Berg, dem zur Linken Leobschütz in einem Thale lag. Von dieser Anhöhe konnte der General das österreichische Lager deutlich übersehen, und wahrnehmen, daß jeder darin nach seiner Art beschäftigt war. Je näher man dem feindlichen Lager kam, desto mehr mußten sich die Schwadronen unvermerkt zusammen ziehen, um sich im Nothfalle durchschlagen zu können. Unsre Preußen blieben indessen immer noch unerkannt, eben, weil es bei den Oesterreichern unmöglich jemand einfallen konnte, sie hier zu vermuthen. Ein österreichischer Oberster kam sogar ganz treuherzig auf den General zugeritten, bot ihm freundlich einen guten Tag, freute sich seines Wohlseyns, und that ihm unter andern zu wissen: daß sein Regiment auch bald nachkommen würde. Aber er war wie vom Donner gerührt, da jener statt aller Antwort einem der nächsten Husaren zurief: Nehmt ihn gefangen, es ist ein Oesterreicher! zum Entkommen war keine Zeit mehr, folglich mußte der arme Oberste, ohne zu wissen wie ihm ge-

schah, den sonderbaren Zug als Gefangener mitmachen.

Noch eine gute Strecke Weges marschierte man ganz ruhig, das österreichische Lager in einer Entfernung von ohngefähr tausend Schritten zur Seite, mitten zwischen den Kroaten durch. Nun aber schwenkte sich das österreichische Dragonerregiment links nach dem Lager, und indem Zieten vor demselben vorbei und weiter gehen wollte, stieß er auf einen feindlichen Posten, von dem er endlich erkannt wurde. Darauf wurde Lärmen, und von allen Seiten rief man: Zieten! Zieten! und: Preußen! diese aber trabten jetzt rasch und kühn neben dem Lager weg, und Zieten benutzte die erste Verwirrung und Bestürzung der Feinde so gut, daß er ihnen einen beträchtlichen Vorsprung abgewann. Inzwischen gerieth im feindlichen Lager alles in Bewegung. Es sattelte, wer konnte, und auch die Infanterie griff zu den Waffen.

Noch eine geraume Zeit setzte Zieten gleichwohl seinen Marsch unter beständigem Scharmutziren, auf geradem Wege fort. Als ihm aber endlich mehrere Regimenter zu nahe auf den Leib kamen, zog er sich seitwärts, über eine morastige Wiese. Hierdurch wurde zwar eine seiner Flanken ziemlich gesichert, die andere aber, und vorzüglich die Schwadron des Obersten Billerbeck, litt ansehnlich, und dieser Oberst selbst ward stark verwun-

det. Dies hinderte indeß in der Hauptsache nichts. Das Regiment schlug sich, freilich mit Anstrengung aller seiner Kräfte, glücklich durch; und machte sogar, außer dem schon erwähnten Obersten, noch einen Offizier und einige Gemeinen zu Gefangenen. Zieten kam, im Ganzen genommen, mit geringem Verlust, glücklich in Jägerndorf an. Man denke sich, wie er hier empfangen wurde! Alles war Verwunderung und Freude; alles brach in Jubel und Frohlocken aus. Der Markgraf, dessen Verlegenheit mit jedem Tage zugenommen hatte, dankte dem General herzlich, daß er ihn endlich von den Absichten des Königs unterrichtete, und das ganze Corps schien von gleicher Erkenntlichkeit beseelt zu seyn. Jeder Offizier bezeugte den zietenschen Offizieren, jeder einzelne Soldat den Husaren die wärmste Theilnahme; jedes hieß sie mit Herz und Mund willkommen. Lebenslang dachte Zieten an diesen Empfang mit lebhaftem Vergnügen, und so oft er davon sprach, freute er sich immer noch darüber, daß ihm gegen die berühmten österreichischen Generale und Parteigänger, gegen einen Esterhazy, Festetitz, Spleny, Karoly und Ghylany, die sich sämmtlich bey dem feindlichen Heere befanden, ein solcher Meisterstreich gelungen war.

Mit dem Siege bei Katholisch-Hennersdorf, an dem Zieten einen wichtigen Antheil hatte, be-

schloß er seine thätige Mitwirkung zum ehrenvollen Ausgange dieses Krieges. Er wurde hier, seitdem er mit im Felde war, zum erstenmal verwundet, und bekam, vermuthlich durch Unvorsichtigkeit seiner eigenen Leute, während des Getümmels einen Schuß durch die Wade. Dieserhalb sah er sich genöthigt, am 26sten Nov. 1745 die Armee zu verlassen, und am 25sten December wurde zu Dresden ein für Preußen äußerst vortheilhafter und rühmlicher Friede geschlossen. In diesem neuen Frieden befestigte Maria Thereſia den Breslauer Frieden, Friedrich behielt Schlesien, bekam von Sachsen ein Million Reichsthaler, und dagegen konnte er Franz I. als Kaiser.

Ziethen kam aus diesem Kriege im wohlverdienten Besitz allgemeiner erhöhter Achtung, Bewunderung und Verehrung zurück. Jetzt schritt er zur Ausführung eines seiner liebsten Wünsche, zur Verschönerung seines Landgutes und zur Erbauung eines neuen prächtigen Wohnhauses in Wustrau. Muße hatte er dazu genug, aber der Held hatte sich auch in diesem zweiten Kriege so wenig bereichert, daß sich seine ganze Baarschaft nur auf 800 Thaler belief. Und mit dieser kleinen Summe fing er, im Vertrauen auf künftigen Erwerb und Ersparnisse, einen Bau an, der über 30000 Rthlr. kosten mußte. So sehr ihn aber seine Bauten interessirten, so vergaß er doch darüber sein Regiment

nicht; vielmehr widmete er den ersten, in der Regel, nur einen unbedeutenden Theil seiner Zeit. Gewöhnlich gieng er jedesmal, in der Nacht vom Sonnabend zum Sonntage, von Berlin nach Wustrau, blieb den Sonntag dort, und kam in der Nacht zum Montage schon wieder nach Berlin zurück. Oft fand er bei diesem eintägigen Aufenthalte auf seinem Gute wenig Freude, und desto mehr Verdruß über die fertig gewordenen Arbeiten, die zuweilen so fehlerhaft geriethen, daß alles, was die ganze Woche hindurch gemacht war, wieder niedergerissen werden mußte. Seine ihm eigenthümliche Beharrlichkeit ließ ihn aber weder ungeduldig werden, noch das einmal angefangene Unternehmen aufgeben. Daß er zu seinen wöchentlichen Reisen die Nächte wählte, geschah aus Diensteifer, um nicht lange vom Regimente abwesend zu seyn: denn selbst Kränklichkeit, die ihm zeitlebens anklebte, konnte ihn nicht bewegen, hierin etwas abzuändern.

Seine häusliche Einrichtung und Lebensweise in Berlin blieb ganz derjenigen gleich, welche er vor dem Ausbruche des Krieges beobachtet hatte. Gesellschaften, Spiel, öffentliche Lustbarkeiten und Zerstreuungen, sogar die Jagd, die er vormals leidenschaftlich liebte, waren ihm jetzt entweder ganz fremd, oder doch äußerst entbehrlich. Selbst der süße Genuß einer innigen und vertraglichen Freundschaft ward ihm nicht zu Theil. Die widrigen Er-

fahrungen seiner jüngern Jahre hatten ihm für offene Mittheilung und herzliches Vertrauen verstimmt; und harte Nothwendigkeit ihn daran gewöhnt, sich selbst genug zu seyn. Des Lebens bestes Glück, Freundesliebe und Freundesumgang, sparte ihm das Schicksal für den wolkenleeren Abend seiner Tage. Gegen seine Officiere und andere Personen, denen er, vermöge seines Standes, Höflichkeiten erweisen mußte, war er der gastfreiste, feinste und gefälligste Wirth: noch mehr aber gegen junge angenehme Frauenzimmer, wenn sie, mit äussern Reizen, heitern Geist und einnehmendes Betragen verbanden. Auf seiner Tafel herrschte anständiger Ueberfluß. Ihn selbst hingegen traf man, außer den gewöhnlichen Courtagen bei den damaligen verwittweten und regierenden Königinnen, äusserst selten in Gesellschaften außerhalb seinem Hause. Wie er die erste Hälfte seines Lebens verlebt hatte, schien ihm der stille Umgang mit sich selbst immer angenehmer zu werden, und die Einsamkeit für ihn keine Langeweile herbeizuführen, da in seinem Verstande hinlängliche Hülfsquellen der Selbstunterhaltung lagen. Auf seinem Zimmer, woselbst er den größten Theil des Tages zubrachte, wenn er nicht in Dienstgeschäften abwesend seyn mußte, fand man, außer verschiedenen militairischen und architektonischen Planen, Rissen und Landcharten, auch alle Arten ökonomischer Schriften. Auf der Bahn

der Ehre war: bei ihm an keinen Stillstand zu denken; aber auch mit dem Landbau wollte er jetzt bekannter werden, um sich selbst noch Schatten zu pflanzen, unter welchen er, nach treu getragener Tagesschwüle, der Ruhe eines ehrenvollen Abends genießen könnte.

Es trafen ihn aber noch manche harte Stürme des Unglücks, ehe er zu dieser Ruhe gelangte, und unter diesen war der härteste, die Ungnade seines Monarchen. Sieben der schönsten Lebensjahre wurden dadurch für Zieten Jahre des tödtlichsten Verdrusses, und zahlloser bitterer Kränkungen.

Die warme Anhänglichkeit des Königs an seinen Zieten reizte den Neid und die Mißgunst, kein Mittel unversucht zu lassen, ihm die königliche Huld zu entziehen. Man sollte freilich glauben, es müßte ein überaus mißliches Unternehmen gewesen seyn, Friedrich II. gegen einen General einzunehmen, der sich den Weg zu seinem Herzen lediglich durch Talente und Rechtschaffenheit gebahnt hatte. Aber Zieten hatte zu seinem vornehmsten Gegner einen Mann von Geist und Kopf, den das volle Vertrauen des Monarchen besaß. Und niemand konnte sorgenloser gegen Ränke und Kabalen seyn, als der redliche Zieten. Anfänglich begnügte man sich, dem Könige an dem Zietenschen Regimente allerlei Kleinigkeiten bemerklich zu machen, die sein

Mißfallen erregten. Dann suchte man dem Monarchen die Meinung beizubringen, Zieten vernachlässige, seitdem er Generalmajor geworden sey, sein Husarenregiment. Endlich wurde alles, was er in beiden schlesischen Kriegen gethan hatte, bei jeder Gelegenheit, in ein so nachtheiliges Licht gestellt, daß es einzig die Wirkung des Zufalls und Glücks, keineswegs aber seiner Anordnungen scheinen mußte; wobei man den König überredete: Zieten sey durchaus unfähig, eine ordentliche Disposition zu machen.

Der Held ertrug sein Mißgeschick wie ein Mann. Gegen seinen Hauptfeind sowohl, als gegen alle seine übrigen Gegner, war er kalt und stolz, und rächte sich einzig durch Verachtung an ihnen. Die Ausbrüche der Unzufriedenheit des Königs duldete er anfänglich mit ehrerbietiger Unterwerfung und Resignation, denn er liebte seinen Monarchen wirklich zu sehr, als daß gleich die ersten Beleidigungen dieses Gefühl in seiner Brust ersticken konnten. Nachdem er aber geraume Zeit die Launen und Unzüglichkeiten des Königs mit einer fast beispiellosen Geduld und Selbstverleugnung ertragen, lange auf die Rückkehr des königlichen Zutrauens vergeblich gewartet hatte, und die unverdienten Vorwürfe immer kränkender wurden, so erkaltete sein Herz endlich gegen Friedrich: er fieng an ihn für ungerecht und undankbar zu halten, und gieng, von

dem Augenblicke an, ganz zu dem stolzen und unbiegsamen Betragen über, welches sein beleidigtes Selbstgefühl ihm eingab; wobei er es auf alles ankommen ließ, was daraus entstehen möchte. Mehr als einmal hätte er sich in großes Unglück stürzen können, wenn ihn Friedrich nicht, indem er ihm auf einer Seite wehe that, auf der andern mit unbegrenzter Nachsicht geschont hätte.

Zu diesen harten Prüfungen gesellten sich nun auch noch häusliche Leiden, die die Seele des Helden im Innersten verwundeten. Sein einziger inniggeliebter Sohn, welchen ihm seine Gemahlin im Jahre 1743 geschenkt hatte, ward ihm schon im Jahre 1751 durch die Blattern entrissen. Seine besten Wünsche, seine süßeste Freude, seine schönsten Hoffnungen, fielen mit diesem Lieblinge, und die ganze erfreuliche Aussicht, dereinst in seinen Nachkommen fortzuleben, schien damals auf immer vernichtet. Dennoch erlaubte er sich nicht die leiseste Klage gegen sein Verhängniß. Mit jener Ergebung, die, wenn Gott gebietet, alles zu verleugnen bereit ist, rief er seiner trostlosen, über der Leiche des geliebten Kindes gebeugten Gattin zu: Der Herr will ihn haben: sein Wille geschehe!

Dieser erste Verlust war aber nur der Vorbote eines zweiten, weit empfindlichern. Im Jahre 1756 wurde ihm seine vortreffliche Gattin selbst von der Seite genommen. Zieten hatte sich neun-

zehn Jahre hindurch im Besitz ihrer Liebe glücklich gefühlt; wie schmerzhaft mußte ihm also nicht die Trennung von ihr seyn! Dennoch überwältigte auch hier der Schmerz seine Fassung nicht. Er sah ihrem Todeskampfe mit einer so sichtbar ernsten Sammlung und Ruhe zu, daß sein Anblick selbst dem hinsinkenden Herzen der in Thränen zerfließenden Schwester der Hinscheidenden, Muth einzuflößen vermochte. Als die theure Gattin endlich ihre Augen geschlossen hatte, und ihre Schwester in laute Klagen ausbrach, trat Zieten näher an die Leiche, und sagte ernst: „Ich verliere viel, unaussprechlich viel: eine schöne, tugendhafte, verständige, wirthschaftliche und gottesfürchtige Frau. Aber der Herr hat sie gerufen!“ — Hier hielt er bewegt ein: und nach einem langen feierlichen Schweigen, während dessen er sich wieder zu ermannen suchte, gab er seiner Schwägerin die Hand, sah ihr mit einem unaussprechlich freundlichen tröstenden Blicke ins Gesicht, und fügte gelassen hinzu: „Kommen Sie zum Essen, die Suppe steht auf dem Tisch.“ — Diese Standhaftigkeit Zieten's war nicht Kaltherzigkeit, Härte oder Mangel an Gefühl. Sie war die Frucht seiner vielfältigen Erfahrung und Uebung im Leiden, und seiner ächtreligiösen Grundsätze und Gesinnungen. Das bewies er dadurch hinlänglich, daß eben er, der eigene Unglücksfälle so heldenmüthig ertrug, an denen seiner Freunde den

wärmſten Antheil nahm, und alles aufbot, ihren Kummer zu mildern. Auch forderte er nie von andern den Muth im Unglück, der ihm eigen war.

Zieten's Schickſale ſollten jetzt eine beſſere Wendung nehmen. Sein Verhängniß hatte ihn gewogen: ſeine Weisheit, ſein Muth und ſeine Frömmigkeit hatte die Wage gehalten. Nun war die Zeit gekommen, wo er für ſeine Ausdauer belohnt werden ſollte. Der Tod ſeiner Gemahlin war der letzte harte Schlag, der ihn traf.

Der Neckereien und Mißhandlungen ſeiner Feinde müde, äußerte er, kurz vor dem Ausbruche des ſiebenjährigen Krieges, den Wunſch, ſeinen Abſchied zu erhalten. Sobald dieſe Aeußerung dem *Könige bekannt* wurde, ſchien auf einmal der Zauber zu verſchwinden, der Friedrichs Herz von ſeinem ehemals geliebten Zieten bisher entfernt hatte. Es ſchien ihm freilich anfangs ein leichtes, den Feldherrn auf andere Gedanken zu bringen. Könige dürfen gewöhnlich nur winken, um die Empfindungen derer, die von ihnen abhängen, nach ihrem Gefallen umzuſtimmen. Dem Charakter Zieten's war dieſe Lenkſamkeit fremd. Es machte daher wenig Eindruck auf ihn, daß der König ihm die Ehre erzeigte, ſich, bei ſeiner angeblichen Krankheit, von Zeit zu Zeit ſehr gnädig nach ſeinem Befinden erkundigen zu laſſen. Er wurde durch dieſe königlichen Nachfragen nicht geſünder, ſondern immer

kränker, je näher der Aufbruch der Armee heranzunahen schien. Diesen Wink verstand der Monarch, und gieng noch einen Schritt weiter. Er schickte einen seiner Generale, und zwar gerade Zieten's Hauptfeind, an ihn ab, um ihn auszuforschen, wie er es halten würde, wenn es wirklich zum Ausbruche kommen sollte, und ob er glaubte, seiner Gesundheit wegen der Armee folgen zu können? Diese Sendung verfehlte gänzlich ihren Zweck und endigte sich damit, daß Zieten den Abgesandten angelegentlichst bat, er möchte doch allen seinen Einfluß beim Könige dahin verwenden, daß ihm bald der Abschied ertheilt würde. Beschämt entfernte sich der königliche Bothschafter, und stattete von seiner mißlungenen Verrichtung Bericht ab.

Friedrich konnte aber den Gedanken nicht ertragen, daß er ohne Zieten zu Felde ziehen sollte. Er entschloß sich also, selbst einen Versuch zu machen, ob er seinen Sinn nicht beugen könne, und begab sich in Person, ohne alle Begleitung, zu ihm. Er glaubte alles gethan zu haben, was ihm als König zu thun anstand, wenn er versprach, das Geschehene zu vergessen, und wenn er dem Feldherrn die Hand zur Aussöhnung darbot. Aber mit Flammenzügen war das erduldete Unrecht in Zieten's Seele geschrieben, und er konnte es nicht ertragen, daß der König bei der Meinung beharrte, in Zieten's Betragen liege die Quelle der bishe-

ugen Mißverständnisse. Er blieb daher unbiegsam bei allen Vorstellungen des Königs. Endlich rief der Monarch, mit sichtbarer Bewegung und mit eindringendem Tone: „Ein so treuer General kann unmöglich, beim nahen Ausbruche eines gefährlichen Krieges, seinen König und sein Vaterland verlassen; und beide haben auf ihn, als den redlichsten Patrioten, ihr ganzes Vertrauen gesetzt!“ Diese Vorstellung traf Zietens Herz, er sank zu den Füßen seines Königs, und schwur ihm ewige Treue. Gerührt umarmte Friedrich seinen Zieten, und diese schöne Minute schloß den Heldenbund zwischen beiden, welchen nur der Tod auflösen konnte.

Mit neuer jugendlicher Kraft beseelt, rüstete sich der Held jetzt zu jenem Kriege, wo er und sein treffliches Regiment die Kriegsgeschicklichkeit, welche man ihnen sieben Jahre hindurch abgesprochen hat, in sieben Feldzügen darthaten. Es würde aber den Raum dieser Blätter weit übersteigen, wenn wir den Helden in alle Schlachten, Aktionen, zu allen jenen glänzenden Thaten begleiten wollten, durch die er in dem thatenreichen siebenjährigen Kriege sich unsterblichen Ruhm errang. Die Geschichtschreiber dieses Krieges erzählen seine Thaten, und wir müssen uns begnügen, sie nur summarisch zu berühren.

Zieten zog als Generallieutenant ins Feld, wozu er im August 1756 erhoben worden war, und besetzte, nach der Gefangennehmung des sächsischen Lagers bei Pirna, den Paß von Sachsen nach Böhmen, bei Zwickau. Im April 1757 befand er sich, unter dem Herzoge von Bevern, in dem Gefechte bei Reichenberg. Hier zeigte er seine Bravour auf eine so ausgezeichnete Art, daß ihn der König mit Lobsprüchen überhäufte, und den fünften May mit dem schwarzen Adlerorden beehrte. In der Schlacht bei Prag commandirte er den linken Flügel der Cavallerie im zweiten Treffen, hieb mit derselben in den Feind ein, welchen das erste Treffen dreimal vergeblich angegriffen hatte. Nach dem hier erfochtenen Siege schlug und vertrieb Zieten den General Nadasti, der sich bemühte die österreichischen Magazine zu decken, welche er aber den Preußen überlassen mußte. Eben so schlug Zieten diesen General in dem Treffen bey Kollin, und zeigte gleiche Tapferkeit in dem bei Breslau, wo er mit dem linken Flügel Nadasti zu wiederholtenmalen schlug, und unwillig das Schlachtfeld verließ, als der Herzog von Bevern dasselbe dem Feinde zu überlassen sich genöthigt sahe. Hierauf erhielt Zieten das Commando des ganzen Bevernschen Corps, mit welchem er bei Parchwitz zum König stieß, und die Avantgarde auf dem Marsche nach Leuthen machte. Er nahm während desselben dem Feinde drei bis

vier

vier tausend Mann ab, warf am vierten December bei Neumark einen starken Vorposten, und den fünften des Morgens einen andern bei Borne über den Haufen. An dem letztern Tage commandirte Zieten in der berühmten Schlacht bei Leuthen die ganze Kavallerie des rechten Flügels, und wußte ihr, da sie sich nach der gegebenen Disposition immer leidend verhalten müssen, dennoch Gelegenheit zu verschaffen, der vielen Gräben und Moräste dieser Gegend ohnerachtet, dem Feinde in die Seite und in Rücken zu fallen; wodurch er das meiste zur Einnahme von Leuthen, und zu dem darauf erfolgten Siege beitrug. Die Nacht verhinderte das Nachsetzen der flüchtigen feindlichen Armee, welches Zieten am folgenden Morgen vornahm, und ihm noch über 3000 Wagen und an 9000 Mann abjagte.

Den Winter dieses Jahres über commandirte Zieten ein eignes Corps im Gebirge, und deckte durch seine Stellung die Gegend von Landshut gegen Braunau, wodurch er die Eroberung von Schweidnitz (d. 12. April 1758) beförderte. Im Sommer hatte er Gelegenheit seine Geistesgegenwart und Geschicklichkeit auf eine sehr ausgezeichnete Art zu äußern. Mit drei Bataillons Infanterie, zwei Regimentern Kurassierer, und neun Schwadronen Husaren sollte er, während der Belagerung von Olmütz, 3000 Wagen convoyiren, als

ihn 25,000 Oesterreicher, unter Laudons und Siskowitz Anführung, drei Tage lang angriffen, ohne ihm etwas anhaben zu können, bis sie endlich am dritten Tage einen Generalangriff mit so glücklichem Erfolge wagten, daß sie die meisten Wagen dieses Transports, der nicht mehr fern vom preußischen Lager war, zerschossen. Zieten konnte nur noch einige hundert retten, sprengte die übrigen, welche mit Pulver und Kugeln beladen waren, in die Luft, und fügte den Feinden dadurch den größten Schaden zu.

Dieses Glück, seinen Gegnern den größten Abbruch zu thun, hatte er während des ganzen Feldzuges des Jahrs 1759, da er bei der Armee in Schlesien stand, und dies munterte Jeden auf, unter seiner Anführung stehen zu wollen, weil seine Unternehmungen stets einen glücklichen Erfolg hatten.

Beständig war er, während des Feldzuges vom Jahr 1760, bei der Armee des Königs, marschirte mit derselben, nach Aufhebung der Belagerung von Dresden, nach Schlesien, und commandirte in der Schlacht bei Liegnitz den rechten Flügel. Hier vereitelte er den Plan des General Daun, und während der König den General Laudon verfolgte, blieb Zieten mit dem rechten Flügel auf dem Schlachtfelde stehen, ließ durch eine dreimalige Salve Viktoria schießen, die Todten begraben, und folgte Tags darauf dem Könige mit den Gefange-

nen und den erbeuteten Kanonen nach. Der König ernannte ihn, zur Belohnung, zum General von der Kavallerie, und schenkte ihm die Drostey Berum in Ostfriesland.

In der Schlacht bei Torgau (d. 30. Nov. 1760) commandirte er eine eigene Kolonne, die aus dem rechten Flügel der Armee bestand. Mit dieser sollte er dem Feind in den Rücken fallen, während der König denselben von vorne angriff. Der erste Aufmarsch durch ein Gehölz, das mit Verhau und leichten Truppen angefüllt war, kostete ihm Zeit und Mühe, und es war ihm unmöglich, seinen Bestimmungsort so zeitig zu erreichen, als der König geglaubt hatte. Dieser hatte indessen den Feind angegriffen, wurde aber einigemal mit Verlust vieler braven Grenadiers zurückgetrieben, indem das Kanonenfeuer an diesem Tage unerträglich war. Daun hatte bereits einen Kourier mit der Nachricht vom erfochtenen Siege nach Wien gesandt, als Zieten den König so nachdrücklich unterstützte, und mit einer so unwiderstehlichen Gewalt auf den Feind eindrang, daß der Sieg, bei schon einbrechender Nacht, sich auf die Seite der Preußen lenkte, und Daun das Schlachtfeld räumen mußte. Dieser Tag krönte Zieten vornemlich mit Ruhm, besonders da ohne seine Tapferkeit Alles verloren gewesen wäre.

In dem Feldzuge des Jahres 1761 commandirte Zieten ein besonderes Corps gegen die Russen.

Er gieng ihnen in Polen entgegen, und wußte sie hier und in Schlesien mit so viel Klugheit aufzuhalten, daß sie, mit dem größten Schaden, ihres Zwecks gänzlich verfehlten. Im folgenden Feldzuge hatte er es vornemlich mit Daun zu thun, dem er immer auf dem Fuße nachfolgte. Er unterstützte die Plane seines Königs mit eben so viel Muth und Tapferkeit, als Klugheit und Glück, bis endlich das Seufzen der tief gebeugten Menschheit erhört, dem Blutvergießen ein Ende gemacht, und am 15. Febr. 1763 zu Hubertsburg der Friede geschlossen wurde. Preußens Helden steckten ihre Schwerdter ehrenvoll, und mit dem beruhigenden Bewußtseyn, dem Vaterlande genützt zu haben, in die Scheide. Sie hatten ihren König unsterblich, er sie unüberwindlich gemacht, und verdiente Friedrich, daß ihn die Geschichte über die berühmtesten Feldherrn aller Zeiten erhob, so waren sie die Leiter gewesen, auf welcher er zu der Höhe seines Ruhmes gestiegen war.

Zieten kam aus diesem langen Kampfe im Genuß der allgemeinsten Verehrung zurück. Dreimal war er nun mit seinem König um Schlesien zu Felde gezogen, und dreimal waren Friedrich und Vaterland an Ehre und daurender Größe erhabener, und durch ihre Krieger furchtbarer geworden. Das Schicksal lohnte nunmehr dem Helden seine Verdienste um das Vaterland auf eine ausgezeichnete Art. Sein König bewies ihm von nun an

beſtändig die ſorgfältigſte Achtung und Liebe. Alle Prinzen des königlichen Hauſes ehrten in ihm das Verdienſt auf eine ſo ausgezeichnete Weiſe, daß es faſt ein Beiſpiel ohne Beiſpiel iſt. Von allen ſeinen Mitbürgern, hohen und niedern Standes, wurde er geliebt und mit kindlicher Ehrfurcht behandelt. Selbſt in auswärtigen Ländern war der Ruf ſeines guten Namens allgemein bekannt. Kamen Ausländer nach Berlin, ſo gehörte es zu den Denkwürdigkeiten, die ſie zu ſehen ausgegangen waren, daß ſie auch Zieten ſahen. Die Kaiſerin Katharina von Rußland und die Königin von Schweden verlangten von ihm ſelbſt ſein Bildniß. So oft er ſich auf den Straßen ſehen ließ, ſtand jeder ſtill, der ſeiner anſichtig wurde, grüßte ihn ehrerbietig, und ſah dem geliebten Greiſe, in ſtummer Vergeſſenheit aller übrigen Geſchäfte, ſo weit das Auge reichen konnte, nach.

Sobald Zieten nach der Wiederherſtellung des Friedens die nöthigen Anſtalten bei ſeinem Regimente getroffen, und ſein geliebtes Wuſtrau wieder geſehen hatte, begab er ſich ins Karlsbad. Ueberall auf ſeiner Reiſe durch die Lauſitz und Sachſen wurde er mit den größten Ehrenbezeugungen und herzlichem Entgegenkommen empfangen, weil er die Einwohner dieſer Länder zur Zeit des Krieges überall mehr mit Geſinnungen eines Wohlthäters und Freundes, als eines Feindes behandelt hatte. Im Bade ſelbſt

traf er nicht nur mit den kaiserlichen Generalen, Grafen von Wartensleben, Harrach, Buquoi, von Rugent und Stampach, sondern auch mit Laudon zusammen, und man sah diese beiden Feldherren, die vorher so oft alle ihre Kräfte gegen einander aufgeboten hatten, um sich zu bekriegen, jetzt an der Quelle des Lebens, in vertraulichen Gesprächen, Hand in Hand, und sie schienen fast unzertrennlich zu seyn.

Zieten schloß nun, in seinem 65sten Jahre, ein neues glückliches Ehebündniß, mit einem Fräulein von Platen. Bei seiner Hochzeitfeier veranstaltete er einen Ball, und der vieljährige Krieger überraschte alle Anwesenden durch den freien, geschmeidigen und schönen Anstand, mit dem er zum letztenmal mit seiner Braut und den übrigen Damen tanzte. Der König erfreute ihn, zum Geschenk für seine Braut, mit einem kostbaren Ringe von Juwelen, dessen Werth über tausend Thaler geschätzt ward. Als Zieten das Jahr darauf durch die Geburt eines Sohnes beglückt wurde, und sich der König schon vorher zum Gevatter angeboten hatte, erinnerte ihn der freudige Vater an sein Versprechen, und sein gütiger Regent kam von Potsdam nach Berlin, bestimmte die Taufe für den folgenden Tag, und ernannte noch vorher, am Morgen bei der Parole, Zietens neugebohrnen Sohn zum wirklichen Kornet bei dem Zietenschen Husarenregi-

ment. Das Patent mußte ſogleich ausgefertigt, und darin Raum zur Ausfüllung der Taufnamen gelaſſen werden, die er erſt den Nachmittag erhielt, als ſich der König, ſo wie die Königin und alle hohen Gevattern des königlichen Hauſes, nach Zietens Wohnung begaben, und das Kind aus der Taufe hoben. Der hohe Gevatter ließ dem jungen Kornet ſeit dieſer Zeit monatlich, aus ſeiner Chatoulle, das gewöhnliche Sekondelieutenants-Traktament auszahlen. Der edle Vater war aber nicht fähig, einen Misbrauch von der königlichen Gnade zu machen, ſondern er unterwarf in der Folge ſeinen Sohn dem ordnungsmäßigen Avancement.

So lange es die Kräfte des grauen Kriegers *nur immer zuließen*, erſchien er immer regelmäßig bei der Revue, und kommandirte mit jugendlichem Feuer. Nichts war ihm aber ſchmerzlicher, als da er in ſeinem 79ſten Jahre den König ohne ſich zum baieriſchen Erbfolgekriege ziehen ſah. Zietens Feldequipage war ſchon in völligem Stande, ſeine Lebensgeiſter neu ermuntert, als er erfuhr, daß er auf dem Feld-Kriegs-Etat nicht mit aufgeführt ſey. Er bat den König aufs dringendſte, daß er ihn mit ſich nehmen möchte, es ward ihm aber nicht gewährt. Der graue Held nahm den zärtlichſten Abſchied von ſeinem Regiment, ermunterte es in einer kurzen aber feierlichen Rede, ferner ſeine Schuldigkeit zu thun, und über alle Maßen rührend war

die Trennung des Vaters von seinen geliebten Kriegssöhnen. Es ward viel Zeit erfodert, bis er sich gegen diesen Unfall abhärtete. Er ließ in seinem Eßsaale Tische aufstellen, belegte sie mit den vortreflichsten Specialcharten der Gegenden, wo der Krieg geführt ward, und verweilte viele Stunden des Tages bei ihnen. Erst da sein König und das preußische Heer im folgenden Jahre im Frieden zurück kehrten, lebte Zieten wieder neu auf. Bei der ersten Nachricht ritt er seinem Regimente entgegen, und nachdem er auch seinen geliebten König wieder bewillkommt, und in dessen herzlichen Umarmung seinen alten Freund wieder erkannt hatte, stralten seine Augen von einem Entzücken, das nicht zu schildern ist.

Wieder verjüngt durch das Bewußtseyn des Wohlstandes seines Vaterlandes, und der ihm erlaubten Theilnahme an den Waffenübungen seiner Zöglinge, und von Zeit zu Zeit durch immer neue Beweise königlicher Achtung und Liebe, und durch anhaltendes wachsendes Familienglück gestärkt, blieb dem frommen weisen Greise nichts mehr zu wünschen übrig. Wo sein Auge sich hinwandte, führte es ihn auf einen Gegenstand der Freude, und erquickte sein Herz. Gieng er nach Wustrau, welches seit 1766 jeden Sommer auf einige Monate geschah, so freuten sich seine Unterthanen und Nachbarn, ihn wieder zu besitzen. Er sah da auch mit

Vergnügen den Fortgang ſeines ſchöpferiſchen Fleiſſes, und brachte jedesmal einen neuen Entwurf zu neuer Arbeit mit. Die letzte beſtand darin, daß er ein Sandfeld nah am Dorfe, welches keinen Grashalm hervorbringen konnte, mit Lehmerde befahren ließ, und der Anſicht der Gerſtenfrucht genoß, deren es dadurch fähig ward. Nie aber fiel es ihm ein zu berechnen, ob der Ertrag den Koſten entſprechen würde. Ihm war es genug, daß er alles um ſich her verſchönert, nutzbar gemacht, und Arbeit und Fleiß in zweckmäßige Bewegung geſetzt hatte. Er war ſchon über achtzig Jahr alt, als er noch in Wuſtrau einen großen Bau begann, den er ſich längſt vorgenommen hatte, nemlich die Errichtung eines ſchönen geſchmackvollen Kirchthurms. Er fieng dieſe Arbeit mit der feſten Ueberzeugung an, daß er ihre Vollendung erleben würde, obgleich einige Jahre dazu erforderlich waren.

Immer mit dem Gegenwärtigen zufrieden, fiel es ihm nie ein, welches doch ſo oft der traurige Fall der Alten iſt, daß die Welt, weil er ſie nicht mehr in vollen Zügen genießen konnte, ſich verſchlimmert hätte. Der alte Zieten hatte immer vollauf an neuen Gegenſtänden zur Freude. Jede erhabene oder zarte Abwechslung der Natur, die Pracht eines Gewitters wie die erſte aufblühende Frühlingsblume, wurden von ihm mit immer neuer Bewunderung bemerkt, und mit dem regen Gefühl

eines Jünglings empfunden. Sein vorurtheilfreies Auge sah jeden Gegenstand so an, wie er wirklich war, und man darf behaupten, daß die Schwächen des Alters nur auf Zietens hinfälligen Körper, nicht auf seine Seele Einfluß hatten.

Berlin besuchte er, auch während seines Sommeraufenthalts in Wustrau, gewöhnlich alle Monate einmal, weil er es nicht aushalten konnte, von seinem Regimente und dem Militärwesen länger abwesend zu seyn. Denn je älter er wurde, je mehr äußerte er seine innige Liebe und Wohlgefallen an allen seinen jungen und alten Officieren. Nie war er froher und heiterer, als wenn er eine große Tafel mit seinen Officieren besetzt hatte, oder wenn er die jüngern bald zu Pferde, bald auf der Parade beisammen stehend erblickte, und überall ihre äußere Schönheit oder Geschicklichkeit wahrnehmen konnte; denn so klein Zieten selbst war, so hielt er doch viel auf großen und gesunden Wuchs.

Kam der König nach Berlin, und Zieten zur Parole auf das Schloß, so ward er gewöhnlich in die Arme Friedrichs geschlossen, und mit zärtlicher Liebe nach seinem Befinden befragt. Einst hatte ihn aber der Monarch nach einem großen Manöver zu Potsdam nicht bemerkt, als derselbe schon in Sanssouci von einigen anwesenden fremden und einheimischen Prinzen Abschied genommen, und alle gegenwärtigen Generale entlassen hatte.

Der alte Zieten ſtand unter dem Haufen, hatte ſich mit den Uebrigen verbeugt, und der König war im Begriff wegzugehen. Kaum aber ward er noch des Helden gewahr, ſo gieng er auf ihn zu, umarmte ihn zu wiederholtenmalen, ergoß ſich in den zärtlichſten Aeußerungen gegen ihn, und ſchien ſich gar nicht von ihm trennen zu können. War Friedrich im Winter im Exerzierhauſe geweſen, ſo fuhr er gewiß von dort nach Zietens Wohnung; kam zuweilen, ehe ſich jemand deſſen verſah, auf ſein Zimmer, und litt nie, daß ihn der Greis im Weggehen begleiten durfte. Es war gewiß ein feierlicher Anblick, wenn man ſo den 70jährigen Friedrich den Großen, in einem ſchneebedekten Wagen, zu ſeinem 80jährigen Diener fahren, und die Laſt ſeiner eigenen Jahre und Würde darunter vergeſſen ſah.

Zieten war ſchon 86 Jahr alt, als er noch einmal zu Berlin zur Parolezeit auf das Schloß gieng, um ſeinen König, nach einer Zwiſchenzeit von ſechs Monaten, wieder zu ſehen. Schon hatte der königliche Regent an die Generale ſeine Befehle ertheilt und wandte ſich ſo eben zu den anweſenden Prinzen, als er den betagten Zieten gewahr ward, der entfernt unter andern Officieren ſtund. Der König ward von ſeiner Gegenwart angenehm überraſcht, eilte ſogleich mit dem Aufruf auf ihn zu: „Da iſt ja mein alter Zieten!“ äußerte ſein Be-

dauren, daß er sich bemüht hätte, die vielen Treppen zu steigen, und setzte hinzu, daß er ja gern zu ihm gekommen wäre. Auf die Frage des Königs, wie er sich befände, erwiederte der Greis, „Meine Gesundheit ist gut, auch schmeckt mir das Essen, aber ich fühle die Abnahme meiner Kräfte.“ „Das erste höre ich gern, sagte der König, aber das Stehen muß Ihm sauer werden. Geschwind einen Lehnstuhl.“ Die Adjutanten eilten solchen zu holen. Zieten weigerte sich, versetzte daß er nicht müde sey, mußte aber endlich dem dringenden Zureden des Königs nachgeben, der ihm einmal über das andere sagte: „Setz Er sich, alter Vater, setz Er sich, sonst geh' ich weg; denn ich will Ihm durchaus nicht zur Last fallen.“ Und so stand Friedrich der Große als Greis vor seinem sitzenden alten General mit freudigen Blicken, und fragte ihn noch vieles über seine Gesundheit, über sein Gedächtniß, sein Gehör u. s. w. Endlich sagte er ihm: „Leb Er wohl, Zieten! (es war das letzte Lebewohl) nehm Er sich ja vor Erkältung in Acht, erhalt Er Sein Leben so lange Sein Alter es zuläßt; damit ich noch oft das Vergnügen habe Ihn wiederzusehen.“ Dann gieng der König, ohne weiter mit jemand zu reden, in sein einsames Zimmer.

Dieser rührende Auftritt, der Friedrichs und Zietens gleich würdig war, und die große Ver-

sammlung fast aller königlichen Prinzen zu Zeugen hatte, lockte manche gefühlvolle Thräne aus dem Auge der abgehärtetsten Krieger hervor. Der berühmte Seelenmahler Chodowiecki zeichnete diese Handlung, und sicherte ihr Andenken durch einen Kupferstich.

Zieten hielt sich die letzten Jahre seines Lebens abwechselnd, theils auf seinem Gute, theils zu Berlin auf, und entschlief daselbst den 27sten Januar 1786 im 87sten Jahre seines Alters. Still und ohne Geräusch wurde der Leichnam des Verewigten nach Wustrau gebracht, und neben der Kirche zur Erde bestattet. Der König machte der Wittwe und ihren Kindern ein Geschenk von zehen *tausend Thalern*. Mit der nämlichen Summe hatte Friedrich schon im Jahre 1770 seinem geliebten General ein unerwartetes Geschenk gemacht, als derselbe die zwei übrigen Drittheile des Dorfes Wustrau an sich gekauft hatte.

Zieten war ein kleiner hagerer Mann, von feinem verhältnißmäßigem Gliederbau, hatte ein länglichtes Gesicht, dunkles Haar, eine zurückgelehnte Stirn, ein großes blaues Auge, eine lange ungebogene Nase, deren Spitze hervorsprang, einen großen Mund mit starken Lippen, deren untere eine Narbe trug, welche er sich in jüngern Dienstjahren auf einer ihm anbefohlnen gewaltsamen Werbung zugezogen hatte, und überall starke ausgezeichnete Züge,

die nicht schön, aber übereinstimmend und männlich waren. In dem festen geraden Blick seines feurigen Auges lag viel Ausdruck, und der Ernst in seinen Mienen gab ihm Würde. Er trug sich gerade, hatte einen leichten freien Gang, machte alle Bewegungen rasch, und führte seinen Degen eben so geschickt mit der linken Hand, als mit der rechten, welches ihm auch bei seinen gehabten Zweikämpfen sehr zu statten gekommen war; er tanzte mit Anstand, ob zwar nur achtmal in seinem ganzen Leben, saß ungezwungen zu Pferde, und bestieg, im spätesten Alter noch, aus Wahl, die muthigsten und schnellsten Thiere. Rasch zu Pferde und zu Fuß, war sein übriges Wesen und ganzes Betragen, das eines Mannes, welchen Leidenschaft nur selten hinriß. Diejenigen, welche ihn blos auf seinem Zimmer sahen, und von seinen übrigen Handlungen und Thaten nicht unterrichtet waren, würden ihm vielleicht nicht den hohen Grad von Entschlossenheit, Gewandtheit und Kühnheit zugetraut haben, der ihm doch so eigenthümlich war.

Er war sparsam in Worten, sagte aber mit wenigen viel, und antwortete immer bestimmt, hatte auch, wenn er wollte, treffenden Witz. Der Ton seiner Stimme war rauh und männlich, seine Kommandosprache deutlich, und sein Ganzes drückte Seelenruhe, Erfahrung und Festigkeit des Charakters aus. Deswegen flößte er auch gleich denjenigen, die ihn

ſahen, Aufmerkſamkeit und ein Gefühl von Ehrfurcht ein. In ſeiner Wäſche und Kleidung hatte er ſich über alle Maßen zur Reinlichkeit gewöhnt, auch war ſeine Montirung noch im höchſten Alter ſein Morgenhabit. Wenn er gewaſchen und angekleidet war, mußte ſich ſein Kammerdiener entfernen. Er verrichtete alsdann im Stillen ſein Gebet, frühſtückte nachher, und behielt auch in Krankheiten dieſe Ordnung bei. Gewöhnlich bedeckte er auch im Zimmer, wegen beſtändiger kränklicher Empfindungen, den Kopf mit einem Hute.

Sein Frühſtück beſtand aus Waſſerſuppe und Butterbrod. Kaffee oder gewöhnlichen Thee hat er vielleicht nie gekoſtet. Dagegen trank er zuweilen, zur *mediciniſchen Diät*, einen Thee von Citronenſchaalen. Des Mittags aß er von drei Gerichten mit geſundem ſtarkem Appetit; und ſein Gemüſe waren täglich, Jahr aus Jahr ein, gelbe Rüben, weil er ſolche ſeiner Geſundheit zuträglich hielt. Sein Getränk beſtand aus Waſſer oder Ptiſanen. Sein Abendeſſen waren zwei leichte Speiſen, faſt immer die nemlichen; er aß ſie aber mit gutem Appetit, und hielt ſein Mahl mit dem unbeſchreiblichſten Frohſinn, und einer ſo innigen Zufriedenheit, daß man hätte glauben ſollen, er empfände gar keinen Reitz gegen andere Speiſen, die um und neben ihm ſtanden. Und doch war dies nicht der Fall. Die Verſuche aber, die er von Zeit zu Zeit

machte, und wofür ihn seine Kränklichkeit immer bestrafte, führten ihn zu dieser fast beispiellosen Mäßigkeit, die auch dadurch merkwürdig ward, daß er sie ohne Aengstlichkeit, mit heiterm Sinn und völliger Verleugnung seiner Neigungen ausübte. Erst in seinem 84sten Jahre konnten es die Seinigen dahin bringen, daß er sich, bei zunehmender Schwäche, eines gepolsterten Lehnstuhls bediente.

Sein Hang zur Gastfreiheit und zum Ueberfluß, der auf seiner Tafel herrschen mußte, nahm mit den Jahren zu. Eben so seine Geselligkeit, und sehr bemerkbar auch die Heiterkeit seiner Seele. Er suchte und bedurfte zwar keiner auswärtigen Zerstreuung; allein ihm wurden die Besuche, die er in Berlin und Wustrau von Auswärtigen bekam, immer angenehmer. Er nahm seine Gäste mit unbeschreiblich zuvorkommender Güte auf und ersann alles was ihnen Freude machen konnte. Im engern Cirkel war ihm der Umgang mit erfahrnen Officieren, und ihre Unterhaltungen über den Krieg das liebste. Er selbst aber berührte nie die Orte und Gegenden, wo er gehandelt hatte.

In jeder Rücksicht war Zieten eine Zierde des Soldatenstandes. Als Anführer durfte er es mit den berühmtesten Generalen seiner Zeit aufnehmen. Er verband Weisheit mit Muth, Entschlossenheit mit Standhaftigkeit, Wachsamkeit, Klugheit und Verschlagenheit mit Gegenwart des Geistes.

Mit

Mit kalter Bedachtſamkeit entwarf er ſeine Plane, mit Flammeneile und Kraft führte er ſie aus. Mitten im Getümmel der Schlacht verließ ihn ſeine Faſſung und Beſonnenheit auf keinen Augenblick. Nie befahl und handelte er zur unrechten Zeit, nie am unrechten Orte; auf alle unvorhergeſehene Fälle gefaßt, verſtund er ſie augenblicklich zu nutzen, und ſeine Maaßregeln dagegen zu nehmen. Sein militairiſcher Blick war ſchnell und untrüglich; er überſah alles und drang in alles ein; er mochte angreifen oder ſich vertheidigen, ſo verfuhr er immer nach gleich meiſterhaften Dispoſitionen. Zu jedem Wageſtück, das ſich mit ſeiner Pflicht vertrug, war er aufgelegt, denn er war gegen alles, was die Natur *furchtbares aufbieten* konnte, im höchſten Grade ***furchtlos***.

Er war ein ſtrenger General im Felde; in dem, was der Dienſt foderte, fand bei ihm keine Nachſicht ſtatt, weil er ſelbſt immer alles mögliche that, und kein innerer Vorwurf eigener Nachläßigkeit ihm unzeitige Schonung gegen andere abfoderte. In ſeinem perſönlichen Betragen gegen ſolche Officiere, die unter ihm ſtanden, zumal wenn ſie von höherem Range waren, war er ernſt, und zuweilen ſehr ſtreng. Er foderte auch von ihnen eben die Verſchwiegenheit, die er ſelbſt, bei allem was gegen den Feind gethan werden ſollte, ohne Ausnahme beobachtete; und das Corps, oder die Regimenter,

mit denen er auf eine Expedition ausgieng, erfuhren nicht eher ihre Bestimmung, als in dem Augenblicke, da sie solche vollziehen sollten. Wenn er aber vorher den ihm untergeordneten Generalen seine Dispositionen in die Feder diktirte, so mußten sie solche selbst niederschreiben, weil er nicht zugab, daß ihre Adjutanten zugegen seyn durften.

So streng er in Dienstsachen war, so eifrig sorgte er auch wieder für das Wohl seiner Untergebenen. In Tagen der Ruhe gönnte und verschaffte er ihnen Bequemlichkeit und Pflege, und suchte ihnen durch Freundlichkeit in Wort und Blick jede Last zu erleichtern. Officiere und Soldaten wußten, daß er mit Vatertreue für sie sorgte, und keinen verließ, der seines Rathes, Fürworts, oder seiner Hülfe bedurfte. Im höchsten Grade gerecht und unpartheiisch, duldete er keine Art von Kränkung oder Unterdrückung. Er ahndete jedes Vergehen eben so unerbittlich durch angemessene Strafen, als er jede edle Gesinnung und Handlung, die zu seiner Wissenschaft kam, mit dem empfindungsvollsten Beifall belohnte. In solchen Gefechten, die er selbst angeführt oder mitgemacht hatte, war auch der jüngste Officier überzeugt, daß er von Ziethen bemerkt wurde, und sich nach rühmlich vollbrachter Pflicht, dessen gewissen Beifalls versichert halten durfte. So auch konnten verdienstvolle Officiere im einzelnen sowohl, als auch ganze

Regimenter, die entweder durch Entfernung bei andern Corps, oder sonstiger unschuldiger Ursachen und Zufälle wegen, dem Könige entfremdet worden, und wohl gar um dessen gute Meinung gekommen waren, sicher und gewiß auf Zietens dreiste Fürsprache rechnen, und versichert seyn, daß er, bei der ersten schicklichen Gelegenheit, ein muthiger Vertheidiger ihres verdienten guten Rufes seyn würde.

Zieten war der Schutzgott der Armee; ihm vertraute man auf den Märschen gewöhnlich die Sicherheit des Heeres. Gieng es gegen den Feind, so war er mit seinem Regimente an der Spitze des Vortrabs; gieng es zurück, so schloß er den Nachtrab. Gieng der Marsch zu rasch, so mußte angehalten oder langsamer marschirt werden, daß die zurück bleibende Infanterie mitkommen und sich nicht übereilen durfte; waren in den Kolonnen Lücken entstanden, so füllte er sie aus; und meldete die Avantgarde, daß Brücken und Defiles da wären, so ritt er vor, übersah die Gegend, machte den Uebergang sicher, und besorgte alles allein, was sonst in das Fach eines Generalquartiermeisters einschlägt.

Kam die Armee ins Lager, so ruhte er nicht eher, bis er auch die größte Kleinigkeit selbst untersucht, und dem, was etwa vom Könige nach seinen Begriffen übersehen war, nachgeholfen und solches verbessert hatte. In solchen Fällen verän-

derte er die Feldwachen, vermehrte oder verminderte sie; und hiengen die Bataillone in einer durchschnittenen Gegend nicht gehörig zusammen, so sorgte er für die Kommunikation, ließ Brücken schlagen und dergleichen. Dabei vermochte sein Ansehen, daß man ihm unbedingt folgte, und nicht erst fragte, ob der König oder Zieten es so befohlen habe. War er mit der innern Untersuchung des Lagers fertig, so machte er sich mit den äußern Verhältnissen bekannt, und es mochte Tag oder Nacht seyn, so beritt er, wenn jedermann sich der Ruhe überließ, die Gegend umher, um zu erforschen, von welcher Seite ein feindlicher Angriff möglich, und wie solchem zu begegnen sey. Dies that er auf jedem Marsche, in jedem Lager, ja man kann sagen täglich, mit der größten Beharrlichkeit. Deswegen nannte ihn auch die Armee ihren Wächter; und sein dankbarer König gönnte ihm nachher auch gern Ruh, selbst an seiner Tafel, wo der Greis in spätern Jahren, wenn es ihm zu lange währte, einzuschlummern pflegte. Das erstemal wollten ihn auf dem königlichen Schlosse in Berlin seine Nachbarn wecken; der König ließ es aber nicht zu, sondern sagte: „Laßt ihn schlafen, er hat lange genug für uns gewacht.“

Seinem königlichen Freunde war er gleichfalls durch die Standhaftigkeit schätzbar, die in Unglücksfällen unerschütterlich blieb. Er war mit den Stür-

men des Lebens bekannt, war unter ihnen zur Mannskraft gereift, folglich zagte er nie, wenn andere wankten, und baute fest auf Hülfe von Gott. Sein Muth, seine ausharrende Geduld, die immer das Beste hoffte, hatten unstreitig einen beruhigenden Einfluß auf seinen König: denn man weiß es von ihm selbst, daß sein Monarch, wenn sich Wolken über dessen Haupt zusammen gezogen hatten, oft ganz allein in stiller Nacht in einer niedrigen Bauerhütte zu ihm kam, um sich Rath und Trost von ihm zu holen. Man erwäge aber auch, wie stark das Herz und die Standhaftigkeit des mit seinem König vertrauten Feldherrn angegriffen werden mußten, wenn Friedrich zu ihm sagte: „Es *wird nicht gehen*, es kann nicht gehen!“

Er beugte auch in solchen Fällen so viel möglich allem Mißmuth bei den gemeinen Soldaten vor, zumal wenn diese in müßigen Lagern, bei Hunger und Noth, Zeit zum Nachdenken hatten. Alsdann gieng er unter sie, oder ritt die Compagniegassen durch; und wer in seinem Zelt die Stimme hörte: „Landsleute heraus! was sitzt ihr da?“ der kam gewiß mit dem herzlichen Ausruf: „Vater Zieten!“ hervor. Fragte er sie: „Wie gehts?“ und hieß es: „Schlecht!“ so fühlten sie alles Elend nur halb, wenn er ihnen antwortete: „Ei, was schlecht ist, wird schon besser werden!“ Oft stieg er vom Pferde, und es fehlte ihm nie, daß er nicht

mit seiner ruhevollen unbefangenen Heiterkeit die umwölkte Stirn des ältesten Grenadiers aufgeklärt, und dessen Hunger mit Hoffnungen gesättigt hätte. Diese Popularität war es aber nicht allein, sondern auch seine innige rechtschaffene und unpartheiische Anhänglichkeit, ohne Unterschied, an den Infanteristen, Kavalleristen, Grenadier und Husaren, bei gänzlicher Zurücksetzung und Verleugnung seiner selbst, die ihm so viel Zutrauen und eine so innige Verehrung verschafften, daß ihn die ganze Armee, im herzlichen Drang kindlicher Gegenliebe, einstimmig ihren Vater nannte.

So gewöhnlich man damals die Pflichten des Soldaten von den Pflichten des Menschen gänzlich trennte, so wenig war das jemals Zietens Fall. Auch unter dem Geräusch des Krieges schwieg die Stimme der sanfteren, menschlicheren Gefühle nicht in seiner Brust: und weit entfernt, dadurch, daß er dieser Stimme Gehör gab, seinen Stand herabzuwürdigen, hatte er ihn vielmehr veredelt. Nicht genug, sich selbst alles ungerechten Raubes an fremdem Eigenthum zu enthalten, war er auch Freund, Vater und Beschützer des bedrängten Landvolks in den feindlichen Staaten. Oft wenn er beim Ausmarsch aus feindlichen Provinzen Befehl zur Plünderung erhielt, ließ er wohl einige Fenster und Oefen einschlagen, oder das Hausgeräth umkehren und durch einander werfen, um doch eine scheinbare

Verwüstung anzurichten: nie aber wurde durch seine Schuld jemanden das Unentbehrliche genommen, oder sonst Barbarei und Grausamkeit ausgeübt. Was war daher natürlicher, als daß seine Krieger ihn noch mehr liebten als fürchteten, daß man im ganzen Lande auf ihn aufmerksam war, und seine Erhaltung wünschte; daß er in allen Ständen eine große Anzahl Freunde hatte, die an allem, was ihn angieng, lebhaften Antheil nahmen; daß nicht im Vaterlande allein, sondern auch in den Herzen der Völker, unter denen er als feindlicher Befehlshaber gestanden, der uneigennützige, menschenfreundliche, edelmüthige Zieten sich Altäre errichtet hatte!

Bei aller seiner Humanität leuchtete doch aus seinem ganzen Betragen ein edler Stolz hervor. Nie würde er sich etwas von seinem Range im Dienste, und den damit verknüpften Vorrechten, selbst nicht gegen die Ersten des Reichs vergeben haben. Seine brennende Ehrbegierde, der erste Sporn seines Emporstrebens, verwandelte sich in spätern Jahren in ein ruhiges Ehrgefühl. Es ist auch gewiß, daß er in jüngern Jahren noch einer andern Leidenschaft sehr stark ergeben, und in mancherlei Arten von Liebeshändeln verwickelt war. Deswegen behandelte er auch wahrscheinlich in ähnlichen Fällen seine jungen Officiere mit auffallender Nachsicht, und scherzte, jedoch mit großer Feinheit, selbst an seiner Tafel, mit denjenigen, welchen ein

Glück oder Unglück in der Liebe zugeschrieben ward. Dahingegen war er aber nicht zu besänftigen, wenn er erfuhr, daß jemand die Unschuld verführt, verlassen, unglücklich gemacht, oder unter rechtschaffenen zufriedenen Ehegatten die erste Uneinigkeit veranlaßt hatte. Auf ihn selbst wirkte die Liebe nie so stark, daß sie seinem thätigen, dem Vaterlande gewidmeten Leben, irgend ein Hinderniß in den Weg gelegt, oder seinen Geist einzig beschäftigt hätte. Dafür behielt er lebenslang Gefühl für die Reize des schöngebildeten wohlerzogenen Frauenzimmers, das er durch mancherlei Bezeugungen der Achtung an den Tag legte.

In seiner Uneigennützigkeit blieb er sich immer gleich, und nicht einmal das hohe Alter erzeugte bei ihm die gewöhnliche Neigung zur Sparsamkeit. Ihm war es nicht genug, daß er seinen Unterthanen in Wustrau, bei Aufhebung der Ackergemeinheit, freiwillig das Beste von Allem überließ; daß er ihnen bei so manchen andern Fällen nachsah, und sie in einen blühenden Zustand versetzte; nicht genug, daß er eine Menge neuer Anbauer anstellte, ihnen die bequemsten Gebäude errichten ließ, ihnen Verdienst und Nahrung zuwandte: sondern er that das letzte auch für eine Menge anderer Dorfschaften, die kein weiteres Anrecht an seine Fürsorge hatten, als daß sie seine Mitmenschen waren. Denn als er endlich das ganze Dorf Wustrau, freilich

größtentheils mit aufgeliehenen Kapitalien, an sich gekauft hatte, und darauf, vermöge seiner rastlosen Thätigkeit, ungeheure Verbesserungen unternahm, da zog er auch in Wintertagen, wo der Landmann Muße hatte, alle fremden Dorfschaften mit Wagen und Pferden zu sich hin, und bereicherte sie wirklich durch freigebige Bezahlung. In solchen Zeiten strahlte die süßeste Freude aus den Augen des edeln arbeitsamen menschenfreundlichen Greises, der seine Abneigung gegen den Götzen so vieler Menschen auch in Worten ausließ, und unter andern zu Jemanden, der wohl befugt war einige Einwendungen dagegen zu machen, ganz entrüstet sagte: „er hoffe nicht, daß man auf solchen Koth einigen Werth legen könnte!“

Die reine Quelle, aus der alle seine Tugenden flossen, war die Religion. Zieten war immer ein frommer und thätiger Christ, dessen Glauben und ganzes Christenthum in demüthigem unbedingtem Vertrauen zu Gott, dem Herrn und Regierer aller Dinge, bestand, dem er die Lenkung über die Schicksale der Menschheit zutraute, dem er die seinigen mit Zuversicht überließ; so daß er Unglücksfälle und Leiden als väterliche Prüfungsmittel zu seiner Veredlung verehrte, und daher immer bereit war, seinen Willen dem des Höchsten, mit unbedingter Ergebenheit unterzuordnen. Bei dem Bestreben Gott zu gefallen und seinen Willen zu thun,

war ihm aber der Gedanke stets gegenwärtig, daß dieses nur durch gute und gewissenhafte Handlungen, und durch thätige Mitwirkung zum Besten seiner Nebenmenschen geschehen könne. Daher entstand die gänzliche Entsagung seiner eigenen Vortheile, wenn sie mit den Vortheilen anderer in Widerspruch standen, und die seltene Fassung, daß er sich, sogar beim ersten Jugendfeuer seines Emporstrebens, keinen einzigen leisen falschen Schritt erlaubte. Darum stand er auf der schönen von ihm erreichten Höhe ohne innern Vorwurf. Deswegen war alles Glück, dessen er endlich genoß, rein und unvermischt, und wurde durch den Gedanken versüßt, daß es ein Geschenk der lohnenden Vorsehung sey, an die er sich mit so fester Zuversicht hieng, daß er oft, im Wonnegefühl über so viele um ihn her vereinigte Freuden, den Seinigen dankbar bezeugte: „Gott habe ihm alles gewährt, warum er ihn gebeten. Man müsse nur unerschütterlichen Vertrauens bitten, hoffen und ausharren, so gehe es immer gut: der Verzagte aber komme zu nichts.“

Zietens Religiosität war also nicht Andächtelei. Man sah ihn jedoch, in Ansehung des äußern gottesdienstlichen Gebrauchs, so lang' es seine Gesundheit zuließ, jeden Sonntag in öffentlicher Versammlung der Kirche, und sein ganzes Wesen drückte alsdann Ehrfurcht gegen Gott, so wie tiefe Unter-

werfung ſeines ihm ergebenen Herzens, aber zugleich auch die Hoheit eines Chriſten aus, der den Vorzug fühlte, mit dem höchſten Weſen durch einen göttlichen Mittler in Verbindung zu ſtehen, und dem alſo jede Andachtsübung, der er öffentlich und mehr noch im Stillen oblag, zu ſeinem Glück gereichte, und wirkliches Seelenbedürfniß war. Dazu gehörte vorzüglich das tägliche Gebet, in welchem er ſich mit ſeinem höchſten Schutzherrn aus vollem Herzen unterhielt; und nie verfloß ein Tag, an welchem er nicht, bei verſchloſſenen Thüren, ſeine Knie vor dem oberſten Regenten der Erde gebeugt, dem Allmächtigen für ſeine Gnade gedankt, und ſeinen König, das ganze Land, und ſich ſelbſt der weitern Fürſorge deſſelben empfohlen hätte. Hierzu hatte er aber keine beſondere abgemeſſene Stunde ausgeſetzt. Der Mann, welcher Gott immer vor Augen und im Herzen hatte, ergriff jede einſame Tageszeit, jede ſchlafloſe Nacht zu ſolcher ſtillen Unterredung, in welcher er, auch am Abend ſeines ruhmvollen Lebens, ſeinem erhabenen Wohlthäter noch manche dankbare Freudenthräne darbrachte. Obgleich er ſich aber bewußt war, vielleicht der einzige anhaltende und zuverſichtliche Fürbitter bei Gott im preußiſchen Heere zu ſeyn, ſah er dennoch keineswegs mit Verachtung auf andere herab, die es nicht ſo machten, ſondern ſchätzte deſſen ungeachtet als Soldat jeden, der ſeine Schuldigkeit erfüllte oder ſich hervorthat.

Das dankbare Vaterland, das den Helden in seinem Leben ehrte, vergaß seiner auch nicht, als er die Erde verlassen hatte. Eingedenk der Dienste, die Zieten dem Vaterlande geleistet hatte, ließ Friedrich Wilhelm II. dessen Bildsäule am 27sten Februar 1794 von karrarischem Marmor auf dem Wilhelmsplatze in Berlin errichten, und an seiner Nichte und Schwägerin, der vortreflichen Frau von Blumenthal auf Vehlov, fand der verewigte Held einen Biographen, der seiner würdig ist. Mit Recht sagt Gleim von dieser vortreflichen Lebensbeschreibung, aus der ich die meisten Züge zur Charakteristik Zietens entlehnt habe:

„Bescheiden war der Held! Sein Leben
Schrieb die Bescheidenheit!“

Jonathan Swift.

Dechant zu St. Patric in Dublin.

Daß die Engländer manche Nation an kräftiger und tiefdringender Satire weit übertreffen, ist eine bekannte Sache; und es hat theils in der Denkungsart dieser Nation, theils in der Staatsverfassung derselben seinen hinlänglichen Grund. Niemand unter ihnen hat aber die Kunst der Ironie besser verstanden, als Swift, und man kann in Wahrheit behaupten, daß es ihm hierin kein Satirenschreiber gleich gethan hat, daß sich viele nach ihm gebildet haben, daß er sie aber weit hinter sich zurück gelassen hat.

Dieser originelle Kopf war am 30. Nov. 1667 zu Dublin gebohren, und schon in seinem ersten Lebensjahre — entführt. Er hatte eine Amme, die das Knäbchen so lieb gewann, daß sie sich nicht von demselben trennen konnte, als sie eine Reise nach

England machen mußte. Ohne Wissen der Mutter (denn der Vater war vor der Geburt des Kindes gestorben) nahm sie es mit, behielt es drei Jahre bei sich, und pflegte auch seines Geistes so sorgfältig, daß der Knabe schon in seinem vierten Jahre buchstabieren und sogar in der Bibel fertig lesen konnte. Je mehr er indessen heran wuchs, desto mehr ließ er ein mürrisches Wesen an sich blicken, das ihm natürlich wenig Freunde machte. Von seinen Verwandten unterstützt kam er in seinem vierzehnten Jahre auf die Universität zu Dublin. Allein die akademischen Uebungen waren seinem Geiste nicht sehr angenehm. Die Logik und Metaphysik sah er mit der größten Verachtung an, und auf die Mathematik und Naturlehre warf er nur dann ein Auge, wenn er sie lächerlich machen wollte. Er brachte seine Zeit mit Lesen historischer Werke und berühmter Dichter zu.

Seine ökonomischen Umstände waren um diese Zeit nicht in der besten Verfassung. Die Unterstützung der Verwandten wurde immer sparsamer, und sein einiger Trost war noch ein reicher Vetter in Lissabon, von dem er sich eine Unterstützung versprechen konnte. Und diese kam auch wirklich in einem sehr kritischen Zeitpunkte. Swift hatte sich eben, ohne einen Pfennig in der Tasche, voller Verzweiflung ins Fenster gelegt, um seine finstern Gedanken zu vergaffen, als ihm ein Schiffer in die

Augen fiel, der sich nach Jemands Wohnung erkundigte. In dem Augenblicke fuhr Swift der Gedanke durch den Kopf, daß dies wohl jemand seyn möchte, der ihm von seinem Vetter in Lissabon ein Geschenk zu bringen hätte. Voll angenehmer Erwartung sah er ihn ins Haus gehen, und hörte bald darauf ein Klopfen an seiner Thüre. Mit zitternder Eile öffnete er sie, der Schiffer trat herein, und fragte: „Sind Sie Herr Jonathan Swift?“ — „Ja!“ — „Nun, so hab' ich hier etwas von Herrn Willoughby Swift in Lissabon an Sie abzugeben.“ Hiermit zog er einen großen ledernen Beutel hervor, und leerte ihn — er war voll silberner Piaster — auf den Tisch aus. *Swift, über den Anblick entzückt, schob, in der ersten Aufwallung* seines Herzens, eine Menge derselben, ohne zu zählen, dem Schiffer zu, um ihn für seine Mühe zu belohnen; aber der ehrliche Seefahrer weigerte sich, das geringste anzunehmen, und erklärte, daß er für den guten Herrn Willoughby gern mehr, als das, thun wollte. Von der Zeit an fehlte es Swiften nie, wenigstens am Nothwendigsten.

Als die Zeit heran rückte, wo er den Doctor-Grad erlangen sollte, wurde er wegen Dummheit und Untüchtigkeit abgewiesen. Bei wiederholtem Ansuchen erhielt er diese Würde nur ex speciali gratia, (aus besonderer Vergünstigung.) Er verlebte

jetzt noch einige Jahre auf der Universität ganz im Stillen, denn die Studenten bekümmerten sich nicht weiter um ihn, weil man laut genug davon gesprochen hatte, er sey ein Dummkopf.

Swift war jetzt, in seinem 21sten Jahre, zu nichts brauchbar, als zum geistlichen Stand, und auch darin ohne Hoffnung sein Glück zu machen; denn an Verbindungen fehlte es ihm gänzlich und seine Verdienste waren durch die sonderbare Art, wie er den Doctor-Grad erlangt hatte, nicht in sehr vortheilhaftem Lichte erschienen. In den zur Beförderung eines jungen Mannes nöthigen Studien hatte er gar keine Fortschritte gemacht; wegen seiner einsamen Lebensart war er unbekannt geblieben, und seine von Natur schon finstere, durch eine drückende Lage aber noch bitterer gewordene Laune, machte ihn unfähig, sich persönlich Freunde zu erwerben. In dieser peinlichen Lage mußte er sich, so sauer es seinem Stolze wurde, entschließen, den gelehrten Staatsmann William Temple, mit dem er verwandt war, aufzusuchen, und ihn um Rath und Hülfe zu bitten. Der menschenfreundliche Mann nahm ihn sogleich in sein Haus auf, behandelte ihn mit Güte und Liebe, und hielt ihn zum fleißigen Lesen solcher Schriften an, die ihn in Stand setzen konnten, die verlorne Zeit wieder einzubringen. Jetzt entwickelten sich Swifts Talente immer mehr, und sein Wohlthäter ward zuletzt sein

Freund.

Freund. Er ſtellte ihn dem Könige Wilhelm vor, ſandte ihn einſt in einer wichtigen Angelegenheit an den Hof, und brauchte ihn zum Korrektor ſeiner eigenen Werke.

Das abhängige Leben war aber doch nicht ganz nach Swifts Sinne. Er verließ nach einigen Jahren ſeinen Wohlthäter, gieng nach Irland, ließ ſich ordiniren, und bekam darauf in ſeinem 27ſten Jahre die Präbende von Kilroot, die ohngefähr hundert Pfund jährlich einbrachte. Zum erſtenmale genoß er jetzt die Annehmlichkeiten der Unabhängigkeit: aber ſein Glück dauerte nicht lange, denn er fühlte auch bald, daß ihm, außer der Unabhängigkeit, kein Lebensgenuß in Kilroot übrig blieb. Er fand ſich hier in einen finſtern Winkel eines finſtern Landes verſetzt, ſchlecht verſorgt mit allen Bequemlichkeiten des Lebens, ohne Freund, Geſellſchafter, oder irgend einen Umgang nach ſeinem Geſchmacke. Welch ein Kontraſt gegen das ſchöne geſellige Leben auf dem Landgute ſeines Wohlthäters. Er fieng an zu fühlen, daß er für einen höhern Poſten geſchaffen ſey, und beſchloß daher, noch einmal ins Meer der Welt auszulaufen, um ſich eine Stelle zu verſchaffen, die ſeinen Talenten und ſeiner Neigung angemeſſen wäre.

In den Gedanken vertieft, ſeine Stelle eheſtens niederzulegen, begegnete ihm auf einem ſeiner gewöhnlichen Spatziergänge ein ſchon bejahrter Geiſt-

licher zu Pferde. Nach dem gewöhnlichen Gruße ließ sich Swift mit demselben in ein Gespräch ein, und der Mann gefiel ihm so sehr, daß er ihn zum Mittagsessen einlud, und ihn überredete, einige Tage bei ihm zu bleiben. Während dieser Zeit fand Swift an seinem Gast einen Mann von großer Einfalt der Sitten, gesundem Verstand, etwas Gelehrsamkeit und ungeheuchelter Frömmigkeit. Und bei der Erkundigung nach seinen Umständen erfuhr Swift, daß sein Gast blos eine Kuratenstelle von vierzig Pfund jährlicher Einkünfte habe, wovon er eine Frau und acht Kinder ernähren müsse. Swift bedauerte seine Lage, und sagte ihm, er habe einigen Einfluß, den er zu seinem Besten anwenden, und ihm eine bessere Stelle zu verschaffen suchen wolle, wenn er ihm nur seine schwarze Stute leihen möchte, um nach Dublin reiten zu können. Der Geistliche willigte gern ein, und gieng zu Fuß nach Hause. Swift ritt nach Dublin, und er hatte die Freude den guten Alten zu seinem Nachfolger ernannt zu sehen, der sich im Besitz dieser Pfründe unaussprechlich glücklich fühlte.

Swift gieng jetzt wieder, nach einer Abwesenheit von fast dreizehn Monaten, auf das Gut des Sir William, und blieb daselbst, bis ihm sein Freund und Wohlthäter nach vier Jahren durch den Tod entrissen wurde. In dieser Zeit schrieb er seine berühmten Digressionen, und die Bücher-

schlacht, seinem erhabenen und gelehrten Freunde zu Ehren.

Gleich nach Sir Williams Tode reiste Swift nach London, und dort war es sein erstes Geschäfte, eine verbesserte Auflage von Temple's Werken zu besorgen, und sie dem Könige mit einer Dedication zu überreichen. Das dünkte ihm der sicherste Weg zu einer Beförderung. Allein er fand sich getäuscht; die Dedication blieb ohne Wirkung, und auf das Memorial, welches er nachher übergab, erhielt er gar keine Antwort. Das war eine harte Prüfung für seinen Stolz, und im Verdrusse ergriff er die erste Gelegenheit, wodurch er aus seiner peinlichen Muße herausgerissen werden konnte. Er begleitete den Lord Berkeley als Secretair nach Dublin; allein auch diese geringe Stelle verlor er, unter dem Vorwande, daß es sich für einen Geistlichen nicht wohl schicke, Secretairs-Dienste zu thun. Endlich war es doch das Schicksal müde, ihn ferner bestimmungslos umher zu treiben, und er erhielt, nach manchen vergeblichen Supplikationen, die beiden Pfründen Laracor und Rathbeggan. Sobald er seine Wohnung in Laracor genommen hatte, machte er seinen Kirchkindern öffentlich bekannt, daß er jeden Mitwoch und Freitag Betstunde halten werde. Am folgenden Mitwoche ward geläutet, und der neue Pfarrer wartete an seinem Pulte. Nachdem er eine gute Weile gewartet hatte, und sah, daß die

ganzen Versammlung blos aus ihm und seinem Küster Roger bestund, so fieng er mit großem Ernst an zu reden: „Vielgeliebter Roger, die Schrift ermuntert euch und mich in verschiedenen Stellen“ — und setzte dann den ganzen Gottesdienst regelmäßig fort.

Sein rastloser Geist trieb ihn auch jetzt, sich alle Jahre einige Monate hindurch seinen Berufsgeschäften zu entziehen, um eine Reise nach England zu machen, in der Hoffnung, dort vielleicht Gelegenheit zu finden, sich auszuzeichnen und seine jetzige Lage zu verbessern. Seine Art zu reisen war so sonderbar, als irgend eine seiner andern Handlungen. Er reiste oft mit einem Fuhrmann auf seinem Wagen, noch öfter aber gieng er zu Fuß. Gemeiniglich aß er mit Fuhrleuten, mit den Hausknechten in den Wirthshäusern ꝛc. und blieb des Nachts in solchen Häusern, wo er über der Thüre geschrieben fand: Hier logirt man für einen Stüber. Er fand in den Auftritten des niedrigen Lebens ein Vergnügen, und die Sprache der gemeinen Leute war für ihn eine Quelle der Belustigung.

Während seiner jährlichen Besuche in London brachte er die meiste Zeit in dem Hause des Lord Berkeley zu, versah dort das Amt eines Kapellans, wohnte den Privatandachten der Lady bey und las ihr gewöhnlich nachher eine moralische oder religiöse Abhandlung vor. Da nun die Gräfin

gerade damals viel Geschmack an Boyle's Betrachtungen fand, und sie alle nach der Reihe vorzunehmen dachte, Swift aber diese Lectüre nicht so unterhaltend glaubte, als Milady, kam er auf den Einfall, sich durch einen Scherz davon loszumachen. Nachdem er wieder einmal Vorlesung gehalten hatte, nahm er das Buch heimlich mit nach Hause und nähete behutsam einige Blätter hinein, auf die er seine eigene Betrachtungen über einen Besenstiel geschrieben hatte. Darauf ließ er das Buch wieder unbemerkt an seinen Ort legen, und als er bei seinem nächsten Besuche von der Dame gebeten wurde, in den Betrachtungen fortzufahren, öffnete er das Buch da, wo die eingeschobenen Blätter waren, und fieng sehr ernsthaft an zu lesen: *Betrachtungen über einen Besenstiel.*

Die Gräfin, durch die Sonderbarkeit des Titels überrascht, fiel ihm in die Rede, und wiederholte die Worte: „Betrachtungen über einen Besenstiel? Ey! ey! das ist ein besonderer Einfall! Indeß kann man doch nicht wissen, ob nicht dieser bewundernswerthe Schriftsteller vielleicht die nützlichsten Lehren aus diesem anscheinend unbedeutenden Gegenstand zu ziehen gewußt hat. Lassen Sie uns hören, was er darüber sagt!“ Swift fieng nun an, mit unverändert ernsthafter Miene zu lesen, und Milady Berkeley, die den Betrug noch immer nicht ahndete, äußerte dann und wann ihre

Bewunderung des großen Mannes, der aus einem so geringen Gegenstand, so vortrefliche moralische Lehren ziehe. Swift fand sich zwar durch dies Lob nicht wenig geschmeichelt, doch blieb er so sehr in seiner Fassung, daß die Dame nichts merkte. Da gleich darauf Gesellschaft hereinkam, schützte Swift Geschäfte vor, und entfernte sich, weil er den folgenden Auftritt voraus sah.

Die Gräfin, die noch voll von dem Gehörten war, wußte das Gespräch bald auf Boyle zu leiten, und brach nun in Lobeserhebungen über seine göttlichen Betrachtungen aus; „aber, setzte sie hinzu, der Doctor hat mir eben eine vorgelesen, die mich in größeres Erstaunen gesetzt hat, als alle übrigen; ich meine die herrliche Betrachtung über einen Besenstiel.“ Die Gesellschaft sah sich erstaunt an, konnte kaum das Lachen zurück halten, und alle versicherten einstimmig, daß sie nie etwas von dieser Betrachtung gehört hätten. „Auf mein Wort, sagte die Gräfin, sie steht in dem Buche, sehen sie nur nach.“ Das Buch wurde geholt, und man fand die Betrachtung wirklich darin, aber in Swifts eigener Hand, worauf ein allgemeines Gelächter erfolgte. Von nun an ward Swift seines Vorleseramts entledigt, aber der witzige Aufsatz selbst wurde bald nachher gedruckt.

Swifts große Talente waren zwar im Privatleben sehr berühmt und bewundert und man

ſuchte ſeinen Umgang eifrig, doch war ſein Name bis jetzt in der Republik der Gelehrten ziemlich unbekannt geblieben. Das einzige, was er damals noch herausgegeben hatte, war die Schlacht der Bücher, und die Streitigkeiten in Athen und Rom, und beide ohne Namen. Buttons Kaffeehaus war damals der Sammelplatz der ſchönen Geiſter, wo Swift auf eine ſonderbare Art ihre Bekanntſchaft machte.

Die Herren hatten einige Tage hinter einander bemerkt, daß ein ſeltſamer Mann, von Kleidung ein Geiſtlicher, in das Kaffeehaus kam, welcher keinen von denen, die es beſuchten, zu kennen ſchien: und der die Gewohnheit hatte, ſeinen Hut auf einen Tiſch zu legen, und mit großen Schritten eine halbe oder ganze Stunde auf und nieder zu gehen, ohne daß er mit irgend einem Menſchen ſprach, oder auf irgend etwas, das vorgieng, zu achten ſchien. Am Ende nahm er ſeinen Hut auf, zählte ſein Geld aufs Zahlbrett und gieng davon, ohne ein Wort zu ſagen. Nachdem ſie dies ſeltſame Betragen eine zeitlang beobachtet hatten, ſchloſſen ſie, daß er verrückt ſeyn müſſe, und nannten ihn nun nicht anders, als den unklugen Pfarrer. Dies machte ſie deſto aufmerkſamer auf ſeine Bewegungen. Eines Abends ſahen ſie ihn verſchiedentlich ſeine Augen auf einen Herrn in Stiefeln werfen, welcher eben vom Lande herein gekommen

zu seyn schien, und endlich auf ihn zugehen, als ob er ihn anreden wollte. Alle waren begierig zu hören, was der stumme unkluge Pfarrer sagen würde, und verließen ihre Plätze, um sich ihm zu nähern. Swift näherte sich dem Fremden, und mit einmal, ohne ihn vorher zu grüßen, fragte er ihn: „Sagen Sie mir, Herr, erinnern Sie sich je gut Wetter erlebt zu haben?“ Der Fremde stutzte ein wenig über das Sonderbare in seinem Wesen und in seiner Frage, und sagte dann: „Ja, Gott sey Dank, mein Herr, ich erinnere mich, sehr oft gut Wetter erlebt zu haben.“ — „Das ist mehr, erwiederte Swift, als ich sagen kann; ich erinnere mich keines Wetters, das nicht zu heiß oder zu kalt, zu naß oder zu trocken war; indeß macht es der allmächtige Gott doch immer so, daß am Ende des Jahrs alles gut ist.“ Mit diesen Worten nahm er seinen Hut, und ohne eine Sylbe weiter zu sprechen oder auf irgend einen der Anwesenden zu achten, gieng er davon. Alle, die diese seltsame Scene mit angesehen hatten, starrten ihm nach, und wurden in der Meinung, daß er verrückt sey, noch mehr dadurch bestärkt.

Man erzählt noch eine Anekdote, die zwischen ihm und dem Doctor Arbuthnot auf demselben Kaffeehause vorfiel. Der Doctor hatte in großer Eile einen Brief geschrieben, der voller Dintenklekse war, und da er eben diesen seltsamen Pfarrer neben

sich stehen sah, fragte er ihn, in der Absicht, mit ihm zu spaßen: „Haben Sie nicht etwa Sand bei sich, mein Herr?“ — „Nein erwiederte Swift, Sand hab ich nicht, aber wohl Gries, und zwar in der Blase; und wenn Sie mir Ihren Brief geben wollen, so will ich darauf p..ssen.“ Diesen sonderbaren Anfang nahm die Bekanntschaft dieser beiden witzigen Köpfe, welche nachmals zu der vertrautesten Freundschaft reifte. Nach diesen Begebenheiten sahen sie ihn nicht mehr in Buttons Kaffeehause, bis das Mährchen von einer Tonne erschienen war, da sie denn, in der Person des Verfassers dieses unnachahmlichen Werks, ihren unklugen Pfarrer wieder fanden.

Alle Männer von Genie und Geschmack suchten jetzt seine Bekanntschaft, und bewunderten den originellen Geist, der aus seinen ironischen Dichtungen, die nach und nach erschienen, hervorleuchtete. Die politischen Gährungen, welche die Regierung der Königin Anna auszeichneten, interessirten ihn aufs lebhafteste, und er blieb nicht lange ein müßiger Zuschauer. Niemand kannte die englische Konstitution genauer, als Swift, niemand hieng ihr so eifrig an und würde, so wie er, alles gewagt haben, um sie zu erhalten. Er gab verschiedene politische Schriften heraus, die allgemeines Aufsehen erregten. So mannigfaltige Talente, so ausgebreitete Kenntnisse im politischen Fache, eine solche

Kraft und Würde des Ausdrucks, mit einem so reinen, meisterhaften Style verbunden, und besonders so viel Witz und eine so ungewöhnliche Stärke in der Satyre, erregten die gewisseste Erwartung, daß er der fähigste und furchtbarste Vertheidiger der Parthei seyn könne, zu der er sich schlagen würde. Er schlug sich auf die Seite der Minister, und stritt für ihre Sache in kleinen Schriften, Gedichten und Wochenblättern. Die Geissel der Satyre wurde in seiner Hand zu einer Keule, gegen deren Streiche kein Panzer sichern konnte. Kein Wunder, daß die Minister ihm auf alle Art schmeichelten, und seine Talente aufs Beste benutzten. Er wurde zu den geheimsten Berathschlagungen über politische Gegenstände gezogen, und auch in den fröhlichen Cirkeln der Höflinge spielte er eine bedeutende Rolle.

Damals äußerte sich bei Swiften noch keine Spur von der Bitterkeit und verdrießlichen Laune, die Krankheit, getäuschte Erwartungen und mancher andere herbe Kummer in der Folge bei ihm erzeugten, und die mit den Jahren zunahm. Im Gegentheil besaß er eine ungewöhnlich heitere fröhliche Laune, weshalb denn auch seine Gesellschaft eifrig gesucht wurde, und seine Unterhaltung nicht allein witzigen Köpfen, sondern auch allen, die nur irgend Geschmack an gesellschaftlichen Freuden fanden, das größte Vergnügen gewährte. Und ein großer Lob-

ſpruch für ſeinen Charakter iſt es, daß er ſeinen vollwichtigen Einfluß bei Hofe dazu anwandte, wahres Verdienſt zu ſchätzen und zu befördern, ohne auf Verſchiedenheit der politiſchen Meinungen dabei Rückſicht zu nehmen.

Man wird ſich aber vielleicht darüber wundern und es den Miniſtern ſelbſt als Undankbarkeit anrechnen, daß Swift, nachdem er ihnen ſo manche wichtige Dienſte geleiſtet hatte, noch ſo lange unbelohnt und unbefördert blieb; indeſſen lag das nicht an den Miniſtern, die in der That lebhaft fühlten, wie viel ſie ihm ſchuldig waren, und ihn auch der Königin bei Gelegenheit eines erledigten Bisthums empfohlen hatten. Aber die Herzogin von Sommerſet, die Swift unverſöhnlich haßte, bewegte Himmel und Erde, um ſeine Beförderung zu verhindern. Alles, was er daher für ſeine Perſon erhalten konnte, war die, ſeinen Wünſchen gar nicht angemeſſene Dechantey von St. Patric in Dublin, welche ihm im April des Jahres 1713 zuerkannt wurde. Ja die Königin, die einmal gegen ihn eingenommen war, würde ihm vielleicht nicht einmal dieſe geringe Stelle zugeſtanden haben, wenn es nicht ihren Abſichten gemäß geweſen wäre, ihn dadurch auf eine anſtändige, obgleich nicht ſehr ehrenvolle Weiſe, vom Hofe zu entfernen, oder vielmehr zu verbannen.

Voll Verdruß über vereitelte Absichten verließ Swift nach dem Tode der Königin 1714 den Hof, um von seiner Dechantey Besitz zu nehmen. Aber er hatte wenig Ursache, sich über das Land zu freuen, wohin ihn das Schicksal rief. Bei seiner Ankunft in Irland war die Heftigkeit der Partheien in diesem Königreiche aufs höchste gestiegen. Da es allgemein bekannt war, daß Swift das völlige Vertrauen der Minister besessen hatte, so fiel man mit aller Wuth und Raserey heftiger Partheisucht über ihn her. Er wurde auf der Straße mit Schimpfreden verfolgt und zuweilen gar mit Koth geworfen; so, daß er sich endlich genöthigt sah, nie aus dem Hause zu gehen, ohne sich von bewaffneten Bedienten begleiten zu lassen. Am empfindlichsten war es ihm, daß er unter seinen Verfolgern solche Leute sehen mußte, denen er in der Zeit seines Ansehens die wichtigsten Dienste geleistet hatte. Unter diesen Umständen hielt er es für das klügste, sich ganz der Welt zu entziehen und künftig blos der Sorgfalt für seine Dechantey, seinen Pflichten als Geistlicher, und seinen häuslichen Geschäften zu leben. Er setzte, durch das Bewußtsein seiner Unschuld gestärkt, den Schmähungen seiner Gegner blos stille Verachtung entgegen, und fand im vertrauten Umgange mit einigen gewählten Gesellschaftern, die seinen Werth als Mensch und Schriftstel-

ler ganz zu schätzen wußten, Entschädigung für die unwürdige Behandlung des Publikums.

Sechs Jahre hindurch blieb Swift seinem Entschlusse treu. Er fühlte zwar den lebhaftesten Schmerz und Unwillen bei der grausamen Unterdrückung seines Vaterlandes und dem traurigen Zustande desselben, da er indessen überzeugt war, daß alle seine Bemühungen, sich dem Strome zu widersetzen, fruchtlos seyn würden, so lange der Partheigeist nicht nachließe; nahm er sich vor, diesen Zeitpunkt ruhig abzuwarten. Erst im Jahre 1720, als es ruhiger zu werden anfieng, gab er eine kleine politische Schrift zur Vertheidigung der irländischen Manufakturen heraus, vermied aber darin sorgfältig, von den vorgefallenen Begebenheiten und ihren Veranlassungen zu reden, und suchte blos die Irländer zu überzeugen, daß ein großer Theil ihres Elends von ihnen selbst herrührte, und es nur von ihnen abhienge, ihren Zustand zu verbessern. Indessen machte diese Schrift doch viel Lärm; der Buchdrucker hatte Verdruß darüber und Swift merkte wohl, daß das Feuer der Partheisucht noch immer unter der Asche glimmte. Er zog sich daher wieder in seine Einsamkeit zurück, nachdem er sich vorher an dem Richter, der seine Sache zur Untersuchung gebracht, gerächt und ihn dem Publikum mit so schwarzen Farben dargestellt hatte, daß er ein Gegenstand des allgemeinen Abscheues wurde.

In seinen müßigen Stunden schrieb er jetzt Gullivers Reisen, eine Satyre, in der er seinem Spleen über die Laster und Thorheiten der Menschen Luft machte. Das Buch machte allgemeines Aufsehen, wurde von Menschen aus allen Klassen gelesen, und wird noch jetzt als eine der geistreichsten Schriften des Verfassers geschätzt. Riesbeck, der talentvolle Verfasser der Briefe eines reisenden Franzosen, hat diese Satyre, so wie das Mährchen von der Tonne, im deutschen Gewande herausgegeben, und seine Arbeit ist ungleich moderner, runder und geschmeidiger, als die frühere Waserſche Uebersetzung. Swift schickte diese, so wie alle seine übrigen Produkte, ohne Namen in die Welt, damit er überzeugt seyn konnte, daß sie es blos ihrem eigenen Werthe zu danken hätten, wenn sie gut aufgenommen würden.

Seine frohesten Stunden verlebte er im Umgange mit einem Frauenzimmer, die er in seiner Jugend selbst gebildet, und die viele Jahre, bis an seinen Tod, bei ihm gewohnt hat. Unter dem Namen Stella hat er sie oft gepriesen; er war mit ihr getrauet, aber nie konnte er dahin gebracht werden, sie öffentlich für seine Frau zu erkennen. Ihr Tod, der im Jahre 1727 erfolgte, war für ihn ein harter Schlag; mit ihr wurden zugleich seine häuslichen Freuden begraben. Die einzige tröstliche Aussicht für den Rest seines Lebens beruhte jetzt auf

der Erwartung, in England befördert zu werden, und dort unter seinen Freunden seine Tage endigen zu können; aber auch dies Glück schien ihm nicht bestimmt zu seyn. Er fand bald, daß von dieser Seite nichts für ihn zu hoffen und er dazu verdammt sey, seine irdische Laufbahn in einem Königreiche zu beschließen, das er unter allen Ländern der Welt am wenigsten freiwillig zu seinem Aufenthalte gewählt haben würde.

Da ihm selbst nichts mehr zu hoffen übrig blieb, so nahm er sich vor, künftig nur für andere zu leben, in ihrem Glück sein Unglück zu vergessen, und fieng in dieser Absicht damit an, verschiedene Schriften herauszugeben, worin er die Hauptquellen des Elendes, worunter sein unglückliches Vaterland fast erlag, entdeckte und zugleich die Mittel angab, wodurch diesem abgeholfen werden könnte. Ferner unterstützte er auch die am nützlichsten eingerichteten Armenanstalten, worauf er mehr verwandte, als irgend ein Mann in England. Seine jährlichen Einkünfte theilte er in drei gleiche Theile. Einen davon bestimmte er zum Unterhalte seines Haushaltes, den andern legte er zurück, um gegen alle Unfälle des Lebens gesichert zu seyn, und den dritten theilte er an Arme und Unglückliche aus. Und da er diese Gegenstände seiner Wohlthätigkeit selbst und mit Behutsamkeit und Vorsicht aufsuchte und sich nicht auf andere desfalls verließ, so wurde

dies Geld fast immer nützlich verwandt. Besonders nahm er sich der armen arbeitsamen Krämer aus den niedrigsten Volksklassen an und lieh ihnen ohne Zinsen in kleinen Summen fünf oder zehen Pfunde, die er sich nach und nach bei zwei oder vier Schillingen wöchentlich wieder erstatten ließ. Das auf diese Weise eingesammelte Geld theilte er dann wieder an einem gewissen Tage jedes Monats an andere Krämer aus und vervielfältigte durch diesen schnellen Umlauf die Wohlthaten, welche er durch die Summe erwies. Sein Eifer für das Wohl des Vaterlandes erwarb ihm allmählig bei seinen Landsleuten das größte Ansehen, und er war im ganzen Königreiche unter dem Namen der Dechant bekannt, als gäbe es nur einen einzigen Dechanten in der Welt. Sobald es hieß: „der Dechant hat dies oder jenes gesagt, oder gethan;“ fand es jedermann recht gesagt und gethan und man bezeugte einen eben so blinden Glauben an seine Unfehlbarkeit als die Katholiken an die des Papstes zu haben vorgeben.

So sehr es aber auch Swifts Ehrgeize schmeichelte, durch freiwillige Uebereinstimmung seiner Landsleute ein solches Ansehen erlangt zu haben, daß man ihn als den ersten Mann im Königreiche betrachtete, daß ihn alle wahren Freunde des Vaterlandes abgöttisch verehrten und alle Verräther desselben fürchteten; so war er doch mit seiner Lage

durch-

durchaus nicht zufrieden. Der Druck, worunter Irland seufzte; die Niederträchtigkeit einiger der Vornehmsten, die das Wohl des Vaterlandes ihrem Eigennutze aufopferten; die Feigheit anderer, welche sich diesem schändlichen Verfahren nicht zu widersetzen wagten, und endlich das Elend, die schreckliche Armuth der untern Stände eines Königreichs, woran die Natur ihre besten Gaben verschwendet und das sie zu einem der glücklichsten und gesegnetsten Länder bestimmt hatte; das alles schlug Swifts erhabenen und freien Geist so nieder, daß er sich zuweilen höchst unglücklich fühlte. Ueberhaupt wurde seine Laune nach dem Tode der liebenswürdigen und geliebten Stella immer mürrischer und seine Anfälle von Spleen, die durch ihre freundschaftlichen, sanften Vorstellungen oft waren verscheucht worden, stellten sich häufiger ein. Mit ihr waren alle seine häuslichen Freuden verschwunden und da er bei der damaligen Lage der Dinge auch für das allgemeine Wohl durchaus nichts zu thun im Stande, dabei auch von den Schwächen des Alters, seinen gewöhnlichen Leiden, nemlich von Schwindel und Taubheit, dem Kummer über den Verlust fast aller seiner alten Freunde (die vor ihm starben) und vorzüglich von der Besorgniß, daß ihn seine Geisteskräfte noch vor seinem Ende verlassen möchten, niedergedrückt war; schien ihm das Leben eine Last und er bat Gott täglich, ihn doch bald davon zu befreien.

In dem Jahre 1736 fieng sein Gedächtniß an sehr schwach zu werden; auch seine übrigen geistigen Kräfte nahmen in Verhältniß seiner körperlichen ab, und sein heftiges, so leicht zum Zorne zu reizendes Temperament, das er stets nur mit vieler Mühe in Schranken gehalten hatte, gewann nun die Oberhand und machte ihn sich selber und Allen, die ihn umgaben, unerträglich. Schon seit einem Jahre hatte ihn ein ungewöhnlich heftiger Anfall von Taubheit und Schwindel zur Geselligkeit untüchtig gemacht und er war daher eben so ungeneigt, seine alten Freunde und Bekannten bei sich zu sehen, wie diese, ihn zu besuchen. Da er nun durch die Schwäche seiner Verstandeskräfte vom Schreiben abgehalten wurde und seine Augen, denen er durchaus nicht durch den Gebrauch der Brillen zu Hülfe kommen wollte, ihm nicht erlaubten, sich mit Lesen zu unterhalten; schlichen die letzten Tage seines Lebens sehr trübe und langweilig dahin und kein freundschaftlicher Besuch zerstreute den Kummer seiner Seele.

Vom Jahre 1739 bis 1744 wurden seine Leidenschaften so heftig und unlenkbar, sein Gedächtniß vergieng so sehr, und seine Vernunft ward so zerstört, daß man die größte Vorsicht anwenden mußte, damit sich ihm kein Fremder näherte. Mit dem Anfange des Jahres 1742 wurden die geringen Ueberbleibsel seines Verstandes völlig verworren,

und seine Wuth wuchs gänzlich zu dem Grade der Tollheit. Er starb endlich, in eine völlige Blödsinnigkeit versunken, den 29sten October 1745. Sein ganzes Vermögen hatte er zur Erbauung eines Hospitals für Blödsinnige und tolle Menschen bestimmt.

Bei der Nachricht von seinem Tode strömte das Volk haufenweise herbei, um seinen Wohlthäter noch einmal zu sehen. Jeder beeiferte sich, am nächsten bei dem Sarge zu stehen und man bestach sogar die Bedienten, um eine Locke von seinem Haare zu erhalten, welche dann als ein Heiligthum aufbewahrt und noch auf Kinder und Kindeskinder vererbt wurde. Indessen war die Anzahl derer, die nach einem solchen Schatze strebten, so groß, daß *Swifts Kopf* in weniger als einer Minute ganz kahl und seines silbernen Schmuckes beraubt, dalag. Der Körper wurde, seinem Befehle gemäß, in der Domkirche St. Patrik in aller Stille beigesetzt.

Swift war in seinem ganzen Thun und Lassen originell. Alles, was er that und sagte, trug das Gepräge des Eigenen, des Sonderbaren. Daher wurde er oft verkannt, und man sagte von ihm weit mehr Böses, als er verdiente. In seinem Charakter fanden sich, neben manchen auffallenden Schwächen, auch viele sehr vorzügliche Eigenschaften. Wein, Weiber und Spiel, diese drei gefährlichen Feinde der Jugend, haben nie den geringsten Einfluß auf ihn gehabt. Er war kein einzigesmal

in seinem Leben betrunken, floh sogar den Verdacht einer sträflichen Verbindung mit dem weiblichen Geschlechte, und spielte zwar, während seines Aufenthalts in London, zuweilen um geringen Preis, doch unterließ er auch das gänzlich, nachdem er Dechant von St. Patrik geworden war. Die drei Haupttugenden, Gerechtigkeit, Mäßigkeit und Standhaftigkeit besaß er in einem hohen Grade; aber Mangel an Vorsichtigkeit ließ er sich öfters zu Schulden kommen. Nicht immer gehorchte er der Stimme der Vernunft, sondern er ließ sich oft von den Reizen einer äußerst lebhaften Einbildungskraft hinreissen. Die geselligen Tugenden der Großmuth, Freigebigkeit und Dienstfertigkeit waren ihm eigen; aber nur seine vertrautesten Freunde kannten Swift von dieser Seite, und die Welt hegte eine ganz andere Meinung von ihm. Der sonderbare Mann bestrebte sich immer, seine guten Eigenschaften vor der Welt zu verbergen, und oft äußerte er sogar Gesinnungen, die seiner wahren Denkungsart ganz entgegen gesetzt waren. Er war ein warmer, treuer und aufrichtiger Freund, sehr glücklich und vorsichtig in der Wahl derer, die er mit seiner Zuneigung beehrte, und ließ keine Gelegenheit vorbeigehen, ihnen wichtige Dienste, oder auch nur Gefälligkeiten zu erweisen. Ehrgeizig war er im hohen Grade, allein sein Ehrgeiz war doch nicht von so unedler Art, daß ihm alle Mittel, ihn zu befriedigen, gleich-

gültig schienen. Von Vornehmen wollte er aufgesucht seyn. Gegen Geringere betrug er sich freundlich und gefällig, und mit solchen, die mit ihm von gleichem Stande waren (worunter er alle Männer von Genie und Talenten rechnete) lebte er auf dem vertrautesten Fuße. In vermischten Gesellschaften verlangte er dieselbe Ehrerbietung, welche man Personen vom höchsten Range zu bezeugen pflegt, und man war um so eher geneigt, diesen Wunsch zu befriedigen, da er etwas so Erhabenes und Gebieterisches in seinem Wesen hatte, daß er gleich beim ersten Anblicke alle Menschen mit einer Art von Furcht erfüllte.

Die Eigenheiten seines Charakters und seiner Launen erkennt man am Besten aus den mancherlei Anekdoten, die von dem sonderbaren Manne erzählt werden.

Swift war zuweilen sehr aufgeräumt und munter, bis auf sein Gesicht, über welches keine noch so große innere Zufriedenheit je den geringsten Anstrich von Freude zu verbreiten, oder es mit der Spur von irgend einer angenehmen Idee zu bezeichnen vermogte. Auf seinen weiten Reisen, die er oft im Sommer machte, da er dann immer bei Leuten, die im Rufe standen, daß sie sehr gut lebten, einkehrte, war er immer ein sehr angenehmer Gast, wofern nur die Hausfrau die Gewalt der Schlüssel an ihn abtrat, und die Direktion der

Angelegenheiten außer dem Hause ihm überlassen wurden. Die letztere schlug man ihm nie ab; die andere aber ward ihm, so oft er mit einem Frauenzimmer zu thun bekam, welches gebührende Grundsätze von weiblicher Obergewalt in diesem Punkte eingesogen hatte, und diese unmittelbare Gewalt zu behaupten entschlossen war, immer versagt. Er machte sich gleich mit den Bedienten vertraut, die ihn alle anbeteten, und gegen die er sich ungemein gütig bewies. Für den einen, der etwa eine Familie im Dorfe hatte, kaufte er eine Milchkuh; einen jungen fähigen Burschen, von dem er vorher sah, daß seines Herrn Nachsicht ihn verderben würde, brachte er bei einem Professionisten in die Lehre, indem er auf seine Dienstentlassung bestund und dergleichen. Für ländliche Anlagen hatte er keinen Geschmack, wiewohl er, wenn er sich einen Monat lang bei einem Herrn, der ihm gefiel, aufhielt, wohl ein Dutzend Pfund zu etwas verwandte, das er dann, sehr passend, Swifts Narrheit taufte. Jeder, den er mit seiner Gesellschaft beehrte, wußt' es vorher, wenn er im Begriff war abzureisen, weil er dann, einen oder zwei Tage vorher, mit Jedermann Zank anfieng; denn es war sein Grundsatz, nie in guter Laune jemanden zu verlassen. Oft beschwert' er sich, daß die Bedienten, oder andere, gleichviel wer, ihm etwas aus seinem Mantelsack gestohlen hätten, das doch nie darin gewesen war;

und erkundigte sich nachher, wiefern es ihm gelungen, Zank und Streit in der Familie zu erregen; denn dies fehlte nie, da unter den Irländern jede Unhöflichkeit, die einem Gast von irgend einem unter dem Dache erwiesen worden, ein fast unauslöschlicher Schandfleck für das Haus ist.

Da Swift ein Liebhaber von Auftritten unter den niedrigsten Klassen der Menschen war, so versäumte er keine Gelegenheit, ihnen beizuwohnen. Einst, als er sich auf dem Lande aufhielt, erfuhr er, daß in der Nachbarschaft eine Bettlerhochzeit seyn werde. Er war entschlossen, die Gelegenheit, eine so interessante Ceremonie mit anzusehen, nicht vorbei zu lassen; und damit er das Ganze desto vollkommener genießen möchte, that er seinem Freunde Sheridan den Vorschlag, daß er als ein blinder Fidler mit einer Binde über den Augen dahin gehen sollte, da er denn, als sein Führer, ihn begleiten wollte. In diesem Aufzuge verfügten sie sich also hin, und der blinde Fidler wurde mit lautem Frohlocken empfangen. Die Bettler hatten Essen und Trinken im Ueberfluß, und setzten dem Fidler und seinem Führer mehr damit zu, als ihnen lieb war. Eine fröhlichere Hochzeit konnte man nicht sehen. Man sang, tanzte, erzählte sich Histörchen, brachte seine Späße und witzigen Einfälle vor, mit einer Laune, die unterhaltender für die beiden Gäste war, als sie's vermuthlich in keiner

andern Gesellschaft bei ähnlicher Gelegenheit gefunden haben würden. Als sie weggehen wollten, zogen die Bettler ihre ledernen Beutel heraus, und bezahlten den Fidler ganz ansehnlich. Am folgenden Tage giengen der Dechant und der Doctor in ihrem gewöhnlichen Anzuge aus, und fanden die ganze Gesellschaft vom vorigen Abend hin und her auf der Landstraße und in dem benachbarten Dorfe zerstreut; alle bettelten sie in den jämmerlichsten Klagliedern um Almosen, und erzählten die herzbrechendsten Geschichten von ihrer Noth. Einige von ihnen sahen sie jetzt auf Krücken hinken, die auf der Hochzeit sehr schnellfüßig getanzt hatten; und andere waren stockblind, die dort ganz scharfsichtig gewesen waren. Der Doctor theilte das Geld, welches er als seine Bezahlung erhalten hatte, unter sie aus; der Dechant aber, welcher diese handfesten Vagabunden in den Tod haßte, machte sie aufs ärgste herunter, sagte ihnen, auf welche Art er bei ihrer Hochzeit zugegen gewesen und ihre Spitzbüberei erfahren hätte, und versicherte sie, wenn sie nicht gleich anfiengen, sich durch Arbeit ehrlich zu nähren, so würde er sie alle beim Kopf nehmen und ins Zuchthaus werfen lassen. Diese Erklärung gab aufs neue den Lahmen ihre Füße, und den Blinden ihre Augen wieder, so daß sie über Hals und Kopf davon liefen.

Zuweilen hielt sich Swift in Quilca, einem Landhause des Doctor Sheridan, auf, wo er denn, wenn dieser in Geschäften verreiste, die Aufsicht über die neuen Anlagen übernahm, womit Sheridan seine Gärten zu verschönern suchte. Als dies auch einst der Fall war, fiel es dem Dechanten ein, seinen Freund durch einige Verbesserungen zu überraschen. Er ließ daher auf seine Kosten einen Kanal, oder vielmehr kleinen See graben, an dem einen Ende eine Laube errichten, und einige Acker Land mit einer steinernen Mauer umgeben, wozu ihm der sehr steinigte Boden die Materialien lieferte. Obgleich Swift allen Hausgenossen befohlen hatte, die Sache geheim zu halten, so erfuhr Sheridan doch alles. Als er nun ankam und Swift ihn auf ihrem nächsten Spatziergange, als wie von ungefehr, an der neuen Anlage vorbeiführte, stellte er sich, als bemerkte er gar nichts und fuhr fort, von gleichgültigen Dingen zu reden. Diese Unempfindlichkeit verdroß den Dechanten, und weil Sheridan noch immer nichts merken wollte, sagte er endlich: „Der Henker hole Ihre verwünschte Gleichgültigkeit! Sehen Sie denn nicht, daß ich hier große Verbesserungen angebracht habe?“ — „Verbesserungen, Herr Dechant? erwiederte Sheridan, davon seh' ich doch eben nichts. Jenes Loch haben Sie vermuthlich graben lassen, weil Sie Erde nöthig hatten; die Bäume sind freilich

viel schlechter angebracht, als sie es an ihrem vorigen Platze waren; was aber die Steine betrift, so ist es sehr gut, daß Sie den Erdboden davon befreit haben; das Gras wird besser danach wachsen; und daß man sie auf einander gesetzt hat, ist auch nicht übel, indem sie so leichter weggeschaft werden können.“ — „Da erkennt man einmal wieder Ihren verdammten Irländischen Geschmack! rief Swift voller Unwillen; wie konnt' ich nur etwas Besseres von Ihnen erwarten? Aber so viel ist gewiß, daß weder Ihre Voreltern, noch Sie selbst, je so etwas zu Stande gebracht hätten.“

Indessen nahm sich Sheridan vor, dem Dechanten bei der nächsten Gelegenheit einen ähnlichen Streich zu spielen. Als daher dieser auch einst auf einige Tage verreist, der Doctor aber zu Hause geblieben war, ließ er in der größten Eile die Mitte des Sees, da, wo er zwanzig Fuß tief war, so mit Heide und Steinen anfüllen, daß daraus eine Insel entstand, die dann ganz mit Rasen bedeckt und mit Weiden bepflanzt wurde. Swift, der gar nichts von dieser neuen Anlage erfahren hatte, schien sehr überrascht, als er sie zuerst erblickte und meinte, das Wasser müsse während seiner Abwesenheit sehr gefallen seyn, weil die Insel, von der man noch nie eine Spur gesehen hätte, jetzt auf einmal zum Vorschein gekommen sey. „Das Wasser muß freilich sehr abgenommen haben, erwiederte Sheridan

spöttisch, wenn es vorher sogar die Bäume auf der Insel ganz bedecken konnte.“ Swift merkte nun daß er angeführt war und gestand, daß des Doctors List und auch seine Anlage mehr werth seyen, als die, wodurch er ihn kürzlich zu überraschen gedacht hatte.

An seinem Körper war Swift äußerst reinlich. Er wusch nicht nur seine Hände sehr sorgfältig, sondern schnitt auch immer seine Nägel bis an das Fleisch ab, damit sich ja nicht der geringste Schmutz darunter setzen möge. Auch nahm er alle Tage ein Fußbad, weil er viel gieng. Einst, da er bei Herrn Pilkington zum Mittagessen eingeladen war, steckte er bei seiner Ankunft blos den Kopf in das Besuchzimmer, um der Mistriß Pilkington einen guten Morgen zu sagen; und lief dann sogleich auf den Boden, von da in die Bibliothek, in das Schlafzimmer und in die Küche. Als er es aller Orten reinlich und ordentlich fand, kehrte er zu der Mistriß zurück und lobte sie desfalls, indem er ihr sagte, daß es immer seine Gewohnheit sey, in fremden Häusern zuerst Küche und Boden zu untersuchen und nach dem Zustande, worin er diese fände, die Hausfrau zu beurtheilen, „denn, setzte er hinzu, auch die schlechteste Hausfrau pflegt in ihrem Besuchzimmer Ordnung zu erhalten; also kann man sie nicht ganz beurtheilen, wenn man nur das gesehen hat.“

Einer von Swifts Hauptfehlern war der, daß er keinen Scherz auf seine Unkosten vertragen konnte, obgleich er sich oft dergleichen auf anderer Leute Unkosten erlaubte. Unter andern traf es sich, daß er einst bei einem öffentlichen Gastmahle einem gewissen Aldermann Brown gegenüber saß, der, ohne ein Wort zu reden, ganz entsetzlich viel aß. Swift, der das komisch fand, fieng an, ihn aufzuziehen und erlaubte sich bei dieser Gelegenheit manchen witzigen Einfall, der den armen Aldermann dem Gelächter der Gesellschaft preis gab. Indessen schien dieser es gar nicht zu bemerken und aß immer fort, ohne sich um das zu bekümmern, was um ihn her vorgieng. Als aber nun der Dechant gegen das Ende der Mahlzeit ein Stück von einer Ente auf den Teller nahm und dazu, obgleich sie gebraten war, eine Aepfel-Sauce verlangte, rief der Aldermann mit lauter Stimme: „Herr Dechant! Sie essen ja, wie eine Gans.“ Dieser unerwartete Scherz erregte ein heftiges Gelächter in der ganzen Gesellschaft, Swift aber sprach den ganzen Tag hindurch kein Wort mehr.

Er war schon mehrmals zu einem Bauunternehmer gegangen, und hatte ihm befohlen, daß etwas Schutt, der vor seiner Thüre lag, weggeschaft werden sollte, ohne daß, mehrere Tage lang, sein Befehl befolgt wurde. Aeußerst aufgebracht darüber lief er nochmals hin, machte der Frau, die

er allein zu Hause traf, heftige Vorwürfe, und schloß endlich mit der Frage: „Weiß sie auch, Frau, wer ich bin?“ — „Ei ja, Ihre Hochwürden, versetzte sie, Sie sind der Doctor Higgins.“ — Dieser war ein alberner Jakobitischer Geistlicher, ein Schreier und Polterer, spottweise der Redner Higgins genannt, und von allen Menschen dem Dechant der unerträglichste. Man bemerkte, daß Swift, bis zu Ende seines Lebens, in seinem täglichen Spatziergange durch die Stadt diese Straße vermied, ungeachtet sie an einem schönen Kay lag, und eine Menge Pomeranzen- und Aepfel-Buden an derselben standen, deren Polizey ihm besonders anvertraut war, und täglich von ihm regulirt wurde.

Er hatte oft eine ganz seltsame Art, seine Leute wegen irgend einer Vernachläßigung seiner Befehle zu strafen, um sie fürs künftige desto aufmerksamer zu machen: die Miethung der Mägde überließ er seiner Haushälterin. Sobald das geschehen war, ließ er sie vor sich kommen, und sagte, er habe ihnen nur zwei Dinge anzubefehlen; das eine, daß sie die Thüre hinter sich zumachten, so oft sie in ein Zimmer kämen; das andere, daß sie die Thüre hinter sich zumachten, wenn sie aus einem Zimmer weggiengen; und empfahl ihnen zugleich, in Vollziehung dieser Befehle sehr pünktlich zu seyn. Eine dieser Mägde gieng einst zu ihm, und bat ihn um Erlaubniß, zu ihrer Schwester gehen zu dürfen,

welche an demselben Tage Hochzeit machen würde. Swift erlaubte es ihr nicht nur, sondern sagte, er wollte ihr, weil der Ort, wo ihre Schwester wohnte, zehen englische Meilen von Dublin lag, einen von seinen Bedienten zu Pferde mitgeben, welcher sie hinter sich aufnehmen sollte; und gab auch gleich die nöthigen Befehle deswegen. Voller Freude über diese Güte, vergaß das Mädchen die Thüre hinter sich zuzumachen, als es das Zimmer verließ. Etwa eine Viertelstunde, nachdem sie weggeritten war, befahl der Dechant einem Bedienten, ein anderes Pferd zu satteln, ihnen so schnell als möglich nachzureiten, und ihnen sobald er sie eingeholt hätte, so weit sie auch schon seyn möchten, zu befehlen, daß sie unverzüglich zurück kommen sollten. Sie hatten aber über den halben Weg zurück gelegt, als er sie einholte, und ihnen sagte, was der Dechant befohlen habe. Das arme Mädchen mußte, so ungern es auch wollte, gehorchen. Mit äußerst niedergeschlagenem Gesicht erschien es vor Swift, und fragte, was Se. Hochwürden zu befehlen hätten. „Nichts, Kind, sagt' er, als daß du die Thür hinter dir zumachen solltest, welches du vorhin vergessen hast." Um aber die Strafe nicht zu weit zu treiben, erlaubt' er ihr jetzt, ihre Reise fortzusetzen.

Wenn er ausritt ließ er sich immer durch zwei Bedienten begleiten; indessen stieg er erst vor dem

Thore auf das Pferd und gieng zu Fuße durch die Stadt, indem er sich seine Halbstiefeln und Sporen nachtragen ließ. Eines Tages, als er auch schon im Begriff war sich auf den Weg zu machen und seine Begleiter ihn lange vor der Hausthüre warten ließen, ohne sich sehen zu lassen, fand es sich endlich, daß diese Verzögerung durch eine Uneinigkeit veranlaßt wurde, indem jeder von ihnen meinte, es käme nicht ihm, sondern seinem Kameraden zu, die Halbstiefeln und Sporen zu tragen. Swift schlichtete sogleich den Streit durch den Befehl, daß jeder Bediente einen Halbstiefel und einen Sporen tragen und ihm so durch die Stadt folgen sollte. Dieser Zug schien dem Pöbel so lächerlich, daß er sich bald in ganzen Haufen zu ihnen gesellte und die Bedienten auszischte. Auch hätten diese nun gerne sich mit einander verglichen; aber Swift wollte es nicht zugeben, sondern es mußte zu ihrer Strafe für diesmal bei seiner Entscheidung bleiben. In der Folge aber ertheilte er ihnen auf ihr ernstliches Bitten die Erlaubniß, seine Stiefeln und Sporen abwechselnd zu tragen.

Einst auf einer Reise durch England begegnete ihm ein Pachter, bei dem er sich nach dem rechten Wege erkundigte, und als dieser ihm sagte, daß er gerade vor ihm läge und er ihn gar nicht verfehlen könne, schlug Swift, nachdem er einige Schritte weiter geritten war, einen Nebenweg zur Linken ein.

Der Pachter, der ihn beobachtete, rief ihm zu, daß es der unrechte Weg sey. „Wie? antwortete Swift, hat er mir nicht gesagt, daß ich den rechten Weg gar nicht verfehlen könne?“ — „Das hätt' er auch nicht, wenn er nicht ein Narr wäre“ erwiederte der Pachter.

Als er einst auf dem Lande war, erkundigte er sich wegen eines gewissen Herrn in der Nachbarschaft, mit dem die andern keinen Umgang hielten, und fragte nach der Ursache. Man sagte ihm, daß er der ärgste Dummkopf sey. Nicht lange darauf, bei einem seiner Spazierritte, sah er ihn vor sich her reiten, holte ihn ein, und fieng ein Gespräch mit ihm an. Er rühmte sein Pferd, und sagte unter andern, es trage einen sehr schönen Schweif. „Und ihrs, erwiederte jener, trägt den besten Kopf in ganz Irland.“ Bei seiner Rückkunft erzählte der Dechant dies, als einen sehr feinen Einfall und wunderte sich, wie sie den Urheber desselben für einen Dummkopf halten könnten. Einer von der Gesellschaft erzählte nachher dem Herrn, wie sehr dem Dechant das feine Kompliment, welches er ihm gemacht, gefallen habe. — „Nun was war's denn?“ fragte jener. — „Sie sagten ihm, sein Pferd trüge den besten Kopf in ganz Irland.“ — „Ei ja, das thuts auch, sagte der Tropf, der die Zweideutigkeit noch nicht begriff, ich wüßte kein Pferd gesehen zu haben, welches ein schöneres Vordertheil gehabt hätte.“

Swift bemerkte einst, daß sich eine große Menge Volks auf einem der offnen Plätze vor der Dechantei versammelt hatte, und als er sich nach der Ursache erkundigte, sagte man ihm, daß es geschehen sey, um eine Sonnenfinsterniß anzusehen. Sogleich ließ er den Pedell rufen, und unterrichtete ihn, was er thun sollte. Davy lief, holte eine Glocke, und nachdem er einigemal damit unter dem Haufen geklingelt hatte, rief er: „Hört ihr Herrn, und laßt euch sagen! Zu wissen sey hiemit jedermänniglich, dem daran gelegen, daß es des Herrn Dechant zu St. Patricius Wille und Wohlgefallen ist, die Sonnenfinsterniß bis morgen Nachmittag um diese Zeit auszusetzen. Und so segne Gott den König und seine Hochwürden den Herrn Dechant.“ Alsobald gieng der Pöbel auseinander; und einige, die sich klüger dünkten, schwuren, sie wollten nicht wieder kommen und noch einmal einen Nachmittag verlieren, denn der Dechant, der ein spaßhafter Mann sey, könnte sichs einfallen lassen, die Sonnenfinsterniß wieder aufzuschieben, und sie also zum zweitenmal zum Besten haben.

Nichts war Swift mehr zuwider, als wenn Skribler und Dichterlinge ihn ersuchten ihre Hirngeburten durchzusehen, und gewöhnlich führt' er sie auf eine Art ab, daß sie's bereuten, und daß andere, die etwa davon hörten, dadurch abgeschreckt wurden. Unter andern ließ sich auch einst ein gewisser Ver-

faſſer einer mittelmäßigen Tragödie bei dem Dechant einführen, und bat ihn um ſein Urtheil darüber. Swift behielt das Stück; und etwa vierzehn Tage nachher fand der Verfaſſer ſich wieder bei ihm ein, um ſein Urtheil zu vernehmen. Swift gab es ihm ſorgfältig eingewickelt zurück, und ſagte ihm, er hab' es geleſen, habe einige Mühe darauf verwandt, und glaube, er würde jetzt um die Hälfte weniger Fehler darin finden, als es vorher gehabt hätte. Nach tauſend Dankſagungen für die gehabte Bemühung, empfahl ſich der arme Dichter in Geſellſchaft eben des Herrn, der ihn zuerſt eingeführt hatte, und war ſo ungeduldig zu ſehn, was für Verbeſſerungen Swift gemacht hatte, daß er nicht ſo lange warten konnte, bis er nach Hauſe kam, ſondern ſich in der nächſten Straße unter einen Thorweg ſtellte, und ſein Manuſcript hervorzog. Wie groß aber war ſeine Beſtürzung und ſeine Schaam, als er ſah, daß der Dechant ſich die Mühe gegeben hatte, das ganze Stück durch, eine Zeile um die andere durchzuſtreichen, und zwar ſo ſorgfältig, daß ſie ganz unleſerlich waren. Zum Unglück konnte dieſer unglückliche Autor ſeinen Schimpf nicht einmal verborgen halten, da ſein Freund den Spaß viel zu drolligt fand, als daß er ihn hätte verloren gehen laſſen können.

Gottlieb Wilhelm Rabener.

Churſächſiſcher Steuerrath in Dresden.

Lange hatte Deutſchland keine ſchöne Literatur, die beſtändige Vorläuferin aller einheimiſchen, wirkſamen Gelehrſamkeit unter einem Volke. Mit Strenge alten Gewohnheiten ergeben, hielt die fleißige Nation über ihre Römiſch-Germaniſche Gelehrſamkeit, und bildete ihre Jünglinge, als wenn ſie dieſelben für die Curie und die Roſtra des alten Roms, oder für die Liturgie im Tempel des Jupiter Capitolinus erzöge. Endlich wurde es Licht, und die reichhaltige vaterländiſche Sprache wurde nun, nach manchen vortheilhaften, aber wieder verdämmerten Ausſichten, die ſich ihr ſchon ſeit Jahrhunderten von Zeit zu Zeit geöfnet hatten, in die Schätzung und in die Rechte eingeſetzt, die ſie verdiente, und durch dieſen Umſtand nahm die deutſche Literatur den Gang zum Tempel des Ruhms, den ſie nun ſeit einem

halben Jahrhundert mit so glücklichen Schritten geht. Aber nicht etwa eine mit dem Luxus aller Art angefüllte Hauptstadt, nicht etwa eine den Wissenschaften besonders günstige Regierung, oder sonst eine glänzende Epoche der öffentlichen Verfassung, gab, wie bei andern Nationen, den Stoß zu dieser glücklichen Revolution; einige geschmackvolle Männer in den Alpenthälern, die von den Schönheiten der Natur um sich her zu dem Gefühle des Geistig-Schönen geleitet worden waren, und einige studierende Jünglinge in Leipzig, die sich in einem freundschaftlichen Kränzchen übten, brachen die Bahn, unsre Sprache zu dem Grade von Vollkommenheit zu bilden, daß sie sich nun stolz und kühn mit den beliebtesten Sprachen unsrer Nachbarn messen kann. So lange daher nur immer ein deutscher Laut von deutschen Lippen gehört werden wird, darf das Andenken der Männer nicht untergehen, die durch keinen vierzehnten Ludwig bezahlt, durch keine Ehrenstellen gelockt, blos durch ihren innern glücklichen Genius geführt, der Sprache und der Literatur unsers Vaterlandes ihr goldenes Zeitalter herbeiführten.

Rabener behauptet unter diesen Männern eine der ersten Stellen. Die deutsche Literatur hat ihm sehr viel zu danken, und als klassischer Satyriſt genießt er mit Recht die allgemeinste Verehrung. Sein reicher und ächter Witz, sein ungemein scharfer und feiner Beobachtungsgeist, seine von keiner

Bitterkeit oder Misanthropie vergällte, sondern immer menschenfreundliche, Laune, seine leichte und anziehende Darstellungsgabe, und die korrekte Eleganz seiner Schreibart machten ihn dieses Vorzugs vollkommen würdig. Und sein ganzer edler Charakter — ja der Mann verdient es, vor vielen andern, daß wir sein Andenken hier erneuern.

Das Rittergut Wachau unweit Leipzig war Rabeners Geburtsort. Sein Vater, Just Gottlieb Rabener, dem er am 17. Sept. 1714 gebohren wurde, war damals Besitzer dieses Ritterguts, und zugleich Oberhofgerichtsadvokat zu Leipzig — ein lebhafter und thätiger, aber dabei oft von dem Uebel der Hypochondrie angefochtener Mann. Bis in das vierzehnte Jahr genoß er daselbst des Unterrichts häuslicher Lehrer, unter denen der nachmalige Stadtprediger in Dresden, Grenz, durch verschiedene gelehrte Schriften bekannt geworden, und nachher Rabeners Beichtvater gewesen ist.

Im Jahre 1728 gieng er auf die fürstliche Landschule nach Meißen, welcher vor Zeiten sein Großvater, M. Justus Gottfried Rabener, mit vielen Ruhme als Rektor vorgestanden hatte. Er hegte gegen diesen seinen Ahnherrn eine vorzügliche Hochachtung, ob er ihn gleich nur aus seinem Bildnisse und aus seinen Schriften kannte. Unter seinen Mitschülern befanden sich hier besonders Gellert, Gärtner und Grabener, von denen

der zweite nachher Professor in Braunschweig, und der letzte Rektor an der Schulpforte ward, und nach seinem Tode sein sämmtliches Vermögen vermöge seines Vermächtnisses erbte. Mit diesen dreien errichtete er eine genaue und zärtliche Freundschaft, die auf der Universität fortgesetzt, und nur durch den Tod getrennt worden ist. Rabener wurde von Gellerten als Freund geliebt, als Schriftsteller hochgeschätzt, und als ein im höchsten Verstande brauchbarer und geschäftiger Mann bewundert. Er sprach in seinen Lehrstunden oft mit sichtbarer Entzückung von ihm, als von einem Beispiele, daß der strengste Fleiß in Geschäften, selbst in trokkenen und mühsamen Geschäften, mit der größten Munterkeit des Geistes und dem lebhaftesten Witze sich vertrage. Gellert wurde auch noch in seinen letzten leidenvollen Jahren durch die Scherze seines Freundes oft aufgeheitert, wenn sie sich beide ihrer jugendlichen Begebenheiten und Verbindungen erinnerten. Rabeners gewöhnliche Laune und scherzhafter Muthwille erweckte dann immer Gellerts eigene Munterkeit wieder, und das Gesicht dieses Leidenden war bei den lustigen Zänkereien, die sich zwischen ihnen entspannen, immer bis zur lächelnden Heiterkeit entwölkt.

Sechs Jahre hatte Rabener in Meißen zugebracht, als er im Jahr 1734 die Universität Leipzig bezog, wo er ein paar Jahre darauf seinen

Vater verlor. Mit gründlichen Schulkenntnissen ausgerüstet, hörte er in jedem Theile der Literatur die vorzüglichsten Lehrer. Sein Hauptstudium war die Rechtsgelehrsamkeit, in der er außerordentliche Fortschritte machte. Um sich aber auch in praktischen Dingen, vornemlich in Beziehung auf die Landesverfassung, umzusehen, war er oft bei dem damaligen Kreislandsteuereinnehmer Lazer, der ihm Lust zur Kenntniß der Steuersachen machte, und ihm auch Gelegenheit dazu verschaffte. In kurzem brachte er es darin zu einer solchen Wissenschaft und Fertigkeit, daß er alle dahin einschlagende Arbeiten kannte, und mit Leichtigkeit und Vergnügen verrichtete. Rabener war überhaupt für Geschäfte gemacht. Er faßte eine Sache leicht, übersah vieles mit Einem Blicke, und konnte geschwind die Hauptsachen von den Nebensachen, das Nothwendige von dem Entbehrlichen unterscheiden. Er vollbrachte daher in kurzer Zeit mehr, als viele bei einem ängstlichen Fleiße in weit längerer zu thun vermögen.

Unter diesen ernsthaften Arbeiten, die er zu seinem Berufe zu machen angefangen hatte, vergaß er die Musen nicht, welche überall seine liebsten Begleiterinnen waren, und ihm die troknen Arbeiten seiner Lebensart versüßten. Sein Verstand und lebhafter Witz machte ihn bald bekannt; jeder, der Geschmack liebte, drängte sich zu ihm, und suchte seine Freundschaft.

Es war damals durch vorbereitende Umstände die Krise eingetreten, die für unsre Literatur heilsam werden mußte. Gottsched hatte mit Eifer und Geräusch die Aufmerksamkeit der Nation auf die deutsche Grammatik gerichtet und durch eine abermalige und Aufsehen erregende gelehrte Bearbeitung dieses Faches die Sprache aus der Verachtung herausgerissen, mit der die lateinischen Gelehrten auf sie herabzusehen gewohnt waren. Er hatte sich dadurch in Sachen der vaterländischen Sprache das Ansehen eines Dictators erworben, und sich unter den aufwachsenden Studierenden eine Schule herangezogen, der nichts über seine Autorität gieng. Aber er und seine Schule blieben bei der äußern Form der Sprache stehen, arbeiteten mit Aengstlichkeit an der deutschen Grammatik, ahmten mühsam den Franzosen nach, und brachten kein einziges Werk hervor, das wirklich Spuren eines sich läuternden Geschmackes und einer sich bildenden Kritik verrathen hätte. Bodmer und Breitinger in der Schweitz hatten einen andern Weg eingeschlagen; sie hielten sich an die Natur, und fiengen an, über die allgemeinen Grundsätze des Schönen und Gefallenden zu denken: sie waren frei von dem sklavischen, nachahmenden Sinne der Gottschedischen Schule, und fühlten, daß sie auf ihrem Wege der Wahrheit und der Natur näher kommen, und glücklichere Wirkungen hervorbringen mußten. Es ent-

ſtand zwiſchen beiden Partheien ein Streit, der heftig wurde, indem die Schweizer, bei ihrem von der hochdeutſchen Sprache verſchiedenen Dialekte, der andern Parthei manche Gelegenheit zum Tadel gaben, und das Gute der grammatiſchen Reform durch Gottſched zu wenig ſchätzten.

Es war natürlich, daß die Jünglinge, die damals Neigung zur ſchönen Literatur in ſich fühlten, ſich an den eben Epoche machenden Gottſched anſchloſſen. Und ſo ſcheint auch Rabener, eben ſo wie einige ſeiner Freunde, ihn geachtet zu haben, indem er an den Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes, die Gottſcheds Freund Schwabe herausgab, Antheil nahm. Hier findet man die Erſtlinge von Rabeners ſatyriſcher Laune. Von 1741 bis 1744 war er Mitarbeiter davon, und es erſchienen darin verſchiedene größere und kleinere Aufſätze von ihm; unter denen ſich auch ein ſchon im Jahre 1737 von ihm verfertigtes ſcherzhaftes Gedicht befindet, das jetzt im zweiten Bande ſeiner Satyren befindlich iſt, nemlich: Beweis, daß die Reime in der deutſchen Dichtkunſt unentbehrlich ſind. Er würde, nach dieſer Probe zu ſchließen, gewiß ein zweiter Horaz geworden ſeyn, wenn er ſich in ſeinen Satyren des Verſes hätte bedienen wollen. Durchgehends iſt das Gedicht wohlklingend, kräftig und voller Laune.

Da in die Belustigungen oft unschmackhafte Streitschriften aufgenommen, und nicht immer eine strenge Wahl in den Aufsätzen beobachtet wurde, welches dem Werke häufige und immer härtere Anfälle zuzog: so trugen verschiedene Mitarbeiter, unter denen auch Rabener war, bei dem Herausgeber darauf an, daß mit dem sechsten Bande dieses Journal geschlossen, und bei eben dem Verleger ein neues von gleicher Art angefangen werden möchte, zu dem sie auch ihre Arbeiten beizutragen sich erboten, wenn in Absicht jener Punkte eine Aenderung getroffen würde. Der Herausgeber willigte drein. Alle Mitarbeiter wandten ihren möglichsten Fleiß an, vorzüglich gute Stücke in diesen letzten Band zu liefern, damit er sich gegen die vorhergehenden ausnehmen, und sie das Werk mit Ehren schließen möchten. Rabener wollte eine Schrift: Vorlesungen eines Professors von Oczakow, über die Belustigungen, im Jahre 1844 gehalten, diesem Bande anhängen. Dieses sollte zugleich eine Kritik und Vertheidigung der Belustigungen, und zwar in einer satyrischen Schreibart, seyn, mit lachendem Spotte sollte schlechten Stücken das Urtheil gesprochen, und unbillige Anfälle abgewiesen werden. Aber auf einmal ward der Entschluß, die Belustigungen abzubrechen, geändert; und Rabener vertilgte seine Vorlesungen.

Gärtner, Cramer, Adolph Schlegel und Rabener vereinigten sich daher zur Herausgabe einer neuen Zeitschrift, unter dem Namen der Bremischen Beiträge, welche bald das allgemeine Aufsehen erregte, das sie zu erregen verdiente. Zu ihnen gesellten sich Ebert, Giseke, Zacharia, C. A. Schmidt, und noch einige; sie errichteten eine Gesellschaft, in der sich auch zuweilen Gellert als Gast einfand, der ihnen seine Schauspiele, die Betschwestern und das Loos in der Lotterie, für die Beiträge überließ; sie lasen sich ihre Arbeiten vor, und beurtheilten einander mit Strenge. Eine glückliche Stuben-Nachbarschaft brachte noch Klopstock in diesen Cirkel. Mit edlem Wetteifer rangen nun diese jungen Männer nach dem Lorbeer der aufblühenden deutschen Poesie, und bildeten schon in den Jahren des eigenen Lernens einen Cirkel, der bald darauf ihr ganzes Vaterland belehrte. Rabener, und überhaupt alle, sahen in der Folge diesen Theil ihres Lebens als den angenehmsten, und diese Vereinigung ihrer Arbeiten als die vornehmste Ursache ihrer eigenen Vollkommenheit und des guten Erfolgs ihrer Schriften an. Sie wurden bald von einander entfernt, aber ihre Freundschaft blieb unverändert. Kaum konnte irgend einer, nach dieser Trennung, neue, eben so vertraute und innige Freunde wieder finden.

Schon im Jahre 1741 ward Rabener Steuerrevisor des Leipziger Kreises, welches Amt mit vielen Beschwerlichkeiten und Reisen auf dem Lande umher verbunden, und mit Untersuchungen und Abmessungen des Eigenthums, und mit einer mühsamen Vertheilung der Abgaben, nach dem Verhältnisse dieses Eigenthums oder auch des Gewerbes, beschäftigt ist; welches alles eine genaue Kenntniß der Landesverfassung und eine geprüfte Rechtschaffenheit erfodert. Rabener war in diesem Amte nicht einen Augenblick müßig. Seine Geschicklichkeit zog ihm beständig eine Menge Aufträge zu, und er vollzog sie mit der größten Sorgfalt. Eine verworrene Sache, die durch die vielen Hände, durch die sie gegangen, nur desto verworrener geworden war, fiel gemeiniglich am Ende ihm zu, und er brachte sie glücklich in Ordnung. Auch bekam er nicht selten Aufträge, die besondere Vorsichtigkeit erfoderten, und theils seine Klugheit, theils seine Rechtschaffenheit, der er alle übrigen Betrachtungen aufopferte, machte, daß selbst diejenigen mit ihm zufrieden waren, wider die seine Entscheidung ausfiel.

Seine witzigen Arbeiten dienten ihm zur Erhohlung. „Alle meine Satyren, schrieb er einst an einen Freund, habe ich auf meinen Expeditionen, und während solcher Geschäfte gemacht, wo ich mit den Antipoden des Witzes zu thun hatte.“

Inzwischen ward ihm ein Freund nach dem andern entrissen. So viel Freunde und Gesellschafter ihm auch seine Laune, noch mehr aber seine Redlichkeit und sein Verstand in der Folge erwarb, so war doch sein Herz an jene alten Freunde immer am festesten gefesselt. — Sein Fleiß, seine Treue, seine mit der pünktlichsten Ordnung vereinigte Geschicklichkeit machten seine Vorgesetzten immer aufmerksamer auf ihn. Theils also, um ihn auf einem höhern Posten zu noch wichtigern künftigen Diensten fähig zu machen, theils die vergangenen zu belohnen, berief man ihn 1753 nach Dresden in das Obersteuer-Collegium, wo er nach Hofmanns Tode Obersteuersekretair ward. Der Abschied von Leipzig, dem Wohnplatze seiner besten und ältesten Freunde, dem Orte seiner jugendlichen Freuden und seiner ersten glücklichen Arbeiten, gieng ihm nahe. Aber sein Beruf, und die Hoffnung, sich nun dem Vaterlande noch nützlicher machen zu können, überwog den Schmerz der Trennung. Seine gegenwärtigen Verdienste verschafften ihm in Dresden, unter Hohen und Niedern, eben so viel Gönner und Freunde, als er schon abwesend Bewunderer da gehabt hatte.

Ob er gleich noch in der vollen Blüthe des männlichen Alters stund, und seine Gesundheit sowohl als sein Witz noch auf keine Weise geschwächt waren, so erklärte er dennoch bei der Herausgabe

des vierten Bandes seiner satyrischen Schriften, daß dieser der letzte seyn sollte. Er rechtfertigt diesen Entschluß in der Vorrede: „Ein ernsthafteres Alter; Geschäfte, die täglich gehäuft werden; der Verlust der besten Freunde; eine argwöhnische Vorsicht, die meinem jetzigen Stande vielleicht noch unentbehrlicher ist, als sie mir vor 3 Jahren war; Leser, die noch immer gewohnt sind, zu lachen, so lange sie über andere lachen, und welche unversöhnlich wüthen, sobald sie glauben, ihr eigenes Gesicht im Spiegel zu sehen; der geschwätzige Vorwitz der Ausleger, welche immer boshaft genug sind, Schlüssel zu machen, wo keine Schlüssel nöthig sind; die tückische Bosheit derjenigen, die sich getroffen finden, und schweigen, und welche doch hämisch im Namen derjenigen seufzen, die gewiß nicht getroffen sind; die beleidigende Unbilligkeit des witzigen Pöbels, welcher immer an dem Orte, wo der Verfasser schreibt, die Originale zuerst sucht, eine Unbilligkeit, die mir bei meinem gegenwärtigen Amte doppelt empfindlich seyn muß: alles dieses sind Ursachen, welche mir meinen Vorsatz ernstlich machen.“ An seinen Freund Weiße schrieb er: „Sie denken auch, daß mein Schwur, nichts mehr bei meinem Leben drucken zu lassen, der Schwur eines Liebhabers oder eines Poeten sey? aber nein; wenn mir auch der Kitzel wieder ankäme, so habe ich doch nicht Lust, mir den Kopf zu zerstoßen. Mit den

Katheder thoren und den Narren aus den drei Fakultäten konnte ich fertig werden; und wenn es eine Brausche am Kopfe gegeben hätte, so durfte ich nicht fürchten, sie allein zu tragen, (denn ich habe auch Fäuste!) aber die Thoren aus den Palläſten und Antichambern sind mir zu gefährlich, und (im Vertrauen!) es sind nicht die kleinsten!"

Rabener war in seinen Entschlüssen ein fester Mann — er ließ in seinem Leben nichts mehr drucken. Zwar arbeitete er mitten unter seinen Geschäften immer an satyrischen Aufsätzen; aber der siebenjährige Krieg beraubte uns dieser Früchte seines Geistes.

Die vornehmsten Officiere des preußischen Heers, die damals in Dresden waren, suchten seinen Umgang, liebten und schätzten ihn. Der Prinz Heinrich sah ihn mehr als einmal. Selbst Friedrich der Einzige verlangte ihn zu sprechen. Er besaß alles, was zu einer solchen Unterredung gehört, äußerlichen Anstand, Klugheit und Gegenwart des Geistes; und sie hätte in der That für Rabenern sowohl als für die deutschen Musen sehr vortheilhaft seyn können. Weil aber der König plötzlich aufbrach, und nachher nur auf kurze Zeit wieder nach Dresden kam, so ward nichts daraus.

Indessen wurde der Krieg immer heftiger. Im Jahre 1758 besuchte Rabener seine Freunde in Leipzig, nachdem schon der größte Theil seiner Amts-

arbeiten aufgehört hatte. So freudig und heiter auch damals sein Geist noch war, so schien er doch das Schicksal, das Dresden in der Folge treffen würde, vorher zu sehen. Er nahm daher von seinen bereits verfertigten satyrischen Aufsätzen noch eine Abschrift, die er seinem Freunde Weiße anvertrauen wollte, aber wegen des unterbrochenen Briefwechsels einem andern Freunde in Dresden übergab, und das Original bei sich behielt.

Im Monat Julius 1760 folgte die Belagerung von Dresden. In dem dabei entstandenen Brande giengen die erwähnten Handschriften, weil beide Häuser, wo sie niedergelegt waren, ein Raub der Flamme wurden, verloren. Er hat diese Verwüstung in einem sehr lebhaften Briefe an den Hofrath Ferber in Warschau beschrieben, der in der Sammlung seiner Briefe der vorletzte ist. Ein unvorsichtiger Freund, dem er im Vertrauen gezeigt wurde, nahm vermuthlich heimlich eine Abschrift davon. So kam er fast durch ganz Deutschland in alle Hände; und ein eigennütziger Buchhändler druckte ihn nebst ein Paar auf gleiche Art erhaschten und verhunzten Gellertschen Briefen; und an zehen Orten ward diese kleine Sammlung nachgedruckt. Theils konnte ihm der Ton dieses Briefes überhaupt verdrießliche Folgen zuziehen, theils waren ihm die schiefen Urtheile noch unangenehmer, die manche deswegen von seinem Charakter fällten,

daß

daß er von einer so traurigen Begebenheit so leichtsinnig, wie sie es nannten, hätte schreiben können. Wenn man bedenkt, daß Rabener den Brief vier Wochen nach der Begebenheit selbst schrieb; daß er ihn an einen vertrauten Freund, mit dem er zu scherzen gewohnt war, und nicht für die Welt schrieb; daß er nichts enthält, was nicht auch der mitleidigste Mann in solchen Umständen hätte schreiben können; daß, wenn einem in der Gefahr selbst auch kein scherzhafter Gedanke einfällt, man sich doch, wenn sie vorbei ist, allemal lächerlicher Handlungen von sich und andern erinnern kann: so ist Rabener gegen jenen Vorwurf hinlänglich gerettet, und er erscheint vielmehr in diesem Briefe als ein Philosoph. Sowohl er selbst in der Vorrede zur sechsten Auflage seiner satyrischen Schriften, als auch Weiße, hat mehreres zu seiner Rechtfertigung gesagt.

Der Friede brachte Rabenern neue Munterkeit und Kräfte, neue Arbeiten und neue Belohnungen seines Fürsten. Er ward Steuerrath. Oft ermunterten ihn seine Freunde, einen Versuch zur Wiederherstellung seiner verbrannten Schriften zu machen, da die Ideen derselben noch lebhaft wären. Einige davon schien er selbst vorzüglich zu bedauren. Aber er war unbeweglich; weil theils, wie er sagte, seine Amtsgeschäfte ihn müde, und zu allen Schriftstellerarbeiten stumpf machten, theils sein Sport

nicht mehr lachend, sondern bitter seyn würde, da er noch mehr Bosheit als Thorheit kennen gelernt hätte; theils endlich, weil er, wie er im Scherze hinzusetzte, den Narren die Freude, die ihnen das Bombardement von Dresden gemacht hätte, nicht verderben wolle. Alles, was sein Freund Weiße über ihn erhielt, war, daß er die Briefe, die jener nach seinem Tode herausgegeben hat, sammelte, und 1765 in der Dyckischen Handlung in Leipzig niederlegte, und derselben nach seinem Tode alle Rechte darauf übertrug.

Von dieser Zeit an fieng seine Gesundheit an abzunehmen. Er bekam Anfälle vom Podagra. Allein er verlor es wieder, vermuthlich, weil ihn seine Geschäfte hinderten, dieses heilsame Uebel gehörig abzuwarten. Im Jahre 1767 bekam er den ersten Anfall vom Schlage, als er von der Leipziger Michaelismesse nach Dresden zurück kam. Man höre auch hier den praktischen Philosophen reden. „Kurz, schrieb er an Weiße, es war eine Hemiplegie. Ich habe noch Stubenarrest, befinde mich aber ziemlich besser. Wenn die Holoplegie kommt — adieu, mein Herzens-Weiße, ich empfehle mich Ihnen, Ihrer besten Frau, und Ihrer kleinen bande joyeuse zu gutem Andenken! adieu Spargel, Austern, Lerchen und Witz! — Was meinen Sie soll daraus werden? Der erste Schritt zum Grabe ware also gethan. Wann kömmt der zweite? Wie

Gott will! Ich bin nur froh, daß es die linke Seite getroffen. Vielleicht macht es bald aus, ohne mich lange zu martern. Ich bin zu allem bereit. Hier kann ich doch nicht bleiben.“ — und in einem folgenden Briefe: „Denken Sie, bester Freund, was meine Natur für eine hämische Natur seyn muß. Erst eine Hemiplegie, und mir nicht ein Wort davon gesagt, hinterdrein ein Steckfluß, ohne den geringsten Wink zu geben, daß ich dem Tode so nahe wäre! Warte, Natur! ich habe dich so väterlich gepflegt! Ist das der Dank? Warte! warte! wie eine Bauernatur will ich dich traktiren, bin ich nur einmal gesund! u. s. w.“

Im folgenden Jahre 1768 gieng er ins Karlsbad, um sich, wie er schreibt, mit vielen Kosten das Podagra zu hohlen. Aber die erwarteten Folgen blieben aus; es fand sich dagegen ein periodischer Schwindel, und eine große Schwäche des Kopfes ein, und den 7ten März 1769 bekam er einen neuen weit härtern Anfall vom Schlage.

Seit diesem Anfalle erhohlte er sich nie ganz wieder. Seine Kräfte verlohren sich, seine Munterkeit und selbst sein Witz nahm ab. Seine Freunde erkannten nur noch schwach ihren ehemaligen gesellschaftlichen Freund, der Leben und Fröhlichkeit in jede Gesellschaft mitbrachte. Besonders war diese Veränderung merklich, als er 1770 auf der Ostermesse in Leipzig war. Er kam zu seinen Freunden,

nur um bei ihnen auszuruhen. Seine Einfälle waren immer noch munter, aber sie waren seltener, und er wiederholte oft die alten. Seine Arbeit ward ihm beschwerlich, und er brauchte Gehülfen; kurz, sein Geist schien endlich dem Körper unterzuliegen.

Der folgende Sommer und ein Theil des Winters war noch leidlich genug; doch vermehrte sich seine Entkräftung des Hauptes, hauptsächlich in Absicht des Gedächtnisses, und sein Schwindel, beständig. Gegen die Ostermesse 1771, auf die er sich so sehr freute, überfiel ihn eine Art von Steckfluß. Da aber ein Fieber, nebst einigen andern guten Umständen sich dazu gesellte, so hoffte man, daß die Gefahr auch diesmal vorüber gehen würde. Allein den 21ten März des Morgens fand sich ein Schlukken ein. Der Arzt, der einen nahen Schlag vorher sah, verordnete die gehörigen Mittel, die auch Hülfe zu gewähren schienen. Den 22ten März stund er des Morgens früh auf, sagte, daß er sich wohl befände, trank seinen Kaffee ruhig, nahm den Besuch eines Freundes an, und redete von seiner bevorstehenden Reise nach Leipzig. Gegen zehn Uhr setzte er sich auf den Sopha, fieng ein wenig an zu schlummern, erwachte aber jählings, rief seinen Bedienten, stammelte ein Paar unverständliche Worte — und starb plötzlich und ohne Schmerzen, wie er sichs immer gewünscht hatte, in seinem 57sten Jahre. Er ward den 26sten März auf dem

sogenannten böhmischen Kirchhofe, in der Rathsgruft, seinem Stande gemäß, beigesetzt.

Rabener war von mittlerer Größe, stark, aber doch wohl gebaut. Seine Kleidung war im höchsten Grade reinlich, aber ohne Pracht. Sein immer lächelndes, heiteres Gesicht und sein glänzendes Auge kündigte seinen lebhaften Geist, und seine satyrische Laune an. Einer der größten Künstler unsers Zeitalters, Bause in Leipzig, hat sein Bildniß nach einem Gemälde des berühmten Graff in Dresden, in Kupfer gestochen; welches eben so ähnlich, als der Kunst nach schön ist.

Rabener war einer der schönsten Geister und besten Menschen seiner Zeit. Deutschland verlor an ihm einen seiner ersten und besten Schriftsteller, Sachsen einen seiner arbeitsamsten Patrioten, und sein Fürst einen der getreuesten Diener. Er gehörte zu den außerordentlichen Menschen, die die Natur auf eine vorzügliche Art zu der Rolle ausgerüstet hat, die sie in der Welt spielen sollen. Er dachte, er sagte alles auf eine ihm eigene Weise; seine Einfälle kamen alle aus der Quelle ungesucht, wurden auf die natürlichste Art ausgedrückt, und waren doch so auffallend lustig und scherzhaft, und von einem so durchdringenden Witze, daß es unmöglich war, nicht dadurch aufgemuntert zu werden. Sein Gemüth war immer so ruhig und heiter, daß der Witz nicht einen Augenblick durch Verdruß oder

Besorgnisse unterdrückt ward. Das Unangenehme im menschlichen Leben rührte ihn nur sehr leicht, und sein Geist blieb dabei immer noch frei genug, um das Angenehme oder das Scherzhafte, das damit verbunden war, zu bemerken.

Nie ist ein Deutscher ein besserer Gesellschafter gewesen. Oft sah man ganze Gesellschaften bei seinem Eintritte aufleben. Er sagte eben so gute Einfälle, als er schrieb; er erzählte ganz vortreflich; er spottete mit wahrem Witze, und beleidigte doch nicht. Er verschonte den Furchtsamen, und hielt den Dreisten in Schranken. Alle aber, die durch seine Laune ergötzt wurden, bekamen zugleich Liebe und Hochachtung für ihn. Niemals durfte in seiner Gegenwart die Fröhlichkeit ausgelassen werden, oder der Scherz die Grenzen der guten Sitten und der Pflicht überschreiten. Sein eigener Witz ergoß sich nur für seine Freunde. Er bot ihn nicht den Großen und Reichen feil; er verbarg ihn sogar oft, wenn sie ihn blos deswegen in ihre Gesellschaft zogen. Kein Mensch war weiter von dem Charakter eines Lustigmachers entfernt, als er. Wo er wußte, daß man auf seine Lustigkeit Rechnung gemacht, und andere darauf vertröstet hatte, da war er ernsthaft. Das war so bekannt, daß es auch kein Vornehmer mehr wagte, ihn anders als aus Freundschaft an seine Tafel zu ziehen.

Er war freimüthig, ohne unbescheiden, und offenherzig, ohne schwatzhaft zu seyn. Er sagte die Wahrheit, und scheute weder Stand noch Person. Indessen gehörte viel dazu, ehe man seine ganze Vertraulichkeit gewann; aber desto fester waren seine Freundschaften; und nie hat er eine errichtet, die ihn in der Folge gereuet hätte. Seinen Freunden aber diente er von ganzem Herzen, bald mit seinem Vermögen, bald durch seine Empfehlung, bald mit Rath und Belehrung. Voller Treue gegen seinen Fürsten, voll Eifer für sein Vaterland, voller Ehrfurcht für seine Vorgesetzten, besaß er im Gegentheil ganz ihr Wohlwollen, ihre Achtung und ihr Vertrauen, das er sich nicht durch Schmeicheleien, sondern durch seine gründlichen Einsichten in die Geschäfte seines wichtigen Amtes erwarb.

Arbeitsam war er im höchsten Grade, und seinen Geschäften opferte er Vergnügen und Gesundheit auf. Er arbeitete sogar auch für seine Nachfolger. Zeitig hatte er an den Geschäften, die ihm seine Pflicht auflegte, Geschmack gewonnen; er unterrichtete sich so genau von der ganzen Landesverfassung und dem Steuerwesen insonderheit, als es kaum zu seinem Amte nöthig gewesen wäre. Er sammelte mit einem ungeheuren Fleiße alle Gesetze und Verordnungen über diese Gegenstände, aus den ältesten Landtagsacten, Rescripten und Befehlen; und diese Sammlung, welche aus fünf Foliobänden

besteht, besitzt die ordinaire Steuersekretariats-Expedition vermöge seines Vermächtnisses. Ausser diesem von ihm sogenannten Repertorium hat er noch eine andere Sammlung unter dem Titel: Repertorium annale verfertigt; worin sich alle Generalien und Verordnungen befinden, welche die Steuerverfassung insbesondere betreffen.

Seine trockensten Arbeiten haben durchaus das Gepräge des guten Geschmacks und des offenen Kopfes. Seine Vorträge, Gutachten und Ausfertigungen sind kurz, richtig, ordentlich und deutlich, ohne die Weitschweifigkeit und Ueberladung mit Kunstwörtern zu haben, die sonst Schriften dieser Art eigen ist, obgleich auch ohne Affektation einer schönen Schreibart am unrechten Orte. Ein Beweis, daß ein Mann von Geschmack alles anders thut, als ein gemeiner Mensch; und daß vorzügliche Gaben des Geistes, wenn sie früh genug auf Geschäfte des bürgerlichen Lebens angewendet werden, auch diese in einer weit höhern Vollkommenheit vollziehen.

Gegen seine Collegen und Untergebenen war er die Güte, Freundlichkeit und Dienstbeflissenheit selbst. So streng er gegen sich selbst war, so nachsichtsvoll war er gegen andere in Dingen, die nur nicht entweder dem öffentlichen Wohl, oder der guten Ordnung zuwider waren. Wahrheit und Billigkeit waren seine Führerinnen. Er diente, sobald er konnte,

ohne Eigennutz; aber er war unerbittlich, sobald man unrecht hatte. — Seine Zeit war von ihm sehr sorgfältig ausgekauft, und ordentlich eingetheilt. Gemeiniglich stand er sehr früh auf, und that seine schwersten Geschäfte zuerst. Seine Mahlzeiten nahmen ihm sehr wenig Zeit weg. Gegen keine Art der gesellschaftlichen Ergötzungen war er unempfindlich; aber er liebte keine mit Ausschweifung. Er kannte die Liebe, aber nicht die Wollust, und seine Sitten waren äußerst strenge, wenn gleich zuweilen sein Scherz frei war. Er liebte den Umgang mit vernünftigen und geistreichen Personen des schönen Geschlechts, und stund mit vielen Vortreflichen derselben im Umgang oder Briefwechsel. Er war auch vor dem Dresdner Bombardement noch fest entschlossen, sich zu verheirathen; ja er versicherte seine Freunde, daß seine Wahl schon getroffen sey; allein diese ward nicht vollzogen, weil der Krieg zu lange dauerte, und er nachher glaubte, die bequemste Zeit zur Ehe sey vorüber.

Er verehrte die Religion, prüfte ihre Lehren und Gründe, besuchte den öffentlichen Gottesdienst sehr fleißig und ordentlich, und dachte und lebte als ein wahrer Christ. Die Spötter waren ihm ein Abscheu, und wurden oft durch den empfindlichsten Spott von ihm gedemüthigt. Aber er verachtete auch die Scheinheiligen, die Zänker und die Verketzerer, und machte sie oft lächerlich; welches denn

von manchen ungütig vermerkt und schief beurtheilt worden ist. Er war ein ordentlicher Haushälter, sparsam, aber nicht karg, freigebig, aber nicht verschwenderisch. Er entzog sich selbst Bequemlichkeiten, die er bedurfte, um nicht seine Wohlthätigkeit einschränken zu müssen. Er verabscheute die Schmeichelei, und verachtete jedes Lob, das ihm zu laut oder in seiner Gegenwart ertheilt wurde.

Rabener der Satyrenschreiber wird seinen klassischen Werth behaupten, so lange guter Geschmack herrscht. Seine Satyre ist von dem Fehler der Persönlichkeit so frei, als nur immer eine Satyre davon frei seyn kann. Wenig andere Satyren, ausser den seinigen, lassen sich ohne Anekdoten, ohne Schlüssel verstehen. Aber bei Rabener darf man nur die Menschen überhaupt, und sich selbst kennen. Nie wendete er den Spott, den er doch ganz in seiner Gewalt hatte, dazu an, dasjenige Ungereimte lächerlich zu machen, das zu nahe an das Ehrwürdige grenzt. Endlich liebte er sowohl als Mensch, als auch als Schriftsteller die Tugend. Er huldigte ihr bei jeder Gelegenheit; er verräth überall, daß er nicht allein die Thorheit und Bosheit, sondern auch die Weisheit und Rechtschaffenheit bemerkt hatte. Die Satyre war in seiner Hand kein Werkzeug sich zu vertheidigen oder andere anzugreifen. Er hatte keinen Feind, den er verächtlich machen, keinen Gegner, den er demüthigen

wollte. Er stritt nicht mit den Menschen, er stritt nur mit der Thorheit und dem Laster. Keine Verachtung, kein Haß gegen das menschliche Geschlecht war, weder in Rabeners Charakter, noch in seinen Schriften. Seine Satyre ist lachend, scherzhaft, nicht bitter; und er war im Stande, eben die Person, an der er lächerliche Fehler entdeckte, zugleich von ganzem Herzen hochzuachten, wenn sie im Uebrigen wahre Verdienste besaß. Auch hat es niemals jemand öffentlich gewagt, von irgend einer Stelle in seinen Satyren öffentlich eine Deutung zu machen. „Einen so moralischen Satyriker kenne ich nicht, sagt der fromme Verfasser des geheimen Tagebuchs; bei aller Laune sieht man es ihm doch immer an, daß gute Absichten ihn leiten. Wie sehr scheint er mir hierin Swiften zu übertreffen.“

Seine Absichten waren also lauter. Das Gute zu befördern; Tugend, Vernunft und Religion zu empfehlen; ein anständiges und würdiges Betragen allgemeiner zu machen; die Pedanterey der verschiedenen Stände zu mindern; Kleinigkeiten, die über die Gebühr geschätzt werden, und wichtige Dinge, die in Verachtung gerathen, wieder auf ihren wahren Werth zu setzen; kurz die Vollkommenheit, und folglich in so fern die Glückseligkeit der Menschen war der Zweck seiner Werke. Und sie war auch die Wirkung derselben, so wie sie überhaupt die Wirkung einer menschlichen Bemühung seyn kann.

Daß gewisse Fehler, Thorheiten und Pedanterelen, die damals, als Rabener schrieb, noch sehr gewöhnlich waren, sich verloren haben, oder doch seltener geworden sind; daß man sich mancher Dinge jetzt schämt, aus denen man sich zu derselben Zeit eine Ehre machte; kurz, daß vieles abgestellt ist, was sonst herrschte — das hat man in der That den Rabnerischen Satyren zuzuschreiben.

„Rabener, dieser Lieblingsautor unsers Landes, sagt Ramler, hat in Prosa gedichtet, wie Lucian und Swift. Ein lachender satyrischer Genius, mehr voll Salz, als voll Bitterkeit, männlich schön in seiner Schreibart, gerecht und lehrreich in seinem Tadel, ganz unerschöpflich in seinen Erfindungen. Welche Gallerie von Bildern, welche Verschiedenheit von Charakteren in seinem Swiftischen Testamente, in dem Mährchen vom ersten April, im deutschen Wörterbuche, in der Chronika und Todtenliste, in den Sprichwörtern des Pansa, und besonders in den Briefen, die er Personen von allen Ständen und Charakteren in die Feder legt! — Wir empfehlen ihn unsern Lesern, als einen Autor, der, wie Moliere, mehr als Eine Klasse von Zuschauern zu vergnügen, mehr als Eine Fähigkeit des Verstandes zu belustigen, und mehr als Eine Art die Thorheit zu bestrafen weiß.“

„Der Charakter dieſes Mannes, ſo ſchließt Gellert eine ſeiner moraliſchen Vorleſungen, der Charakter dieſes Mannes verdient eben ſo viel Hochachtung, als ſein Genie. Lernen Sie an ſeinem Beiſpiele, daß man ein Originalautor, und doch zugleich für die Geſchäfte des Vaterlandes der arbeitſamſte und brauchbarſte Mann ſeyn kann.“

Anna Maria, Prinzessin Ursini.

Oberhofmeisterin am Spanischen Hofe.

In den ersten Jahrzehenden des achtzehnten Jahrhunderts war eine Damenregierung in der Welt, wie sie wohl so bald nicht wieder kommen wird, und wohl schwerlich wieder mit so vielen persönlichen Sonderbarkeiten kommen mag. Auf dem Englischen Throne saß die Prinzessin Anna, und nicht blos eine Stufe tiefer unter ihr stund ihr Gemahl Prinz Georg von Dännemark. Kaiser Karl VI. entschloß sich in wenigen Staatssachen, ohne seine Schwägerin, die Wittwe Kaiser Josephs I. zu fragen, und wenn Ludwig XIV. auch nicht frug, was Frau von Maintenon wollte, so that er oft ohne sein Wissen, gerade was sie nur vorher beschlossen hatte. Die Wittwe Scarron regierte in aller Demuth. Sie trieb ihr Regiment noch stiller, aber auch allgewaltiger als Katharina in Rus-

land. Sie würde aber auch ihre Herrschaft weit schneller verloren haben, als die Prinzessin Ursini in Spanien, wenn sie im Herrschen auch nur so halb laut geworden wäre als jene, oder endlich so ganz laut, als diese.

Anna Maria de la Tremouille, nachmalige Prinzessin Ursini, war eine Tochter des in den Minorennitäts-Unruhen Ludwigs XIV. bekannt gewordenen Herrn von Noirmoutier. Sie heurathete einen Blasius de Talleyrand, der sich Prinz von Chalais nennen ließ. Als dieser wegen einer Duellgeschichte Frankreich verlassen mußte, begleitete sie ihn nach Spanien, und von da nach Italien. Sie gieng voraus nach Rom, und unterdeß verlor sie durch den Tod ihren Gemahl. Sie war jung und schön und witzig und hatte viel Welt und viel Anmuth und viel Sprache. Ihre genaueste Bekanntschaft zu Rom waren die Kardinäle von Bouillon und Detrees, und diese verschafften ihr zu Rom einen neuen Gemahl, einen Wittwer, der viel Reichthum und keine Kinder hatte, den Prinzen von Braccano. Niemand verlor bei der neuen Vermählung, als ihr neuer Gemahl.

Bald war ihr Pallast zu Rom ein kleiner Hof, wo sich alles Große versammelte, wo man von Herrn und von Damen die beste Gesellschaft antraf. Die Kardinäle Bouillon und Detrees waren

Mitregenten an diesem Hofe; der Prinz von Braccanio selbst verschwand fast, und ob schon also das häusliche Leben der hohen Herrschaft nicht ganz einig war, so kam es doch nie zum lauten Bruche. Beide Theile waren es zufrieden, bisweilen von einander sich zu trennen. So bekam die Prinzessin Gelegenheit, zweimal eine Reise nach Frankreich zu machen, und doch gewann sie nach ihrer Rückkunft ihren Gemahl wieder so sehr, daß er sie bei seinem 1698 erfolgten Tode als Universalerbin hinterließ. Die Güter desselben mußten zwar verkauft werden, um die Schulden zu bezahlen; das Herzogthum Braccanio kaufte für zwei Millionen der Neveu des Papst Innocenz XI.; aber noch war eine unsägliche Menge von Meubles, Silberzeug und Schmuck übrig, was der Prinzessin Ursini frei blieb. Den letztern Namen nemlich nahm sie an, seitdem das Herzogthum Braccanio verkauft war, weil der päpstliche Nepote ausdrücklich die Bedingung gemacht hatte, sie müßte den Namen Braccanio aufgeben, und da ihr zweiter Gemahl zum Hause Ursini gehört hatte, so schien sie eben so viel Recht zu diesem Namen zu haben, als sie bisher zum Titel Herzogin von Braccanio gehabt hatte.

Sie war also Prinzessin Ursini in Rom, da man 1702 eine Oberhofmeisterin für die neue Königin von Spanien, Gemahlin Philipps V. suchte.

Der

Der Platz war höchst wichtig, und die Prinzessin vereinigte alle nur erwünschte Eigenschaften gerade so glücklich, daß man zu Versailles, wo die Sache zu entscheiden war, keinen Augenblick Anstand nahm, den Vorschlag zu billigen, den der Kardinal Detrées in ihrer Person machte. Man wollte nemlich für diesen Platz keine Französische und keine Spanische Dame haben. Sie war beides nicht, und hatte doch von beiden so viel, daß man das erwünschte von beiden vereinigt bei ihr antraf. Sie gehörte Frankreich an nach Geburt und Familie, und war lange genug in Frankreich gewesen, um am dortigen Hofe gekannt zu seyn, und Freunde am dortigen Hofe zu haben. Ueberdies war sie mit der Familie der neuen Königin seit langem her schon vertraut; mit dem Kardinal Portocarrero, auf den man hier vorzüglich zu sehen hatte, genau verbunden; Spanien kannte sie, denn sie war da gewesen — schwerlich fand sich in irgend einer andern Dame auch nur die Hälfte alles dessen so vereinigt.

Noch war sie auch gerade ihrem Alter und Gesundheit, und ihrer ganzen Figur nach wie vom Himmel bestimmt für einen solchen Platz. Sie war mehr groß als klein, treflich gewachsen, eine einnehmende Brunette mit blauen Augen, die sie sagen lassen konnte, was sie wollte. Ihr Anstand war außerordentlich edel; sie hatte etwas majestätisches, und dabei doch auch in den kleinsten und unbedeu-

tendsten Dingen so viel körperliche und geistige Anmuth, daß ein scharfsinniger Beobachter versichert, nie etwas dergleichen gesehen zu haben. Sie wußte höchst gefällig zu seyn, ohne sich irgend etwas zu vergeben, oder ihre Gefälligkeiten zu sehr zu verschwenden. Sie wollte gefallen um zu gefallen, und war unwiderstehlich, wenn sie einnehmen und gewinnen wollte, denn wenige haben wohl noch so wie sie verstanden, ihre Menschen kennen zu lernen, und zu sehen, wie sie geführt werden müßten. Dabei war ihre Unterhaltung bezaubernd und unerschöpflich, denn sie hatte viel in der Welt gesehen, und war längst gewohnt, die feinsten Gesellschaften und sogar einen kleinen Hof zu halten. Eine angenehme Stimme; eine höchst angenehme Sprache. In allem, was sie sagte, eine höchst natürliche und einfache Beredsamkeit. Sie sagte alles, was sie sagen wollte, und sagte nie was sie nicht sagen wollte; auch nicht der leichteste Wink entflog ihr wider ihren Willen. Es war eine Frau, wie es ihrer vielleicht noch wenige gab. Immer gleicher Laune, immer gleich munter, und immer doch bis zur höchsten Verfeinerung schicklich, verschwiegen für sich und zuverläßig für ihre Freunde.

Kams denn aber auch auf Intriken an, so war niemand so geschickt dazu, wie sie; sie hatte einen großen Theil ihres Lebens in Rom zugebracht. Ihr Ehrgeiz, der groß war, gieng weit über das ge-

wöhnliche ihres Geschlechts, und weit auch über den gewöhnlichen Ehrgeitz der Männer; und denn besaß sie eine außerordentliche Feinheit des Geistes, die sie aber gar nicht sehen ließ, und die ganze Kunst der politischen Kombinationen verstund sie vortreflich. Was ihr herrschender Fehler war und bis ins letzte Alter ihr herrschender Fehler blieb, war Verliebtheit in ihre Person. Daher die Paruren, die ihr nicht mehr stunden, und die sie doch von einem Alter zum andern immer über ihr Alter trieb. Da sie auch im Grunde hoch und stolz war, so gieng sie bei aller äußern Rechtschaffenheit, ohne sich viel um die Mittel zu bekümmern, gerade auf ihre Zwecke los, und wie sie überhaupt, was sie einmal *wollte*, nie halb wollte, so verlangte sie auch ausschließender Freund zu seyn. So ganz Freundin sie alsdenn auch war, wenn sie es einmal geworden war, so unversöhnlich war ihre Feindschaft. Man wird sich nicht wundern, daß eine Frau dieser Art über ein Jahrzehend lang die ganze spanische Monarchie gleichsam öffentlich regiert hat.

Sie hatte gleich anfangs, indeß sie sich ganz der Zuneigung der Königin von Spanien bemächtigte, gar nicht versäumt, auch den französischen Hof zu gewinnen, und posttäglich mit dem kleinsten Detail von allem, was die Königin betraf, nach Versailles Nachricht gegeben, auch ihre Königin so viel möglich zu erheben gesucht. Ihre Nachrichten

waren an die Frau von Maintenon gerichtet; von dieser erhielt sie der König. Zu gleicher Zeit war sie höchst aufmerksam, auch die übrigen Korrespondenzen, die ihr nach und nach immer mehr Einfluß und Wichtigkeit verschaffen sollten, zu unterhalten. Sie schrieb sehr pünktlich an König Philipp, so lange dieser in Italien war; eben so pünktlich an die Königin, so lange sie daselbst war, und zugleich an die Schwester derselben, an die Herzogin von Burgund.

Erst hatte sie nach Versailles nur persönliche Nachrichten gegeben von der Königin; dann schrieb sie bisweilen auch, was vorgieng; das führte denn endlich so natürlich auf Staatsangelegenheiten, daß sie von diesen schreiben zu können schien, ohne Ehrgeiz oder Minister-Prätensionen zu zeigen. Sie schmeichelte dabei der Frau von Maintenon so fein und so stufenweise, daß diese endlich glaubte, aller Kredit, den die Prinzessin in Spanien erhalten, werde nur ihren Einfluß in die spanischen Angelegenheiten vermehren. Und so entstund denn zwischen ihr und der Frau von Maintenon die innigste Verbindung; so kam's denn, daß endlich alle gestürzt wurden, die Philipp V. auf den spanischen Thron gesetzt hatten, und alle, die ihn auf dem spanischen Throne hätten erhalten können; so verloren endlich die französischen Minister allen Einfluß auf Spanien, und alle französischen Ambas-

sadeurs zu Madrit, die sich nicht der Prinzessin Ursini ganz überließen, konnten nichts ausrichten. Waren nun aber einmal alle diese Schritte gewonnen; den König selbst konnte man leicht von sich abhängig machen.

Doch die Herrlichkeit der Prinzessin schien von kurzer Dauer zu seyn; das unumschränkte Scepter über die spanische Monarchie wurde ihr schon im Jahr 1704 plötzlich aus den Händen gewunden. Laute Klagen über die Herrschsucht der Prinzessin kamen nach Frankreich; Ludwig XIV. war besorgt, sie dürfte leicht seinen phlegmatischen, lenksamen Enkel, König Philipp V. zu übereilten Schritten verleiten; er machte ihm daher die nachdrücklichsten Vorstellungen über die Nothwendigkeit, die Prinzessin zu entfernen. In einem Tone noch höherer Autorität schrieb Ludwig an die Königin, und befahl zu gleicher Zeit der Prinzessin, unverweilt Madrit und sogleich ganz Spanien zu verlassen, und sich wieder nach Italien zu begeben.

Das war ein Donnerschlag für die Königin und ein Schlag für die Prinzessin, der sie aber — nicht niederstürzte. Sie ertrug ihr Unglück mit männlichem, überlegungsvollem Muthe. Nicht trotzig, um nicht noch mehr zu reitzen, aber auch ohne entehrende Verzagtheit. Vierzehn Tage nach dem erhaltenen Befehl retirirte sie sich nach Alkala, sieben Meilen von Madrit hinweg, und erst nach fünf

Wochen, so viele wiederholte Befehle auch kamen, konnte sie Zeit gewinnen, von Alkala aufzubrechen, und in ganz kleinen Tagereisen, und nach manchem neuen Aufenthalt unterwegs, nach Bayonne zu reisen. Der König Philipp, der damals gegen Portugal im Felde lag, sandte ihr 1500 Pistolen, ob sie schon sicher mehr Geld hatte als er.

Ganz langsam reiste die Prinzessin Italien zu, und bat unterwegs unaufhörlich um Erlaubniß, nach Versailles kommen zu dürfen, um daselbst persönlich sich zu vertheidigen, und so wenig sie je dieses erhalten zu können hoffte, so gewiß konnte sie doch erwarten, dadurch vielleicht die Gnade zu erbitten in Frankreich zu bleiben, und so in der Nähe das Austoben eines Sturmes abzuwarten, der sich, wie alles am Hofe, endlich auch ändern mußte. Sie erhielt denn endlich auch mit Mühe die Vergünstigung, in Toulouse zu bleiben.

Unterdeß giengen aber die Angelegenheiten von Spanien noch schlimmer, und die Königin von Spanien ergriff diese Gelegenheit, Ludwig XIV. in Ansehung der Prinzessin zu besänftigen, ohne gerade ihre Zurückberufung zu verlangen. Man schien es auch in Versailles zu fühlen, was man den Umständen und einer so diskret leisen Bitte schuldig sey, und es war klar, daß man die Königin, durch die doch einmal alles am spanischen Hofe gieng, gerade vollends in den sturmvollen Zeiten,

wie die damaligen waren, nicht aufs äußerste treiben dürfe. Ermüdet von Bitten und von Widersprüchen, und voll Sehnsucht, eine sichere Harmonie zwischen seinem und dem spanischen Hofe zu erhalten, bewilligte endlich Ludwig, daß die Prinzessin nach Madrit zurück gehen durfte.

Diese verlor, im Augenblick der Rückkehr zur Allmacht, eben so wenig die Fassung, als sie dieselbe bei ihrem Falle verloren hatte. Das intrigante Weib wollte ihre neue Herrschaft erst recht befestigen, und gegen künftige Stürme sichern. Daher gieng ihre Reise nicht nach Madrit, sondern nach Paris. Hier war ihr Empfang der glänzendste. Bei ihrer Wohnung war ein unglaublicher Zusammenlauf. Einer der ersten, der hinlief, war selbst der Prinz, und nach dem Beispiele des Prinzen lief alles hin, was irgend von Großen sie kannte. Die Gnade, die sie am Hofe genoß, wurde mit jedem Tage außerordentlicher. Den vierten Januar war sie zu Paris angekommen, und nun wurde erklärt, sie werde bis in den April bei Hofe bleiben, um ihre Angelegenheiten in Ordnung zu bringen und für ihre Gesundheit zu sorgen. Sie hatte viele besondere und geheime Unterredungen mit dem Könige, mit der Frau von Maintenon und mit dem Herzoge von Burgund. Gieng der König nach Marly zurück, so war sie gewiß mit dabei, und nichts glich alsdann auch der Miene des Triumphes,

die sie annahm, und der steten Aufmerksamkeit, die ihr der König bewies. Sie wurde bald das Idol des Hofes, und sie schien ungewiß zu werden, ob sie nach Madrit zurückkehren sollte, so sehr fand sie alle ihre Erwartungen am französischen Hofe übertroffen.

Doch fand sie sich bald auch hier wieder. Sie wollte nur so lange zaudern, um sich von der Königin in Spanien recht bitten zu lassen. Sie wollte den Faden zwar ziehen, aber doch auch nicht so ziehen, daß er abreissen könne. Sie wollte nicht eher abgehen, bis sie es recht glorreich thun könne, und bis es rechte Wirkung gethan, was sie so oft und so nachdrücklich erklärte, wie unmöglich sie in ein Land, das sie vor Kurzem gedrungen wie eine beschuldigte Missethäterin verlassen, mit aller der Achtung zurückkehren könne, die das Interesse des französischen und das Interesse des spanischen Hofes erfoderten, wenn sie nicht irgend einen öffentlichen Beweis der ihr geschenkten neuen Achtung erhalten sollte. Sie that alle diese Erklärungen so fein und so sanft, sie bezog sich so ganz blos auf das, was nothwendig seyn werde, sie wählte ihre Worte so bescheiden, und war auf jede Wirkung, die dieses und jenes Wort haben könnte, so aufmerksam, daß endlich auch hier ein letzter Effect erfolgte, der alle Hoffnungen übertraf.

Alles war jetzt in Ordnung gebracht, alle Hindernisse beseitigt, die sie auf ihrem neuen Posten beschränken konnten, und nun kehrte sie in der Mitte des Julius 1705 im völligsten Triumphe nach Spanien zurück. Ihre Gewalt war von nun an unumschränkter als jemals. Sie präsidirte bei allen Berathschlagungen, ohne denselben gerade persönlich beizuwohnen. Die Gesandten unterhandelten mit ihr, die Minister statteten ihr Bericht ab, von allem was geschah und was sie unternehmen wollten, und selbst die Generals der Armee zogen sie bei ihren Planen zu Rathe. Was sich nicht vor ihrem Scepter beugte, wurde entfernt oder gemißhandelt. Ihr Muth war im Kurzen so gestiegen, daß sie nicht mehr zufrieden war, unter dem Namen einer Oberhofmeisterin als Allmächtige in Spanien zu regieren, sondern sie wollte ein kleines Land haben, wo sie selbst auch unter ihrem Namen als souveraine Frau Befehle ertheilen könnte. Sie benutzte den Zeitpunkt, da der König von Spanien mit seinen noch übrigen Niederlanden dem emigrirenden Churfürsten von Baiern ein Geschenk machte, und ließ bei diesem Geschenke sogleich die Stipulation beifügen, daß ihr der Churfürst zum lebenslänglichen Genusse und zur lebenslänglichen souverainen Regierung ungefehr so viel Land einräumen müsse, als jährlich hundert tausend Livres Revenuen abwerfe.

Die neue Souverainetät hieß La Roche; so hieß nemlich der Hauptort derselben, und der gab der ganzen Herrschaft den Namen. Sie machte ein geschlossenes Territorium. Sie litt in der Folge verschiedene Veränderungen, und verschiedene Translokationen, bis sie endlich völlig wieder verschwand.

Die Prinzessin Ursini stund nun auf dem Gipfel der Herrlichkeit, alles beugte sich vor ihr, und sie hielt ihr Reich für so befestigt, daß nichts dasselbe erschüttern könnte. Allein das Schicksal, das die sorgfältigsten und genausten Berechnungen der Menschen so oft durchstreicht, machte auch hier eine unerwartete Katastrophe. Die Königin, welche schon seit einiger Zeit kränklich war, wurde den 13ten October 1713 von ihrem dritten Sohn entbunden und starb, einige Monate nachher, den 14ten Februar 1714, in der Blüthe ihrer Jahre. Der König beklagte zwar seine Gemahlin, weil er nicht ohne eine Frau leben konnte; allein eben deshalb vergaß er sie auch bald und gehörte wieder eben so ganz der ersten, die sich seiner, wie seiner verstorbenen Gemahlin, bemächtigte.

Die Prinzessin Ursini sorgte dafür, daß niemand dies vermochte, als sie. In einem Alter von siebzig Jahren traute sie sich dennoch die Fähigkeit zu, die Wünsche Philipps an ihre Person zu fesseln und es ist nicht unwahrscheinlich, daß sie anfangs die Idee hatte, sich selbst neben ihm auf

den Thron zu setzen. Um sich ganz und ausschliessend des trägen und kraftlosen Monarchen zu bemächtigen, überredete sie ihn und den Hof, daß der Aufenthalt in dem Schlosse den Kummer des verlassenen Gemahls zu sehr nähren werde. Sie bestimmte ihn, für das erste seine Wohnung in dem Pallaste des Herzogs von Medina-Celi zu nehmen, dessen Besitzer vor einigen Jahren gestorben war. Unter dem Vorwande, daß der König vor Kummer unfähig sey, selbst Anordnungen zu machen, unterzog sie sich diesem Geschäfte. Sie machte die Einrichtung ihren Absichten gemäß; theilte alle Befehle aus. Wie wenig sie dabei auf das Urtheil des Publikums und die Volksdenkungsart Rücksicht nahm, wird durch folgendes vornemlich ins Licht gesetzt.

Der Pallast, welchen der König beziehen sollte, war zu enge und kein Gebäude in der Nähe, um dem Bedürfnisse abzuhelfen, als ein Kapuzinerkloster. Die Prinzessin bemächtigte sich dieses heiligen Gebäudes ohne Bedenken. Die Kapuziner mußten auswandern, die Altäre wurden niedergerissen, die Todten ausgegraben. Das Volk entsetzte sich über diese Greuel und die Beobachter aus allen Ständen fanden dies Verfahren höchst anstößig. Die Geistlichen schlugen ihre Hände zusammen, das Volk murrte und die Großen steckten ihre Köpfe zusammen. Die Prinzessin mußte diese Unzufriedenheit

bemerken. Allein sie war zu sehr gewohnt, nach Willkühr zu handeln und hielt sich so sehr über jedes Urtheil erhaben, daß sie auch nicht einen Augenblick Aufmerksamkeit darauf verwandte. Ueberdies war der Kardinal del Giudice, der damals nach ihrem Willen und Winken die Stelle eines ersten Ministers verwaltete, Vorsteher der heiligen Inquisition. Wenn diese solche Aergernisse ruhig ansah, wer mochte dann dem Frevel einer so mächtigen Sünderin Einhalt thun!

Das Amt einer Oberhofmeisterin der Kinder des Königs, welches sie sich hatte ertheilen lassen, gab ihr Recht und Veranlassung, beständig um den König selbst zu seyn. Sie bemächtigte sich seiner so vollkommen, daß er fast mit niemanden umgieng, als mit ihr, daß er auf niemand hörte, als auf sie; von niemand Bericht, oder Rath annahm, als von ihr. Sie genoß Vorrechte und machte Anmaßungen, die bis dahin nie eine Privatperson in Spanien genossen hatte und die daher die Großen des Hofs höchst erbitterten. Daß sie alles nach ihrem Willen regierte, konnte man noch wohl ertragen; aber daß sie mit dem Könige an einem Tische speisen und sich mehrere ähnliche Vertraulichkeiten in ihrem Umgange mit dem Könige, vor den Augen des ganzen Hofes erlauben durfte, das konnte ihr unmöglich verziehen werden; um so weniger, da es niemand

wagen durfte, öffentlich auch nur eine Bemerkung darüber zu machen.

Bei der völligen Gewalt, die sie über den König ausübte und der mancherlei ungewöhnlichen Anmaßungen, die sie sich erlauben durfte, scheint es nicht unwahrscheinlich, daß sich die Idee, Königin von Spanien werden zu können, noch einige Zeit bei ihr erhielt. Ueberzeugte sie sich auch bald, daß sie nicht im Stand seyn werde, alle Anfoderungen, welche Philipp an seine Gemahlin zu machen gewohnt war, seinem Bedürfnisse und seiner Erwartung gemäß zu befriedigen; so hoffte sie diesem Inconvenienz auf eine andere Weise abhelfen zu können. Ihre Absicht gieng nur auf die Theilung seiner Königsgewalt und den Sitz neben ihm auf dem Throne. Ihre Stelle in seinem Schlafgemache würde sie dann wohl einer andern überlassen haben. Wenigstens scheint, was in dieser Rücksicht hin und wieder angemerkt wird, mit ihrem übrigen Charakter nicht so unvereinbar zu seyn, daß man es, wenn es unerwiesen ist, auch als unwahrscheinlich verwerfen müßte. So viel ist wohl gewiß, daß man im Kabinette zu Versailles einen solchen Plan bei ihr voraussetzte, und sich deshalb beeiferte, dem Könige Philipp Vorschläge zu einer zweiten Verheirathung zu thun.

Wenn nach und nach die Phantasie der Prinzessin etwas kühler wurde und einer ruhigen Ueber-

legung Raum ließ, so scheint es, sah sie ein, daß sie, ohne die Zustimmung Ludwig XIV. den Besitz der Krone doch nicht würde erhalten können, und daß diese Zustimmung schwerlich jemals würde zu erlangen seyn. Vielleicht überzeugte sie sich auch, daß die religiöse Denkungsart Philipps ihr die Ausführung ihres Plans sehr erschweren würde. So sehr er das Bedürfniß einer Gesellin des weiblichen Geschlechts fühlte; so sehr verabscheute er den Ehebruch und ein Konkubinat. Jene starken, stets regen Begehrungen, in Verbindung mit diesem Abscheu, waren es, welche ihn so abhängig von seiner Frau machten; sie mußten aber auch zu einem unüberwindlichen Hindernisse gegen eine Heirath dienen, durch welche er ein Bedürfniß nicht zu befriedigen vermochte, was ihn allein zu einer Verheirathung bestimmen konnte.

Wenn nun die Fürstin Ursini die Nothwendigkeit erkannte, von der Königskrone ihre Hand zurück zu ziehen; so mußte ihre Sorge desto emsiger dahin gerichtet seyn, bei einer zweiten Verbindung die Macht in der Hand zu behalten, welcher sie sich bereits so vollkommen versichert hatte. Nur eine Königin konnte ihr gefährlich werden; daher konnte sie nur eine Königin wählen, die, wie alles übrige, in dem Zustande der Abhängigkeit von ihr bleiben mußte. Sie erwog die verschiedenen Vorschläge, welche ihr in dieser Hinsicht geschehen waren.

Lange konnte sie zu keiner Bestimmung kommen; endlich fühlte sie sich für die Erwählung einer bayerischen Prinzessin am geneigtesten.

Damals fieng der, in der Folge so mächtig gewordene Kardinal Alberoni an, am spanischen Hofe eine bedeutende Rolle zu spielen. Er wurde von der Prinzessin begünstigt und erhoben, und — aus Dankbarkeit arbeitete er insgeheim an ihrem Sturze. Dazu schien ihm die Heirathsgeschichte des Königs eine erwünschte Veranlassung zu seyn. Es sollte nach seinem Plane, eine Prinzessin von Parma, die zugleich die wahrscheinliche Erbin dieses Landes war, dem Könige zur Frau gegeben werden. Diese Verbindung mußte durch ihn negotirt werden. Bei einer Königin, die es durch ihn geworden und seine Landsmännin war, hoffte er, nicht ohne Grund, einen unmittelbaren Einfluß zu erhalten, welcher den Einfluß, den die Fürstin Ursini auf die Staatsverwaltung ausschließend behauptet hatte, um die Hälfte wenigstens sogleich vermindern und in Kurzem ganz vernichten werde.

Es kam nur darauf an, die Prinzessin Ursini für diese Heirath zu bestimmen und dies schien, auch bei einer mindern Beredsamkeit als der seinigen, so schwierig nicht. Sie hielt sich seiner vollkommensten Ergebenheit gewiß und konnte seine eigentliche Absicht auch nicht von ferne ahnden. Bei einer Unterredung, die er unvermerkt auf diesen Gegenstand

lenkte, that er ihr den Vorschlag dieser Verbindung als eine in dem Augenblicke aufgegriffene Idee. Zur Empfehlung derselben führte er an: daß es für Spanien sehr vortheilhaft seyn müsse, sich wieder in Italien festzusetzen. Als von ohngefehr verlor er sich in einer Schilderung des liebenswürdigen anspruchlosen Charakters der Prinzessin; der guten Erziehung, welche sie genossen, und wodurch sie von Kindheit an zur Sittsamkeit und Folgsamkeit angehalten worden sey. Endlich warf er noch hin, daß eine solche Heirath keine nachtheiligen auswärtigen Verhältnisse, oder einen auswärtigen Einfluß in die Regierung nach sich ziehen könne, als z. B. eine Verbindung mit Portugal, Frankreich oder Oesterreich zur unvermeidlichen Folge zu haben scheine.

Diese Winke giengen für die Prinzessin Ursini nicht verloren. Ehrsüchtige und intrikenvolle Menschen werden sich nie ein völliges Vertrauen schenken, weil sie sich stets gegenseitig nur als Mittel zu ihren Zwecken behandeln. Wie sich Alberoni hütete, ihr seine geheimen Absichten zu entdecken, so verbarg auch die Prinzessin sorgfältig die Betrachtungen, welche durch diesen Vortrag bei ihr veranlaßt worden waren. Sie griff blos die Vortheile für den Staat, welche aus dieser Verbindung zu erwarten standen, auf, und fand sie erheblich genug, sich für dieselbe zu erklären.

Ihr Geschäft war es nun, diesen Beschluß dem Könige so vorzutragen, daß er ihn zu dem seinigen machte. Alberoni übernahm es, zufolge ihrer Aufforderung, unter der Hand bei dem Hofe zu Parma, mit dem Alberoni in Verbindung stund, nachzufragen. Man verabredete zugleich das sorgfältigste Geheimniß, um den Hindernissen, welche von andern Mächten dieser Heirath in den Weg gelegt werden könnten, möglichst vorzubauen. Mit der größten Behutsamkeit und vollkommen unter der Hülle des Geheimnisses unterhandelte nun Alberoni diese Verbindung mit dem Oheime der auserwählten Prinzessin, dem regierenden Herzoge von Parma. Er fand hier eben so wenig Schwierigkeiten, als die Prinzessin Ursini bei dem Könige. Philipp war es längst gewohnt, durch ihre Vorschläge seinen Willen bestimmen zu lassen. Es wurde ihr jetzt um so leichter, da sie nicht unterlassen hatte, seine Sinnlichkeit durch eine Beschreibung ihrer Schönheit und Reitze, wie sie wußte, daß er sie liebte, zu erregen.

Bisher hatte man auch selbst dem französischen Hofe nichts von dieser Unterhandlung mitgetheilt. Erst da sie zum Schluß gediehen war, machte man sie dem Gesandten Ludwigs officiell bekannt. Man kümmerte sich wenig darum, wie der alte Ludwig, der sich so gern noch eine Bestimmung über alle Handlungen und Entschlüsse seines Enkels anmaßte,

sich etwas empfindlich darüber äußerte, daß man diese Angelegenheit ohne sein Zuthun zu Stande gebracht hatte. Alberoni hielt es indessen nicht für unnöthig, sich bei Ludwig, mit dem ausdrücklichen Verlangen der Prinzessin Ursini, des Stillschweigens wegen zu entschuldigen. Die herrschsüchtige Frau war es lange nicht mehr gewohnt, Rücksichten auf Frankreich zu nehmen; sie wandte daher auch keine erhebliche Sorgfalt auf ihre Rechtfertigung. Dies erwartete Alberoni und veranlaßte es, damit sie ihm selbst bei der Ausführung seines Plans in die Hand arbeiten sollte.

Die Eigenmacht und Allgewalt der Günstlingin hatte zu Versailles wieder von neuem großes Mißfallen erregt. Längst wurde eine französische Parthey und Intriken zu Madrit unterhalten, um ihr Ansehen zu untergraben. Alberoni näherte sich unvermerkt dieser französischen Faktion. Indem die Ursini keinen treuern Anhänger und Schildknappen zu haben wähnte, als ihren lieben Abbe', suchte er sich insgeheim täglich mehr als den treuesten Diener Ludwigs XIV. zu bewähren, wurde unter die Zahl seiner geheimen vertrauten Räthe am spanischen Hofe aufgenommen, und bereitete sich auf diese Weise eine wirksame Parthei, zu welcher er jedoch nur im Nothfalle seine Zuflucht zu nehmen gedachte. Indem er sich hier den Rücken zu decken suchte, bereitete er seinen eigentlichen Operationsplan

immer mehr vor. Das Verhältniß des Vertrauens, worin er zu der Prinzessin Ursini stand, gab ihm Gelegenheit, sich auch dem Könige immer mehr zu nähern und sich seines Vertrauens und seiner Gunst zu bemächtigen. Das Geheimniß der Heirathsunterhandlungen, worin sie alle dreye, aber auch sie drey nur eingeweiht waren, verband ihn mit dem einen, wie der andern täglich näher und fester und erleichterte ihm auch hier die Vorbereitung zu dem Plane, den er im Kurzen auszuführen gedachte.

Indessen hatte Ludwig die ihm von Alberoni ins Licht gesetzten Vortheile dieser Heirath für das Haus Bourbon erwogen und seine Zustimmung gegeben. Der Papst war ebenfalls in Rath gezogen und dafür gewonnen. Die Verbindung wurde nun öffentlich erklärt und alles Widerspruchs, insbesondere Oesterreichs, ohnerachtet, durch den Kardinal Aquaviva (d. 14. Sept. 1714) vollzogen.

Bald nachher reiste die junge Königin, in Begleitung eben dieses Kardinals, um die österreichischen Staaten zu vermeiden, zu Wasser bis nach Genua; wo er sie dem Marquis de los Balbyes, der von Madrit aus dahin gesandt war, überlieferte. Der Plan war, sie von hieraus die Reise nach Spanien ebenfalls zur See fortsetzen zu lassen. Allein die junge Königin hatte sich auf jener kurzen Seefahrt so übel befunden und dadurch einen so lebhaften Widerwillen gegen die Wasserreisen bekom-

men, daß man sich entschließen mußte, sie ihre Reise zu Lande fortsetzen zu lassen. In sehr mäßigen Tagereisen gieng sie nun durch das südliche Frankreich; hatte zu Bayonne eine Zusammenkunft mit der verwittweten Königin und setzte dann ihre Reise unter Begleitung des Herzogs von Medina Sidonia, bis Xadraquez fort, wohin ihr die Prinzessin Ursini zu ihrer Bewillkommung entgegen gegangen war. Hier harrete sie der jungen Königin mit dem Vorsatze, sie gleich bei ihrem Empfange in das Verhältniß zu setzen, in welchem sie dieselbe zu sich erhalten wollte. Nach dem Bilde, welches ihr der Abbe' Alberoni von der Ankommenden gemacht hatte, hielt sie ein decidirtes, imponirendes Wesen dazu am allergeschicktesten. Sie hielt sie für ein Kind, das mit der Welt völlig unbekannt, von den Verhältnissen, worin sie trat, nur erst durch sie, ihre künftige Oberhofmeisterin, unterrichtet werden solle. Sie glaubte dafür gesorgt zu haben, daß sie auf ihrer Reise von Niemanden Auskunft erhielte, über nichts aufgeklärt würde. Daß dies dort nicht bereits geschehen sey, davon war sie durch Alberoni versichert worden, und dieser stand jetzt bei ihr so entschieden im Vertrauen, daß sie an seine Versicherungen mit der vollkommensten Zuversicht glaubte.

Nie war indessen ein Vertrauen mehr hintergangen, als das ihrige. Alberoni hatte sie voll-

kommen überlistet und unter der Zeit, da sie darauf dachte, durch diese neue Heirath des Königs ihre Herrschaft über den König noch mehr zu befestigen, die zweckmäßigsten Vorkehrungen gemacht, sie ihr für immer zu entreissen. Er hatte dafür gesorgt, daß die Prinzessin, vor ihrer Abreise, auf das genaueste von dem Charakter und Verhältnisse der Prinzessin Ursini unterrichtet wurde. Er kannte ihren hochfahrenden Geist, ihr muthvolles und entschlossenes Gemüth. Er kannte den König und wußte, daß er nur durch Ueberraschung bestimmt werden könne. War die Prinzessin Ursini bei ihm, so war ohne Zweifel jeder Versuch, sie zu entfernen, vergebens. Der König empfand zwar ihre Herrschaft zuweilen; allein es war ihm durch Gewohnheit zur andern Natur geworden, unter ihr zu stehen. So lange sie blieb was sie war, konnte Alberoni nur eine untergeordnete Rolle spielen. War sie entfernt, so schien es ihm ein leichtes, durch die Königin allmächtig zu werden. Er legte seinen Plan mit behutsamer aber fester Hand an und führte ihn mit einer seltenen Kraft aus.

Die Prinzessin Ursini, die von alle dem nichts ahndete, war kaum abgereist, als Alberoni zum Könige gieng und ihm einen Brief von seiner jungen Gemahlin überreichte. In diesem fand der König, neben den Ausdrücken des zärtlichsten Verlangens, die Erklärung: daß sie, so sehnlich sie auch

ihre Vereinigung mit ihm wünsche, doch nur unter der Bedingung zu ihm kommen könne, daß er die Prinzessin Ursini von seiner Person und dem Hofe entferne. Alberonis listige Beredsamkeit unterstützte diesen Antrag. Der französische Bothschafter wirkte ebenfalls nachdrücklich mit; — Philipps Entschluß war ohne Mühe bestimmt. Er unterschrieb die nöthigen Befehle; und Alberoni machte sich nun ebenfalls eiligst auf, als ausserordentlicher Gesandter ihres Oheims (wozu er so eben, mit der Würde eines Grafen, erhoben war) die junge Königin zu empfangen. Indem er der Prinzessin Ursini voran nach Barzelona eilte, erhob sich der König nach Guadalaxara, wo er sein Beilager mit ihr vollziehen wollte.

Alberoni unterrichtete indessen die junge Königin von seinem Entwurf zur Entfernung der Prinzessin Ursini und fand an ihr eine über alle Erwartung gelehrige Schülerin. Sie war zu nichts weniger geneigt, als sich auf dem Throne beherrschen zu lassen. Sie selbst wollte herrschen und allein herrschen. Ihre Phantasie war mit dieser Vorstellung erfüllt. Die Schilderung ihres künftigen Gemahls hatte ihr eine Aussicht eröffnet, die zu reizend für sie war, als daß sie sich dieselbe mit Gleichgültigkeit hätte können verdunkeln, oder gar verschließen lassen. Es bedurfte daher keiner Ueberredung, um sie zu einem Entschlusse zu bestimmen,

den ihre lebendigste Bestrebung von selbst hervorbrachte. Sie faßte ihre Rolle mit einer solchen Leichtigkeit auf, und führte sie mit so vieler Sicherheit aus, daß man nichts weniger als den ersten Versuch darin erkennen konnte.

Die Prinzessin Ursini erleichterte ihr freilich die Ausführung durch ihr Betragen sehr. Sie hatte dasselbe nach den falschen Voraussetzungen von dem Charakter der jungen Königin berechnet. Nicht nur stellte sie sich ihr gleich als ihre Oberhofmeisterin dar; sondern gedachte sich auch als solche gleich bei ihr in Ansehn zu setzen. In dieser Absicht empfing sie dieselbe gleich mit ziemlich unfreundlichen Vorwürfen über die saumselige Fortsetzung ihrer Reise, tadelte ihren Kopfputz und übrige Kleidung und hub an, ihr eine lange Vorlesung im Gouvernanten-Tone, über ihren Anzug, ihr Betragen und ihre ganze Lebensart zu halten. Die Königin hörte sie eine zeitlang an, ohne sie einer Anrede, oder Antwort zu würdigen. Dann drehte sie ihr den Rücken zu. Als die Oberhofmeisterin auch diesen Wink nicht verstehen wollte, sondern nur mit erhöhetem Eifer in ihrer Vorlesung fortfuhr, brach die Ungeduld der Königin mit großer Heftigkeit aus. Sie befahl ihr, sich zu entfernen, und als die Prinzessin, darüber bestürzt, zögerte, rief die Königin den Kommandanten der Leibwache, der sie von der spanischen Grenze an begleitet hatte, und befahl

ihm, die Prinzessin zu verhaften, so wie sie da sey, in ihren Wagen zu setzen und über die Grenze zu führen.

So sehr die Prinzessin durch diesen Befehl überrascht wurde, so verlor sie dennoch die Gegenwart des Geistes nicht. Sie erklärte mit ziemlicher Fassung: sie sey bereit dem Befehle zu gehorchen und sich zu entfernen; aber nicht ausser Landes, sondern zurück zum Könige. Von ihm wolle sie erst die Bestätigung des Befehls der Königin hören. Jetzt trat der Oberste der Garde herbei und zeigte ihr den königlichen Befehl zu ihrer Verhaftung und Deportirung. Nunmehr war auch ihre Besonnenheit und ihr Muth dahin. Ein Strohm von Thränen stürzte aus ihren Augen, sie hüllte ihr Gesicht in ihr Schnupftuch und verließ schluchzend das Zimmer. Ohne Aufschub wurde sie in ihren Wagen geschaft und genöthigt, mit Zurücklassung ihres Gepäcks und ihrer Papiere, eine weite Reise ohne alle dazu erforderliche Bequemlichkeiten in einer kalten Winternacht anzutreten und dieselbe ununterbrochen, in dem schlechtesten Wetter und über die beschwerlichsten und gefahrvollesten Wege, von einem Detachement der Garde, als eine Gefangene begleitet, bis über die spanische Grenze hinaus fortzusetzen.

Dieser Meisterstreich, womit die junge Königin auftrat, setzte den Hof und das ganze Reich in

Erstaunen, sie selbst aber in Achtung and Gunst. Die Prinzessin Ursini war, besonders dem hohen Adel, sehr verhaßt; ihre Entfernung sah man als eine Befreiung von einer lästigen und erniedrigenden Tyrannei an. Der König vergaß, über den Anblick dieser jungen reizenden Gemahlin, die alte Frau um so leichter, da er ihre Herrschsucht doch auch, besonders in der letzten Zeit, etwas lästig gefunden hatte. Alberoni suchte seinen Antheil an dieser Intrike auch nach ihrer Entfernung noch hinter einer scheinbaren Verwendung zu ihrem Besten zu verstecken. Er war es hauptsächlich, der dafür sorgte, daß ihr alle ihre Effekten, Papiere, ihr ganzes Vermögen nachgeschickt wurde. Er übermachte ihr ein Handschreiben von dem Könige, worin dieser der Verjagten die Fortdauer seiner Gnade und eine lebenslängliche Pension versicherte.

Die Prinzessin Ursini hatte den Boden Frankreichs mit dem Vorsatze betreten, nach Versailles zu gehen, um, wie sie nicht zweifelte, durch die Verwendung des Königs und ihrer Freundin, der Frau von Maintenon, die Wiederherstellung in ihre Aemter und Verhältnisse zu erlangen und sich dann an der Königin und ihren Feinden, wer sie auch seyn mochten, auf das empfindlichste zu rächen. Allein wider alle ihre Erwartung verbat der französische Hof ihren Besuch und ließ ihr unter der Hand den Rath geben, Frankreich so bald

als möglich zu verlassen. Die Prinzessin begab sich nun nach Italien: — wohin ihr ihre Effekten bald folgten, und lebte in Rom von dem in Spanien während ihrer Herrschaft zusammen gehäuften Schätzen, und einer spanischen und französischen Pension, mit vieler Pracht — jedoch wohl nicht ohne heimlichen Kummer über den Verlust ihrer Allmacht. Endlich rief sie der Tod, im Jahre 1722, von dem Schauplatze der Welt ab, auf dem sie eine so glänzende Rolle gespielt hatte.

Anna Dacier.

Eine berühmte französische Schriftstellerin.

Gelehrte Frauen stehen gewöhnlich nicht im besten Kredit. Man erlaubt es den Weibern lieber, Witz, Geschmack, Talente, Gegenwart des Geistes u. s. w. zu besitzen, als Gelehrsamkeit — warum? das läßt sich vielleicht errathen. Man fand, daß diejenigen Frauenzimmer, welche gelehrte Kenntnisse besaßen, sie sich oft auf Kosten höherer Obliegenheiten erworben hatten; daß sie, um berühmte Frauen zu werden, unleidliche Gattinnen und sorglose Mütter gewesen waren. Und in der That, ein Weib, das unter den Folianten des Alterthums, die Sorge für ihre Familie vergißt, der Erklärung des Homer und Anakreon, die Beobachtung ihrer häuslichen Pflichten aufopfert, und die Suppe für ihren Mann anbrennen läßt, um einen verdorbenen Vers des Euripides herzustellen, ist ein würdiger Ge-

genstand der Satyre. Allein das sind nicht die Vorwürfe, die man unsrer Heldin machen kann. Sie war vielmehr die getreue Gehülfin der Arbeiten ihres Vaters, und nachmals ihres Mannes, und beobachtete zufällig dadurch, daß sie ihre Neigung für die Wissenschaften befriedigte, zugleich die Pflichten einer Tochter und Gattin.

Anna le Fevre, vermählte Dacier, war zu Saumur den ersten Christtag des Jahrs 1651 gebohren. Ihr Vater, Tanaquil le Fevre, war reformirter Professor zu Saumur, ein Mann von Scharfsinn und Genie. Ein sonderbarer Zufall brachte ihn auf den Gedanken, seine Tochter mit den Schätzen des griechischen und römischen Alterthums bekannt zu machen. Das Mädchen hatte einen Bruder, den der Vater selbst unterrichtete. Anna war zwar oft dabei zugegen, wenn er dem Sohne Unterricht ertheilte, allein ohne Antheil daran zu nehmen. Denn sie strickte oder nähete, und nur durch einen Zufall entdeckte sich ihr für die Gelehrsamkeit geschaffener Kopf. Sie stund in ihrem eilften Jahre, als sie einmal den Lehrstunden wieder beiwohnte. Der Vater fragte den Sohn etwas, das er ihm nicht zu beantworten wußte. Die Tochter legt ihre Arbeit weg, und sagt ihrem Bruder was er antworten soll — und die Antwort war recht. Der Vater ward überrascht, fand bei näherer Untersuchung, daß seine Tochter durch bloßes

stilles Zuhören mehr gelernt hatte, als ihr Bruder durch allen auf ihn verwandten Fleiß, und beschloß nun, ihre seltenen Talente sorgfältig zu pflegen.

Die Früchte davon zeigten sich bald genug; aus dem Lehrling ward ein Rathgeber und Gehülfe. Einst las der Vater mit ihr den Curtius und verglich mit dem Originale die französische Uebersetzung des Herrn von Vaugelas, der dreißig Jahre an seiner Arbeit gefeilt hatte. Der Vater war mit dem Uebersetzer sehr zufrieden: die Tochter nicht so sehr. Sie entdeckte verschiedene Fehler, und der Vater sah sich genöthigt, zum öfteren den Scharfsinn und den feinen Geschmack seiner Tochter zu bewundern.

Anna erwarb sich also in ihrer blühenden Jugend einen Schatz von griechischer und römischer Gelehrsamkeit — und so wurde gleichsam zufälliger Weise die Prophezeihung erfüllt, die ein Sternkundiger von ihr gegeben hatte. Denn da ihr Vater, so wie viele andere Gelehrte des vorigen Zeitalters, an die Nativität noch glaubten, so hatte er einem solchen Astrologen die Nachricht von dem Tage und der Stunde, in welcher seine Tochter gebohren worden war, ehemals zugeschickt. Der Mann antwortete: le Fevre werde sich in der Zeit betrogen haben. Das Resultat seiner Untersuchungen passe nicht auf ein Mädchen. Denn die Sterne sagen: das in diesem Zeichen gebohrne Kind

werde eine große Rolle spielen, und sich ausserordentlichen Ruhm erwerben.

Der Professor le Fevre hatte immer besondere Aufsicht über protestantische Jünglinge, die in Saumur studierten. Einer derselben war Dacier, aus Castres in Languedoc gebürtig, von gleichem Alter mit der Tochter seines Lehrers. Er gab beiden einerlei Unterricht, und hatte die Freude, den Jüngling und das Mädchen auf der gelehrten Laufbahn mit gleichen Schritten fortwandeln zu sehen. Der Jüngling war so sehr sein Liebling, daß er ihn allein in seinem Hause behielt, als er die andern Kostgänger wegen Beschwerlichkeit des Alters entließ. Unsre Heldin las indessen den Phädrus und Terenz in der römischen, den Anakreon, Kallimachus und Homer in der griechischen Ursprache, nicht nur fertig weg, sondern, nach der Versicherung des Niceron, auch mit dem richtigen Gefühl ihrer Schönheiten. Ohne ihr den Ruhm des letztern streitig machen zu wollen, führen wir das Urtheil des Boileau, und vieler berühmter Kunstrichter an, welche dieses Gefühl in den meisten ihrer nachmaligen Uebersetzungen zu vermissen glaubten. Vielleicht erlag es nachmals unter der Fruchtbarkeit ihrer Feder, oder wurde stumpf unter der Last philosophischer und kritischer Untersuchungen. Ihre Erholung in Nebenstunden war das Studium einiger neuen Sprachen, vorzüglich der Italiänischen,

worin sie es bald so weit brachte, daß sie den Tasso verstehen, und mit Homer und Virgil vergleichen konnte.

Nach dem Tode ihres Vaters gieng sie im Jahr 1673 nach Paris, wohin der Ruhm ihrer Gelehrsamkeit bereits gedrungen war, und wo auch der junge Dacier lebte, gegen den sie eine zärtliche Neigung in ihrem Herzen hegte. Sie machte nun Anstalten, ihr gelehrtes Wissen der Welt in Schriften mitzutheilen. Das erste sollte ein kritischer Versuch über den Kallimachus seyn. Der damalige Unterlehrer des Dauphins, Huet, bekam etwas davon zu sehen, schenkte der Arbeit seinen Beifall, und that ihr den Vorschlag, einige alte Autoren zum Gebrauch des Dauphins auszuarbeiten. Nach einigen Weigerungen ihrer Bescheidenheit machte sie sich an diese Unternehmung, und gab im Jahr 1674 die römischen Geschichtschreiber, Eutropius und Florus, mit einem lateinischen Kommentar heraus. Das Gerücht von ihrer Gelehrsamkeit drang bald über die Grenzen ihres Vaterlandes, es verbreitete sich in ganz Europa. Christina von Schweden, welche Gelehrsamkeit besaß und schätzte, und königlich belohnte, ließ sie durch den Grafen von Königsmark ihrer Gewogenheit versichern. Anna dankte ihr in einem lateinischen Briefe und sandte ihr den Florus. Das Antwortschreiben der Königin bot ihr sehr

vortheilhafte Bedingungen an, wenn sie katholisch werden und zu ihr kommen wollte. Allein sie schlug dies Anerbieten aus.

Eine Reihe gelehrter Werke, meist Uebersetzungen aus dem Griechischen und Lateinischen, giengen jetzt aus ihrer Feder hervor, unter denen ihre französische Uebersetzung des Anakreon den meisten Beifall erhielt. Anakreon ist ein reizender griechischer Dichter, dessen Manier Gleim in Deutschland am glücklichsten nachgeahmt hat. Ihn in Prosa zu übersetzen ist ein sehr mißliches Unternehmen. Seine naive, ungekünstelte Reize müssen in jeder Sprache verlieren; besonders da diejenige, worin er sie schrieb, die anmuthigste, die holdseligste aller Sprachen war. Die Uebersetzung unserer gelehrten Sprachkennerin erhielt indeß zu ihrer Zeit vieles Lob, und verdiente dasselbe. Sie ist die beste Arbeit der Verfasserin in diesem Fache, und die beste Uebersetzung des Dichters in dieser Sprache, wenn man etwa ein Paar einzelne, von la Fontaine übersetzte Lieder ausnimmt. Sie war damals in den schönsten Jahren ihres Lebens, denjenigen, wo das Gefühl dichterischer Schönheiten am lebhaftesten ist; und mit diesem Gefühl hat sie wirklich den Anakreon übersetzt.

Die zärtliche Zuneigung, die Anna gegen ihren Jugendfreund, den geliebten Dacier, hegte, wurde durch ihre gelehrten Bemühungen nicht unterdrückt.

Amor

Amor behauptete seine Rechte in ihrem Herzen, und die beiden Liebenden wünschten sich an Hymens Altare auf ewig zu verbinden. Allein es legte sich ihren Wünschen ein bedenkliches Hinderniß in den Weg — die protestantische Religion, zu der sich beide bekannten. Der gelehrte Bischof von Meaux, Bossuet, ein eifriger Proselytenmacher, redete ihnen oft zu, die Religion zu verändern. Indessen versuchten Herr Dacier und Demoiselle le Fevre im Jahr 1683 doch, ob sie ohne königliche Pension sich ernähren könnten, und vermählten sich, hatten aber nur höchstnothdürftigen Unterhalt. Die Spaßvögel der damaligen Zeit nannten diese Verbindung die Heirath des Lateinischen und des Griechischen. Herr Dacier war wirklich ein gelehrter Mann, der ebenfalls die Schriftsteller des Alterthums erklärte und übersetzte. Das letztere hat er unter andern mit den Lebensbeschreibungen des Plutarch gethan, und diese sind unstreitig sein wichtigstes Werk. Er besaß die Sprachen des Alterthums völlig, allein er übersetzte die Schriftsteller desselben mit noch weniger Geschmack und Gefühl als seine Gattin. Boileau sagte von ihm: Er flieht und verscheucht die Grazien, und nannte seine Uebersetzung von Dichtern: die Offenbarungen des Herrn Dacier.

Das junge Ehepaar mußte es oft genug hören und erfahren, wie sehr es Schade sey, daß sie auſſer

dem Schooße der allein seligmachenden Kirche lebten. Ihre bedrängte ökonomische Lage mochte sie auch wohl zuweilen daran erinnern. Es entstunden bei beiden allerlei Religionszweifel, und schon wankten sie in ihrem Glauben. Um indessen den wichtigen Schritt nicht leichtsinnig zu thun, erklärte Madame Dacier ihren Beschützern, daß sie geneigt sey, zur herrschenden Kirche überzutreten, wenn sie erst die Gründe für und wider beide Religionsparteien gehörig geprüft haben würde. Um in der Einsamkeit die Gründe und Gegengründe eines so wichtigen Schrittes zu erwägen, giengen sie im Sommer 1684 nach Castres in Languedoc, der Vaterstadt des Herrn Dacier. Hier war, wie die französischen Journalisten erzählen, das Studium der Bibel und der Kirchenväter ein ganzes Jahr lang fast ihre einzige Beschäftigung, und im Jahr 1685 traten sie feierlich von der reformirten zur katholischen Kirche über. Ihr Beispiel hatte vielen Einfluß auf einige ihrer Glaubensgenossen, welche diesen Schritt nach ihnen thaten.

Diese Begebenheit, die wichtigste in dem Leben unsrer Heldin, ist mit einem undurchdringlichen Dunkel umhüllt. Die Vorwürfe derjenigen Religionspartei, welche sie verließ, und die Lobeserhebungen derjenigen, zu welcher sie übertrat, entscheiden hier nichts. Beschränkte menschliche Vernunft enthält sich billig alles Urtheils, und überläßt die

Prüfung einer Handlung, die ihr zweideutig scheint, dem großen Erforscher der Herzen. So viel muß man dem gelehrten Paare zugestehen, erstlich, daß sie diesen Schritt nicht leichtsinnig, und zweitens, daß sie ihn mit einer Art von Uneigennützigkeit thaten. Denn man liest wenigstens nicht, daß ihnen Vortheile auf den Fall ihres Uebergangs versprochen worden wären. Ja, als ein Freund, der ihnen die Reise nach Languedoc widerrieth, vermuthlich, weil sie diese Provinz, die voller Protestanten war, und ist, eher davon zurückhalten, als dazu ermuntern würde, und ihnen zehentausend Livres brachte, um in der Hauptstadt die Religionsübung anstellen zu können, so weigerten sie sich, das Geld anzunehmen, damit ihr Schritt nicht den geringsten Schein von Eigennutz hätte. Sey indessen fromme Ueberzeugung oder frommer Irrthum die Triebfeder dieser Handlung gewesen, so waren ihre Sitten immer untadelhaft, und machten dem Glauben Ehre, den sie bekannten.

Nach ihrer Rückkunft wurden sie dem Könige, Ludwig XIV. vorgestellt. Der Monarch, dem die Unterdrückung der reformirten Sekte sehr am Herzen lag, nahm sie gnädig auf, und ertheilte dem Herrn Dacier 1500, seiner Gattin aber 500 Livres jährlicher Einkünfte. Beide setzten nun ihre gelehrten Arbeiten gemächlich fort.

Terenz, ein römischer Lustspieldichter, war bisher in einer Uebersetzung in Frankreich gelesen worden, welche man die Uebersetzung des Port-Royal nannte, und die nicht ohne Verdienste war. Madame Dacier entschloß sich indessen, diesen Dichter von neuem zu übersetzen. Ihre Freunde suchten ihr zwar dieses Unternehmen auszureden, und führten den Beifall an, dessen die vorige Uebersetzung genieße. Sie ließ sich aber nicht abschrecken, und gieng mit solchem Eifer an diese Arbeit, daß sie im härtesten Winter schon um fünf Uhr aufstund. Als sie auf diese Art drei von seinen sechs Komödien übersetzt hatte, und nun ihre Arbeit zum zweitenmale durchgieng, fand sichs, daß sie durch einen zu angestrengten Fleiß sich selbst geschadet hatte, daß ihre Uebersetzung die Lampe verrieth, bei der sie gemacht war, und von den Reitzen ihres Originals keine Spur trug. Sie arbeitete sie daher von neuem um, und gieng langsamer dabei zu Werke. Diese Uebersetzung wurde von den Gelehrten der Zeit sehr gut aufgenommen. Der Aufwand von kritischer Gelehrsamkeit und Kenntniß des Alterthums, den die Verfasserin dabei gemacht, rechtfertigt diesen Beifall. Allein den Freund dichterischer Schönheiten kann ihre Uebersetzung unmöglich befriedigen.

Der bekannte Präsident des Parlements von Paris, Harlay, lud Herrn und Madame Da-

cier ein, ihre Wohnung auf einem Landhause zu nehmen, das er zu Menilmontant hatte, und wo er wöchentlich zweimal mit ihnen speiste. Da unternahmen sie die Uebersetzung eines philosophischen Werks, welches Marcus Antonius, ein römischer Kaiser des zweiten Jahrhunderts, geschrieben, und ihm den Titel gegeben hatte: Ueber mich selbst; an mich selbst. Sie arbeiteten gemeinschaftlich daran, und lasen sie, so oft er sie besuchte, stückweise dem Präsidenten Harlay vor, dem sie auch, als es im Jahr 1691 gedruckt wurde, das Werk zueigneten.

Nicht so fruchtbar, als die Feder, war das Ehebette der Madame Dacier. Sie gebahr nur drei Kinder, einen Sohn und zwei Töchter. Den Sohn erzog sie mit vieler Sorgfalt, und unterrichtete ihn, wie ihr Vater sie unterrichtet hatte, selbst. Auch erndtete sie die Früchte ihrer Bemühung, wenigstens eine Zeit lang. Im zehnten Jahre wußte der Knabe so viel, als mancher noch einmal so alte Jüngling. Seine Mutter hatte ihm den ältesten griechischen Geschichtschreiber, den Herodot, zu lesen gegeben. Allein dieser füllte seine Lesebegierde noch nicht ganz. Er nahm ihr heimlich einen andern, den Polybius, und las ihn für sich. Doch dies zeigt seine Talente noch nicht so in dem ganzen Lichte, als das treffende Urtheil, das er über beide fällte. Denn als Dacier den gelehrten Diebstahl entdeckte, sagte

der Knabe zu ihr: Herodot bezaubert, aber Polybius ist ein Mann von großer Beurtheilungskraft.

Doch Bäume, die gleich in den ersten Jahren Früchte tragen, sind minder dauerhaft, als diejenigen, die spätere Früchte bringen. Eben so sieht man auch die frühzeitigen Genies welken, wovon die gelehrte Geschichte viele Beispiele zeigt. Auch der junge Dacier starb in der Blüthe seiner Jahre, und sein Tod erregte den Eltern desto größern Schmerz, je schöner die Blüthen waren, welche diese junge Pflanze hervorgebracht hatte. Die ältere Tochter wurde bald eine Nonne; die jüngere versprach eine zweite Mutter, deren Tugenden und Talente sie hatte, zu werden. Aber auch diese Blume sank hin, und ihren Verlust schien Madame Dacier noch tiefer zu fühlen, als den Hingang ihres Sohnes. Man höre sie selbst darüber, in der Vorrede zu einem ihrer Werke, das damals erschien:

„Ich hatte beschlossen — sagt die bekümmerte Mutter — die Fortsetzung dieses Werks bald nachfolgen zu lassen; allein ein traurig er Zufall wirft mich zu Boden, und läßt mir keine Kraft übrig, als die, mich zu beklagen. Man vergönne es einer betrübten Mutter, hier ihr Herz auszuschütten. Ich weiß es, daß ich die Nachsicht nicht verdiene, welche man in einer ähnlichen Lage, den Klagen großer Männer gewährt hat. Allein die Menschlichkeit

wird vielleicht meiner Schwachheit nicht verſagen, was die Bewunderung ihrer Größe zollte. Nie waren wenigſtens Klagen gerechter, als die meinigen. Ach! wir hatten nur noch eine einzige, ſehr liebenswürdige Tochter, die ganz unſer Troſt war, die unſre Hoffnungen und Wünſche erfüllte, mit allen Tugenden geziert, Gründlichkeit, Lebhaftigkeit und weiten Umfang des Geiſtes zeigte, und durch ihren Verſtand uns jeden Augenblick des Lebens aufheiterte. — Dieſe hat der Tod uns entriſſen. Es gefiel der Vorſehung nicht, uns ein ſo großes Glück bis an das Ende unſrer Tage genießen zu laſſen. Ich habe die Freundin, die Gefährtin meines Lebens verloren, denn von ihrer Kindheit an haben wir uns faſt keine Minute getrennt. Was haben wir nicht mit einander geleſen! welche Unterhaltung! welche Vergnügungen! An allen meinen Geſchäften nahm ſie Theil, machte mich bei einem Zweifel öfters entſchloſſen, ja durch ihr feines und lebhaftes Gefühl gab ſie mir zuweilen Licht in der Dunkelheit einer Stelle, die ich erklären ſollte. — Alle dieſe ſchönen Ausſichten ſind dahin wie ein Traum. Auf jene vergnügten Stunden des geſellſchaftlichen Lebens folgt Einſamkeit und Entſetzen. Alles wird mir nun bitter, und ſelbſt die Wiſſenſchaften, die mir ſonſt ſo viel Vergnügen gewähnten, ſind eine neue Quelle des Schmerzens für mich, weil ſie mich an das Mädchen erinnern, in

deren Umgange die Musen mich sonst besucht hatten. Daher kann ich die Vollendung eines Werke, das für mich traurig geworden ist, nicht so bald versprechen, und ich muß die Zeit erwarten, in der mir die Vorsehung Kräfte geben wird, jenen Kummer zu besiegen oder wenigstens zu betäuben, und mich an einen so schrecklichen Verlust zu gewöhnen.“

Die gelehrte Frau muß ihren Kummer wirklich besiegt haben; denn das verheissene Werk erschien im Jahr 1716. Es war Homers Odyssee; die Ilias hatte sie im Jahr 1711 heraus gegeben. Ein kühnes Wagestück, dem ihre Kräfte nicht gewachsen waren. Wenn nicht alle Schönheiten des treflichen Sängers in der prosaischen Dolmetschung der Madame Dacier getödtet sind, so war es wirklich nur die Schuld Homers, von dessen Schönheiten man behaupten kann, daß sie ihr unverkennbares Siegel, dem gefühlloseſten Uebersetzer zum Trotze, in allen Sprachen der Welt behaupten.

Die Frau Uebersetzerin war indessen sehr ungehalten darüber, daß das Publikum ihrer Arbeit keinen Geschmack abgewinnen wollte, und es entspann sich zwischen ihr und dem Dichter la Motte ein hitziger Federkrieg. Kein Freund der Wissenschaften, kein Freund Homers kann die Art billigen, wie sie diesen Streit führte. Es herrscht in ihrer Vertheidigungsschrift der Ton, den man bei den

Gelehrten des mittlern Zeitalters, der Skaligere, der Scioppius u. s. w. findet. Es ist unbegreiflich, wie sie diesen Ton unter der beständigen Lektüre der Schriften einer Nation angenommen hatte, welche unstreitig alle jetzt existirenden Europäischen an feiner Urbanität und Kultur der Sitten übertraf. — Ihre Heftigkeit, die bis zu Persönlichkeiten herabsank, wurde durch ihr Geschlecht desto auffallender, und durch die anständige, sich immer gleich bleibende Höflichkeit ihres Gegners desto unverzeihlicher. Unter dem steten Umgange mit den Grazien Homers und Anakreons, hatte sie die Grazien ihres Geschlechts verloren: und das war desto schlimmer für sie. — Diese Streitigkeit endigte sich endlich, wie die meisten gelehrten, damit, daß beide Theile Recht haben wollten, was wohl eigentlich keiner hatte; daß das Publikum wenig, und die Wahrheit nichts gewann; daß die streitenden Partheien über einander, und die Welt über sie beide lachte.

Madame Dacier indessen gefiel sich in dieser polemischen Schriftstellerei; denn kaum hatte sie den la Motte quittirt, so ließ sie sich in eine neue Streitigkeit ein. Der Pater Harduin, ein Jesuit, und einer der sonderbarsten Schriftsteller seines Zeitalters, war es, wider den sie ins Feld rückte. Dieser Pater, ein Monstrum von Gelehrsamkeit, die er aber blos anwandte, um paradoxen Meinun-

gen Gewicht zu geben, behauptete, unter vielen andern Sonderbarkeiten, auch diese, daß die Werke Homers, Virgils, Horazens, des Tacitus, und der meisten Schriftsteller des Alterthums, (nur den ältern Plinius und wenige Anders nimmt er aus) erst im mittlern Zeitalter von eitlen Mönchen geschrieben und untergeschoben wären. — In den Gottheiten des Homer erblickte er überdem nichts als allegorische Tugenden; und jeder seiner Episoden versuchte er ebenfalls eine allegorische Auslegung zu geben. Ich will von diesen Auslegungen nur ein Beispiel anführen. Man kennt die Erzählungen des Homer von der Buhlschaft des Mars und der Venus, welche Vulkan bei einander ertappte, und in eine unsichtbare Kette verstrickte. In dieser findet der Pater Harduin folgende Anspielungen: Mars ist der Krieg, und Venus die Stadt Troja. Sie entschlossen sich, das Bette des Vulkan zu beflecken, das heißt, sich der Waffen aus dem Zeughause zu bedienen. Vulkan schmiedete Fesseln, um sie zu binden; das heißt: die Trojaner waren in ihrer Stadt so eingeschlossen, daß sie keinen Ausfall thun konnten. Vulkan schrie, daß seine Frau kein ehrliches Weib sey; das heißt: die Trojaner hatten Unrecht, zur Vertheidigung einer so schändlichen Handlung, als die Entführung Helenens, Krieg zu führen. Merkur sagt zum Apoll, er wünsche um den Preis, an der Stelle des Mars

zu seyn. Das sind die Kaufleute von Troja, die sich erbieten, die Kriegskosten zu bezahlen. Man kann bei dergleichen Auslegungen wenigstens lachen; allein das konnte man bei der Widerlegung der Madame Dacier nicht, die den Träumen eines Wahnsinnigen Schritt vor Schritt folgte, und sie mit einem Ernst widerlegte, der desto lächerlicher ward, je öfter er in Unwillen ausartete. Der Jesuit, der vermuthlich von seinen Behauptungen keine einzige glaubte, gab sich nicht die Mühe, sich zu vertheidigen — unstreitig das klügste, was er thun konnte.

Noch in ihrem Alter machte die rastlose Frau Anstalten, den Virgil zu übersetzen; allein der Tod kam diesem Dichter zu Hülfe, und rettete ihn aus ihren Händen. Unstreitig würden die feinern, ausgebildetern, aber eben daher zartern und empfindlichern Schönheiten des Virgil unter ihrer Bearbeitung noch mehr gelitten haben, als die edle, einfache Größe des Mäoniden.

Anna Dacier starb, zwei Jahre vor ihrem Gatten, den 25ten August 1720 in einem Alter von beinahe 70 Jahren. Körperliche Leiden, welche die letzten Jahre ihres Lebens verkümmerten, hatte sie mit großer Gelassenheit ertragen. Ueberhaupt ist die Schilderung, welche gleichzeitige Schriftsteller von ihrem Charakter machen, noch ehrenvoller für sie, als ihre Gelehrsamkeit und ihre Werke. Ein Hauptzug desselben war, eine ausserordentliche Mild-

thätigkeit gegen Dürftige. Ihrem Gemahl, welcher dieser Tugend, in Rücksicht auf die Mittelmäßigkeit ihres Vermögens, einige engere Grenzen zu setzen wünschte, antwortete sie: „Laß uns nicht auf die Güter rechnen, die wir besitzen; sondern auf diejenigen, die wir mit der Armuth getheilt haben.“ — Ihr körperliches Aussehen hatte wenig Empfehlendes.

Maria Wollstonecraft Godwin.

Eine berühmte englische Schriftstellerin.

In wenig Jahren hat sich diese treffliche Frau einen unsterblichen Namen gemacht; sie gehörte unstreitig zu den merkwürdigsten ihrer Nation in neuern Zeiten, und mit Recht konnte sie die größten Ansprüche auch auf unsre Aufmerksamkeit und Dankbarkeit machen. Hätte sie auch sonst nichts geschrieben, als die Rettung der Rechte des Weibes (Vindication of the Rights of Women), so würde sie eine ehrenvolle Stelle unter den Schriftstellerinnen Englands behaupten, aber ihr großer Geist erzeugte noch viele andere vorzügliche Früchte, und das Gemälde ihres Lebens verdient von jedem Freunde der Menschheit betrachtet zu werden.

Maria Wollstonecraft war am 27ten April 1759 gebohren. Ihr Vater hatte von dem

seinigen ein Vermögen von zehen Tausend Pfund geerbt, und lebte, ohne ein eigentliches Gewerbe zu treiben, vom Landbau, meistentheils auf dem Lande; war aber dabei ein so wandelbarer Mensch, daß er sich selten an einem Orte lange aufhielt, und daß man daher selbst über den Geburtsort seiner Tochter in einiger Ungewißheit bleibt. Maria zeichnete sich schon in ihrer frühen Jugend durch einen merklichen Grad des äußerst feinen Gefühls, des gesunden Verstandes, und der entscheidendsten Festigkeit des Willens aus, welche ihr ganzes Leben hindurch die Grundzüge ihres Charakters ausmachten. Aber sie war weder ihres Vaters noch ihrer Mutter Liebling. Ihr Vater war ein Mann von einer lebhaften, heftigen Gemüthsart, der abwechselnd bald übermäßig freundlich, bald wieder grausam seyn konnte. In seinem Hause regierte er als Despot. Aber dieser häusliche Despotismus drückte Mariens Geist nicht nieder, er überstieg alle Hindernisse, und sie wurde nach und nach gewissermaßen die Aufseherin und Schiedsrichterin ihrer Familie. Wenn ihr aufbrausender Vater seine Gattin bisweilen mißhandeln wollte, so stürzte sich Maria gewöhnlich zwischen den Despoten und das Opfer seiner Wuth, in der Absicht, mit ihrem eigenen Körper die Schläge aufzufangen, die vielleicht auf ihre Mutter fallen könnten. Sie hat sogar ganze Nächte auf dem Vorsaale am Wohnzimmer

ihrer Eltern gelegen, wenn sie besorgte, daß ihr Vater etwa in einem Anfall von Hitze losbrechen möchte. Maria bekam übrigens durch jene harte Erziehung einen festen Körper, und gewissermaßen einen männlichen Geist. Puppen und tändelnde Unterhaltungen der Mädchen reitzten sie wenig, und sie nahm mehr Theil an den raschern Spielen ihrer Brüder.

Bald lernte sie eine Freundin kennen, an der sie mit der innigsten Wärme hieng, und der sie den größten Theil ihrer Bildung zu danken hatte. Fanny Blood, dies war der Name dieser Freundin, sang und spielte mit Geschmack, sie zeichnete sehr nett und mit ausnehmender Treue, erhielt dadurch eine zeitlang ihre armen Eltern, zerrüttete aber auch eben durch diese übermäßige Anstrengung ihre eigene Gesundheit. Sie las und schrieb zugleich mit einem ungemeinen Grade von Genauigkeit, und ihre Briefe an Marien waren Meisterstücke. Marie fühlte ihren Abstand von ihrer so herrlich ausgebildeten Freundin, — und nun erwachte auf einmal in ihr eine brennende Begierde, es dieser gleich zu thun. Von dieser Zeit beginnt Mariens Eifer in den Wissenschaften, und Fanny wurde ihre Lehrerin in der Kunst des schönen und deutlichen Styls. Schon damals erwachte in Mariens Seele der Wunsch, sich ganz von ihren Eltern zu trennen, und eine selbstständigere Lage

irgendwo als Erzieherin oder Gesellschafterin zu suchen. Ihr Wunsch wurde im Jahre 1778 erfüllt. Sie kam in das Haus der Mistreß Dawson, einer Frau von wunderlicher Gemüthsart, in die sich aber Marie treflich zu schicken, und durch Klugheit, Beharrlichkeit und Festigkeit ihre eigene Lage erträglich zu machen wußte. Nach einem zweijährigen Aufenthalte bei derselben rief Marien die Krankheit ihrer dahin welkenden Mutter ins väterliche Haus zurück. Sie pflegte dieselbe mit unendlich kindlicher Liebe; nach ihrem Tode aber verließ sie das väterliche Haus auf immer, und kehrte in die Arme ihrer theuren Fanny Blood zurück.

Im vier und zwanzigsten Jahre ihres Alters entwarf Marie den Plan, eine Lehr- und Erziehungsanstalt anzulegen, die durch Fanny Blood, sie selbst und ihre beiden Schwestern geleitet werden sollte. Die Anstalt kam wirklich zu Stande, und Marie machte dadurch für sich sehr wichtige Bekanntschaften, vorzüglich auch die des berühmten Dr. Richard Price, der durch seine politischen und mathematischen Berechnungen bekannt ist. Obgleich Marie in den Grundsätzen der englischen Kirche erzogen worden war, so besuchte sie doch bisweilen die öffentlichen Vorträge dieses Predigers. Ihre ganze Religion war auf inneres Gefühl, und auf die Schönheiten der Natur gegründet. Sie

hatte

hatte sich gleichsam ihre Religion selbst geschaffen, und konnte sich der Zeit nicht erinnern, wo sie die Lehre von künftigen Strafen geglaubt hätte. Sie erwartete einen künftigen Zustand; ließ sich aber ihre Ideen über denselben durch Vorstellungen von Gericht und Vergeltung durchaus nicht beschränken. Bis ins Jahr 1787 besuchte sie den öffentlichen Gottesdienst; hernach hörten diese Besuche aber ganz auf.

Das Merkwürdigste in dieser Lebensperiode Mariens ist ihre Reise nach Lissabon, wohin ihre Fanny, um ihre Lungenschwindsucht zu heilen, gegangen war. Kurz vorher hatte sich die kranke Fanny noch verheirathet. Allein ihr Leben ward auch in jenem reinern Klima Portugalls nur durch die Periode der Schwangerschaft gefristet. Maria entschloß sich aller Schwierigkeiten und Vorstellungen ungeachtet, nach Lissabon zu eilen, um ihre kranke Freundin zu verpflegen. Ein schwärmerischer, aber höchst edler heroischer Entschluß, den sie auch wirklich eben so edelmüthig ausführte; ob sie gleich während der Zeit ihre Schulanstalt verlassen mußte. Ihr Aufenthalt in Lissabon war indessen nur von kurzer Dauer, denn kaum war sie dort angekommen, so starb ihre Freundin an einer zu frühen Entbindung. Noch zehen Jahre nach ihrem Tode schrieb Marie ihre rührenden Empfindungen über diese verewigte Freundin in der herzlichsten Sprache

nieder. Siehe: Briefe geschrieben während eines kurzen Aufenthalts in Schweden, Norwegen und Dännemark, von M. Wollstonecraft. Aus dem Engl. Hamburg und Altona, 1796. 6ter Brief.

Auf ihrer Rückreise von Lissabon in ihr Vaterland ereignete sich ein besonderer Vorfall. Während der Seereise stieß das Schiff auf ein französisches Fahrzeug, das sich in größter Noth befand, und täglich gewärtig seyn mußte zu sinken, wobei es zugleich von allen Lebensmitteln entblößt war. Der Franzose rief das englische Schiff an, und bat dessen Kapitain flehentlich, in Rücksicht auf seine traurige Lage, ihn und seine Mannschaft an Bord zu nehmen. Der Engländer erwiederte dagegen, daß sein Vorrath an Lebensmitteln auf keine Weise mit einer solchen Vermehrung von Kostgängern im Verhältniß stehe, und schlug ihm sein Gesuch rund ab. Marie, erschüttert durch seine anscheinende Fühllosigkeit, verfocht die Sache der Nothleidenden, und drohte dem Kapitain, sie werde ihn bei seiner Ankunft in England vor ein strenges Gericht fodern lassen. Sie drang endlich durch, und konnte sich nun des Gedankens freuen, daß die Personen, die es galt, ihrer Vermittlung vielleicht das Leben zu verdanken hätten.

Nach Mariens Heimkunft in England beginnt der wichtigste Zeitraum ihres Lebens, nemlich ihre durch Herrn Hewlet erregte große literarische

Arbeitsamkeit, die ihr von jenem als eine sichere Quelle des Erwerbes empfohlen worden war. Um die Eltern ihrer verstorbenen Freundin Fanny zu ihrer Reise nach Irland mit Geld unterstützen zu können, schrieb sie ein kleines vortreffliches Werk: Gedanken über die Erziehung der Töchter, (Thoughts on the education of daughters 1707), wofür sie von ihrem nachherigen warmen Freunde, dem Buchhändler Joseph Johnson, zehn Guineen Honorar erhielt. Auch gab sie jetzt ihre Erziehungsanstalt ganz auf, und nahm dagegen die Stelle einer Erzieherin bei den Töchtern des Lord Viscount Kingsborough in Irland, doch mit dem Vorsatze an, dieselbe in kurzer Zeit zu verlassen, da Unabhängigkeit das Ziel ihres ganzen Bestrebens war. Zwölf Monate blieb sie in dem Hause des Lords, arbeitete sich auch hier glücklich durch alle Schwierigkeiten hindurch, und verließ ihre Stelle, um nach London zurück zu gehen, nachdem sie vorher noch ein kleines Buch: Maria, eine Dichtung geschrieben (Mary a fiction 1707), worin sie die Geschichte ihrer Freundschaft mit Fanny erzählt. Die Gefühle, die darin herrschen, sind von der ächtesten und feinsten Art; alles ist darin mit jener Phantasie geschmückt, die zu der Fahne des Zartgefühls und ächter Empfindsamkeit geschworen hat.

Nach ihrer Zurückkunft wohnte sie einige Wochen bei dem Buchhändler Johnson, und bezog darauf ein eigenes Haus in Georgestreet. Von den drei unmittelbar auf einander folgenden Jahren kann man sagen, daß sie die thätigste Periode ihres Lebens gewesen sind. Ihre Maria, eine Dichtung brachte sie in diese Wohnung mit, auch den Anfang einer morgenländischen Erzählung: Die Höhle der Phantasie (Cave of Fancy. S. ihre Posthumous Works, London 1798, 4r Bd. S. 99—155.) die sie in der Folge aber unbeendigt zur Seite legte. Nach dem Einzuge in ihre neue Wohnung schrieb sie ein kleines Buch unter dem Titel: Original-Erzählungen aus dem wirklichen Leben (Original Stories from real life. London 1791.) wovon eine deutsche Uebersetzung unter dem Titel: Erzählungen für Kinder 1795 erschienen ist. Sie zeichnen sich zwar nicht ganz vorzüglich durch einen anziehend lebhaften und die Neugier reizenden Vortrag aus, allein ihr Inhalt ist doch lehrreich. — Um sich durch das Uebersetzen neue Erwerbsquellen zu verschaffen, worin sie vornemlich dem Rathe ihres literarischen Freundes Johnson folgte, legte sie sich mit allem Eifer auf die französische, italiänische und deutsche Sprache. Sie gab ein aus dem Holländischen übersetztes Werk mit dem Titel: Der junge Grandison, nach einem neuen Plan und im Auszuge heraus,

und fieng ein Buch: Der neue Robinson aus dem Französischen zu übersetzen an. Die Leserin, ein neues Werk ihres rastlosen Fleißes, fällt gleichfalls in diese Epoche. Gegen die Mitte des Jahrs 1788 errichtete Johnson das Institut des Analytical Review, woran Marie einen bedeutenden Antheil nahm. Sie übersetzte auch Neckers Buch über die Wichtigkeit religiöser Meinungen; machte aus der französischen Ausgabe von Lavaters Physiognomik einen Auszug, der jedoch nicht herausgekommen ist, und drängte Salzmanns moralisches Elementarwerk in drei Duodezbänden zusammen. Die Uebersetzung des Salzmannischen Buchs veranlaßte einen Briefwechsel zwischen Marien und dem Verfasser, und dieser vergolt ihr in der Folge diese Verpflichtung auf eine ähnliche Weise, durch Veranstaltung einer deutschen Uebersetzung der Rechte des Weibes.

So viele Spuren von Geist, Kraft und Talenten in Mariens bisher genannten Schriften sichtbar sind, so erheben sie sich doch im Ganzen nicht über das Mittelmäßige. Die Ursache davon ist nicht schwer aufzufinden. Sie schrieb aus kaufmännischen Absichten, und schrieb zu viel; — aber sie verwandte das verdiente Geld auf die edelste Art von der Welt, größtentheils zur Unterstützung nothleidender Menschen, und lebte dabei äußerst sparsam. Ihre Verbindungen nützte sie, um ihre

Schwestern als Erzieherinnen unterzubringen, und ihrem Bruder Jakob bei der Marine eine ansehnliche Versorgung zu verschaffen. Ihren Lieblingsbruder Karl brachte sie in ein angesehenes Handlungshaus, und setzte ihn endlich in den Stand, nach Amerika zu gehen, um dort vortheilhafte Spekulationen zu machen. Auch ihr Vater, der sie in ihrer Jugend oft mit unbarmherziger Strenge behandelt hatte, wurde, nachdem er sein Vermögen verschleudert, bis zu ihrem Tode allein von ihrem Gelde unterhalten. Nie ist ein verdienter Schriftstellerlohn edler und menschenfreundlicher angewandt worden, — und Mariens Vielschreiberei verdient daher Schonung und Achtung der Kritik.

Doch jetzt kam die Zeit, da sie mit ihren Schriften nicht blos Geld, sondern auch Ruhm und Bewunderung erwarb. Die französische Revolution hatte dem menschlichen Geiste in jedem Lande des Erdbodens einen mächtigen Stoß gegeben. Maria fühlte in sich den hohen Werth der Freiheit; von ihr begeistert erklärte sie sich als eine warme Freundin der Revolution. Burkes Betrachtungen über die französische Staatsumwälzung erschienen 1790, und kurz darauf Mariens leidenschaftliche höchst freimüthig geschriebene Antwort an den englischen Redner, (A Vindication of the Rights of Man; in a letter to the Right Hon. Edw. Burke, 1791.). Marie hatte mit solchem Eifer,

und mit einer solchen Anstrengung an dieser feurigen Antwort gearbeitet, daß sie mitten in dem Erguß ihrer Gedanken von einer Stumpfheit und Erschlaffung des Gemüths überfallen wurde, und einige Zeit die Arbeit zur Seite legen mußte. Nach Vollendung dieser mit so vielem Beifall gelesenen Schrift begann sie ihr vorzüglichstes originelles Werk: Die Rettung der Rechte des Weibes, wovon die erste Auflage im Jahre 1792 erschien, der noch in eben diesem Jahre eine zweite, und späterhin eine dritte folgte. Das deutsche Publikum kennt dieses Werk aus Salzmanns Uebersetzung, und es verdient von Männern und Weibern gelesen zu werden. Denn so übertrieben und einseitig auch manche Ideen, so unausführbar und chimärisch manche Vorschläge der Verfasserin seyn mögen, so enthält dieses kühne und originelle Produkt doch zugleich eine große Menge der nützlichsten Wahrheiten und der treflichsten Bemerkungen, mit Lebhaftigkeit, Wärme und stellenweise wirklich mit einer nicht blendenden, sondern durch klar und bündig entwickelte, mit Erfahrung unterstützte Vernunftgründe Beifall und Ueberzeugung abzwingenden Beredsamkeit vorgetragen. Es ist etwas Erstaunliches, daß dieses wichtige, genialische und durchdachte Werk in dem Verlaufe von nicht mehr als sechs Wochen angefangen und beendigt wurde.

Um diese Zeit ward Marie mit dem berühmten, in England lebenden schweizerischen Künstler Füeßli bekannt, und ihr beiderseitiges zartes Gefühl für Mahlerei, und die Rührungen, welche sie hervorbringt, näherten ihre Herzen schnell gegen einander. Aber Mariens Geist wurde durch die Grundsätze Füeßlis, welcher Rousseaus Ideen über den Naturzustand der Menschen angenommen hatte, — angesteckt, und sie gieng aus dieser Schule mit einer etwas — cynischern Stimmung, als sie eingetreten war. Marie liebte den Freund ihres Herzens so schwärmerisch, daß sie ihn geheurathet haben würde, wenn Füeßli nicht schon Ehemann gewesen wäre, und sie fand nach ihren Grundsätzen, die in diesem Punkte nicht immer ganz streng moralisch waren, in dieser Liebe nichts Anstößiges. Frostiger war die erste Bekanntschaft mit ihrem künftigen Gemahl, dem verdienten geistreichen Schriftsteller Godwin. Er lernte sie bei dem berühmten Thomas Paine kennen, und ihr tadelsüchtiger Geist wollte damals Herrn Godwin nichts weniger als gefallen, bis endlich nach und nach ihre beiderseitige Freundschaft nach mancherlei Umständen lebendiger für einander wurde.

Am Ende des Jahrs 1792 gieng Marie nach Frankreich, wohl vorzüglich deswegen, um ihr Verhältniß mit Füeßli abzubrechen, und ihrer platonischen Liebe ein Ende zu machen. Allein ihre schwer-

müthige, verliebte Stimmung begleitete sie. Ihr Geist war nicht ruhig, und die Düsternheit desselben theilte sich selbst anfänglich den literarischen Arbeiten mit, welche sie in Frankreich, um ihr Gemüth zu heilen und zu zerstreuen, begann. Sie schrieb eine Reihe von Briefen über den gegenwärtigen Charakter der französischen Nation, welches Werk sie aber bald wieder liegen ließ. In Paris erneuerte sie die Bekanntschaft mit Paine, und war mit dem größten Theil der Männer, die in der französischen Revolution die ersten Rollen spielten, persönlich bekannt. Endlich traf ihr Herz einen Mann an, mit dem sie sich nicht sowohl als Gattin, sondern mehr als Geliebte verband — nemlich Herrn Gilbert Imlay. Sie wohnte nun in einem Dorfe drei Meilen von Paris in einem einsamen Gartenhause. Hier schrieb sie: an historical and moral view of the origin and progress of the french revolution and the effects it has produced in Europe. Vol. I. 1794. Sie nahm in dieser Schrift ihrer eigenen Angabe nach, die meisten eigentlich für ihre Briefe gesammelten Bemerkungen auf, und schrieb sie in einer weit heiterern Stimmung, als jene nieder. Nach ihrem Tode hat sich aber von deren Fortsetzung nichts gefunden.

Im April 1793 nahm, politischer Gründe wegen, Marie den Namen Imlay an, und sie

lebte nun mit ihrem Auserwählten in einem Hause, und zwar ihrer Meinung nach sehr glücklich. Ihre jugendliche Heiterkeit war zurück gekehrt; sie sah sich in dem Besitz häuslichen Frohsinns, den sie sich so oft an der Seite eines geliebten Mannes gewünscht hatte. Ihre Liebe war unbegrenzt, sie überließ sich dem Strom einer feurigen Zärtlichkeit, und die Anzeichen ihrer Schwangerschaft erhöheten ihr Glück ins Unendliche.

Aber diese ganze Herrlichkeit war von keiner langen Dauer. Imlay war ein veränderlicher Mann in der Liebe, und er verließ seine Gattin im September des nemlichen Jahrs, um, wie er vorgab, gewissen Handelsspekulationen in Havre de Grace zu folgen. Da Imlay nach Monaten noch nicht wieder kam, suchte sie ihn in Havre auf, lebte auch da mehrere Zeit mit ihm in großer Eintracht, und gebahr ihm eine Tochter, die sie zum Andenken ihrer ersten Jugendfreundin, Franciska nannte. Bald darauf gieng Imlay nach London, schickte Marien nach Paris zurück — und trennte sich nun förmlich von ihr, nachdem er eine andere Verbindung geschlossen hatte.

Schrecklich war die Lebensperiode der armen Marie nach ihrer Rückkunft nach London. Grenzenlos war ihre Liebe zu Imlay, aber — sie wurde nicht wieder geliebt, so viele Versuche sie auch machte, den Treulosen wieder zu fesseln. Um

ſich an ihn wieder anzuſchmiegen, und durch Dankbarkeit ſeine Liebe zu erweichen, entſchloß ſie ſich, in ſeinen Angelegenheiten eine Reiſe nach Norwegen zu machen. Die Beſchreibung dieſer Reiſe: Letters written during a ſhort reſidence in Sweden, Norway and Denmark 1796, liegt der Welt vor Augen. Sie kam aus Norwegen zurück; allein nun erfuhr ſie die ganze Geſchichte der Untreue ihres Geliebten genauer. Ihr Entſchluß war mit einemmale gefaßt. Sie beſchloß ſich in die Themſe zu ſtürzen. Nicht zufrieden mit jeder andern Stelle näher bei London, nahm ſie ein Boot, und ruderte nach Putney. Sie war anfangs Willens geweſen, die Brücke von Batterſea zu wählen; hatte aber dieſen Ort zu öffentlich für dieſe Abſicht gefunden. Es war Nacht, als ſie zu Putney ankam, und gerade um dieſe Zeit hatte es ſehr heftig zu regnen angefangen. Der Regen brachte ſie auf den Gedanken, ſo lange die Brücke auf und abzugehen, bis ihre Kleider durch und durch gebadet, und von der Näſſe ſchwer geworden wären. Dies that ſie auch wirklich eine halbe Stunde hindurch, ohne auch nur eine Menſchenſeele anzutreffen. Sie ſprang hierauf von der Brücke hinab, ſchien aber beim Sinken immer noch Schwierigkeit zu finden, welche ſie dadurch zu überwinden ſuchte, daß ſie ihre Kleider dicht an ſich drückte. Einige Zeit hernach verlor ſie das Bewußtſeyn; den Schmerz

aber, den sie bis dahin ausgestanden hatte, beschrieb sie stets als so unerträglich, daß sie meinte, wenn sie sich auch in der Folge fast zu jeder andern selbstgewählten Todesart hätte entschließen können, so würde es ihr doch unmöglich gewesen seyn, sich diesen nemlichen Empfindungen noch einmal auszusetzen. Nachdem sie eine beträchtliche Zeit ohne Empfindung gelegen hatte, wurde sie durch die Bemühungen derer, die den Körper fanden, wieder zum Bewußtseyn gebracht. Mariens gegenwärtige Lage veranlaßte wieder einen fernern Verkehr zwischen ihr und Imlay. Er schickte ihr einen Arzt, besuchte sie selbst in ihrem Hause, und versicherte ihr, daß seine jetzige Verbindung auf bloßer Sinnlichkeit beruhe. Marie schöpfte neue Hoffnungen, den Geliebten zu fesseln, er bezeigte ihr auch fast immer Achtung und Aufmerksamkeit — allein den liebenden Gatten fand sie nie in ihm wieder, bis ihre beiderseitige gänzliche Trennung erfolgte.

Im Jahr 1796 erneuerte Herr Godwin, ihr nachheriger Gemahl, seine Bekanntschaft mit ihr. Ihre Talente hatte er immer bewundert, ihre Briefe aus Norwegen hatten einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht, und ihr langer Kummer, ihre unnennbaren Leiden hatten sein Herz näher zu ihr hingezogen. Auch sie suchte eine Aussöhnung mit ihrem harten Schicksal; und so entstand zwischen beiden endlich ein Geständniß der Liebe, das durch

eine glückliche Verbindung zum ehelichen Leben gekrönt wurde. Ungeachtet Maria wegen ihrer ersten Heirath mit Imlay laut genug belästert worden war, so ließ sich dennoch das junge Ehepaar auch diesmal nicht kopuliren, bis Mariens Schwangerschaft entschieden war. Beide hatten hierin gleiche Grundsätze — auch darin, daß die Liebe durch eine Entfernung beider Geliebten immer neue Reitze und Lebhaftigkeit behalte. Godwin wohnte daher mit seiner jungen Frau zwar in einem Hause, aber in einiger Entfernung von demselben hatte er sich ein Zimmer zu seinen gelehrten Arbeiten gemiethet, worin er einen großen Theil jedes Tages zubrachte. Auch Marie arbeitete allein für sich, und mit der rückgekehrten Ruhe ihrer Seele begann von neuen ihre literarische Thätigkeit. Sie machte den Plan, eine Reihe von Briefen über die Behandlung kleiner Kinder zu schreiben, wovon ein Fragment im 4ten Bande ihrer nachgelassenen Werke aufbewahrt ist. Ein anderer ihrer Plane von weiterem Umfange war der, eine Reihe von Büchern für den Unterricht der Jugend zu liefern, wovon man gleichfalls ein Bruchstück im 2ten Bande ihrer nachgelassenen Werke findet. Ihr vorzüglichstes Werk aber, mit dem sie sich seit mehr als 12 Monaten vor ihrem Tode beschäftigte, war ein Roman mit dem Titel: Die Kränkung des Weibes (the Wrongs of Woman)

ein Werk, das sie mit großer Anstrengung und langsamer, als alle ihre vorhergehenden Schriften, ausarbeitete.

Wie viel würde dieses geistreiche Weib noch geleistet haben, wenn sie länger gelebt hätte, zumal da sie ihre letzten Werke mit einer genauern Kritik, und mit einem abgemessenern Scharfsinn auszuarbeiten anfieng. Allein unvermuthet war sie am Ziel ihrer Tage. Man hatte bei ihrer Niederkunft einen groben Fehler begangen, und sie endigte ihr Leben an den Folgen dieses Fehlers d. 10. Sept. 1797. Ihre Gebeine ruhen auf dem Kirchhofe der Pfarrkirche von St. Pancraz in Middlesex.

Mit wahrhaft philosophischem Geist hat Godwin eine vortrefliche Denkschrift auf seine Gattin drucken lassen, die 1799 deutsch erschien. Auch ihre nachgelassenen Werke sind 1798 in 4 Bänden in London herausgekommen. Sie enthalten einen Schatz der vortreflichsten und liebenswürdigsten Kenntnisse, welche sich Maria durch ihre vielen Erfahrungen, und durch die lebendige Kraft ihres forschenden rastlosen Geistes erworben hatte.

Baron Theodor von Neuhoff.

König der Korsen.

Eine größere Abwechslung von Glück und Unglück ist wohl nicht leicht möglich, als wenn ein bloßer Privatmann von einem edlen freien Volke zum König erwählt wird, und doch in der Folge vor Mangel und Armuth in einem Gefängnisse verschmachten muß. Dies ist der Fall, in dem sich Theodor von Neuhoff befand. Seine Schicksale gehören unter die ausserordentlich seltenen, und sie verdienen unsre Aufmerksamkeit.

Theodor war durch seine Tugenden und vorzüglichen Talente des hohen Ranges würdig, zu dem er sich empor schwang, und er verdiente die Widerwärtigkeiten nicht, die ihn hernach bis an sein Ende verfolgten. Er war ein Sohn Antons, Barons von Neuhoff, der aus dem berühmten Hause de la Mark abstammte. Anton gab seiner Familie

ein groſses Aergerniß, indem er eine Kaufmannstochter heirathete. Die ganze hohe Sippschaft war darüber so aufgebracht, und machte dem neuen Ehemanne so viel Verdruß, daß dieser sich endlich entschloß, Deutschland ganz zu verlassen. Er gieng nach Frankreich, gewann die Gunst der Herzogin von Orleans, und auf die Empfehlung dieser Prinzessin erhielt er eine Gouverneursstelle. Er hatte zween Söhne und eine Tochter, Stephan nemlich, Theodor und Elisabeth, die aber ihren Vater noch in der frühesten Jugend verloren. Die Herzogin von Orleans nahm die verwaiseten Kinder in ihren Schutz, und ließ sie unter ihren Augen in ihrem eigenen Pallaste erziehen. Theodor war einige Jahre Page bei dem Herzoge von Orleans, der ihm bald darauf unter dem Regimente la Mark eine Kompagnie verschaffte; seine Schwester wurde bei der Herzogin Hofdame.

Die Eigenschaften der Seele zeigen sich gewöhnlich sehr frühzeitig. Theodor war noch nicht zwölf Jahre alt, als sich seine Neigungen deutlich genug verriethen. Er fand an nichts mehr Vergnügen, als an der Erzählung von berühmten Thaten alter groſser Generale, und an Geschichten von einer ausgezeichneten Tapferkeit und Unerschrockenheit. Die Geschichte war sein erstes Studium; er sah sie als das sicherste Mittel an, noch vor der Zeit eine Erfahrung zu erlangen, zu der wir mit

den

den Jahren nur langsam, und oft dann erst gelangen, wenn wir nicht mehr Gelegenheit haben, sie uns zu Nutze zu machen. Die Biographien berühmter Männer von Plutarch machten einen solchen Eindruck auf ihn, und er wiederholte ihre Lektüre so oft und mit so viel Theilnahme, daß er sie ganz auswendig wußte. Die Thaten der großen Helden, welche Plutarch erzählte, waren für ihn eben das, was für den Themistokles des Miltiades Trophäen waren; sie weckten in ihm eine solche Nacheiferung, daß er keinen andern Ehrgeiz kannte, als diesen berühmten Helden nachzuahmen.

Durch Ehrbegierde entflammt trat er in König Karls XII. von Schweden Dienste, der damals ganz Europa mit dem Glanze seiner Thaten erfüllte. Theodor diente mit vielem Ruhme unter diesem neuen Alexander, und zeigte besonders bei verschiedenen Gelegenheiten jene edle Verachtung des Lebens, ohne die niemand ein wahrer Held seyn kann. Zu gleicher Zeit gab er von seiner seltenen Geschicklichkeit in Staatssachen und Negociationen so starke Proben, daß der erste Minister Karls XII. der Baron von Görz, ihm einige wichtige Verrichtungen auftrug, die der junge Baron mit eben so viel Verstand als Glück ausführte. Er wurde insgeheim nach Spanien geschickt, um mit dem Kardinal Alberoni über die Mittel übereinzukommen, durch die der Prätendent wieder auf den englischen Thron

gesetzt werden sollte. Alberoni, gewiß ein scharfsinniger Menschenkenner, erstaunte über die seltenen Talente des jungen Theodors, und schenkte ihm sein ganzes Vertrauen und seine ganze Hochachtung. Der Baron von Neuhoff gieng mit Gnadenbezeugungen des Königs von Spanien überhäuft nach Schweden zurück, wo er von Karln XII. mit der vorzüglichsten Achtung empfangen wurde. Er hielt sich nur kurze Zeit am Hofe dieses Monarchen auf, und begleitete den Baron von Görz nach dem Haag, wo er mit ihm zugleich an dem guten Fortgange der Unternehmung des Prätendenten arbeitete. Während dieser Unternehmung machte er verschiedene Reisen nach London, wo er dem Grafen Gyllenborg, schwedischen Gesandten am englischen Hofe, die Absichten des Baron von Görz mittheilte, und die Parthei der Jakobiten zu neuem Eifer zu entflammen suchte. Er unterhielt hier eine berüchtigte Konspiration, deren wahre Quellen nie recht bekannt worden sind.

Die Projekte des Grafen von Görz wurden entdeckt, und Gyllenborg ward in London verhaftet, weil er eine Verschwörung gegen den Monarchen gestiftet hatte, zu dem er als Gesandter geschickt worden war. Theodor hatte das Glück, sich durch die Flucht zu retten. Er hielt sich in Holland auf, wo er aber nicht sicher war, denn die Generalstaaten hatten bereits den Baron Görz,

aus einer übertriebenen Gefälligkeit für den König von Englaud, zu Deventer in Verhaft genommen. Theodor, der mit Recht ein gleiches Schicksal fürchtete, nahm seine Zuflucht in den Pallast des spanischen Gesandten. Das Verfahren der Generalstaaten, die den Minister eines großen Königs gefangen setzten, der die Ruhe ihrer Republik in keinem Stücke gefährdet hatte, machte allgemeines Aufsehen. Spanien gieng bis zu Drohungen, die Generalstaaten kehrten sich aber wenig daran, und Görz hatte die Wiedererlangung seiner Freiheit blos der Vermittlung des Regenten von Frankreich zu danken, der sich auf Verlangen Czaar Peters des Ersten ausserordentliche Mühe für ihn gab. Theodor begleitete den Baron Görz nach Schweden, wo bald darauf eine Kanonenkugel allen Absichten des Königs von Schweden mit seinem Leben ein Ende machte. Kaum war er geblieben, so wurde auch Görz in Verhaft genommen, und, nach dem Urtheile des Senats von Stockholm, geköpft.

Theodor, der sein Freund und Vertrauter gewesen, sah keine Sicherheit weiter für sich in Schweden, und gieng nach Spanien; er suchte daselbst Dienste, und erhielt ein Regiment. Wenige Jahre darauf heirathete er Lady Saarsfield, eine Tochter des Grafen Kilmalok, welche bei der Königin Hofdame war. Theodor hatte sich geschmeichelt, daß ihm diese Heirath sehr vortheil-

haft seyn sollte, allein sie war für ihn eine Quelle zahlloſen Verdruſſes. Er verließ ſeine Gattin, die im Jahre 1725 einen Sohn gebahr, und gieng nach Frankreich, wo er ſich mit dem berüchtigten Law verband, deſſen großes Projekt gewiß mehr Dauer gehabt haben würde, wenn er in der Ausführung deſſelben dem Rathe Theodors gefolgt wäre. Theodor gieng als kaiſerlicher Reſident nach Florenz, und hier fand er Gelegenheit, ſich von den korſiſchen Angelegenheiten zu unterrichten. Er bewunderte die patriotiſche Liebe zur Freiheit, und die unerſchrockene Tapferkeit dieſer Inſulaner; ſeine Hochachtung für ſie war auch für dieſelben nicht ohne Nutzen: er erwarb ihnen die Gewogenheit des regierenden Herzogs von Würtemberg, brachte den Wiener Hof dahin, ſie in Schutz zu nehmen, und gab ihnen mit einem Worte die überzeugendſten Merkmale von dem wahren Antheil, den er an ihrem Zuſtande nahm. Theodor war nicht reich, aber ſehr freigebig, und ſeine Begierde wohl zu thun gieng ſo weit, daß er Freunden und Unbekannten, die ihre Zuflucht zu ihm nahmen, mit gleichem Eifer ſeine Dienſte erwies.

Die edelmüthigen Korſen, die wegen der guten Dienſte, welche ihnen Theodor erwieſen hatte, von Dankbarkeit ganz durchdrungen waren, ſchickten einige von ihren Vornehmſten an ihn ab, und ließen ihn erſuchen, auf ihre Inſel zu kommen.

Er nahm diese Einladung um so viel williger an, da er die Gewaltthätigkeiten vorausgesehen hatte, welche diese Insulaner gar bald von den Genuesern erfahren mußten. Es kostete ihm nicht viele Mühe, sie zu überzeugen, daß zwischen ihnen und solchen Feinden nie ein dauerhafter Friede errichtet werden könne, und daß man nicht suchen müsse, sie zu besänftigen, sondern auszurotten.

Die Korsikaner glaubten nicht besser für ihre Sicherheit sorgen zu können, als wenn sie ihre Republik zu einer Monarchie, und die Krone derselben diesem edlen Fremdlinge aufsetzten. Theodor nahm diese Krone mit ziemlicher Gleichgültigkeit an, und noch dazu mit der Bedingung, daß sie dieselbe allezeit zurücknehmen könnten, sobald sie ihr Entschluß gereuen würde. Das Zutrauen der Korsen, und ihre große Hochachtung für den Baron Theodor konnten indeß weder die Höfe von Wien, Versailles, Madrit, noch sonst einen italiänischen Fürsten bewegen, ihn für einen König von Korsika zu erkennen, noch die Veränderung dieser Republik in eine Monarchie zu billigen. Theodor, um seinen Rang und seine Rechte zu behaupten, wandte sich an die Ottomanische Pforte, bei der ihm der Graf Ragotzky, der vom Kaiser in die Acht erklärt worden war, und der sich damals in Constantinopel aufhielt, gute Dienste leistete. Auch der Graf von Bonneval, der bekanntlich zu den

Türken übergegangen war und ihre Religion angenommen hatte, unterstützte sein Gesuch, und Theodor erhielt von der Pforte eine ansehnliche Summe Geldes.

Allein ungeachtet dieses Beistandes drängten die Genueser die Korsen von allen Seiten so sehr, daß sie beinahe zur Verzweiflung gebracht waren, als der König Theodor auf einmal im März 1736 auf einem Schiffe von vier und zwanzig Kanonen, welches englische Flaggen führte, vor Aleria stand, und noch von zwei andern Schiffen, die mit Mund- und Kriegsprovision beladen waren, begleitet wurde. Diese drei Schiffe liefen unter einem unaufhörlichen Freudengeschrei des Volks in den Hafen von Corte ein, und die Korsen sahen ihren König für nichts geringeres an, als für ihren Schutzengel, ihren Vertheidiger, und den Befreier des unterdrückten Vaterlandes. Noch den nemlichen Tag wurde eine Versammlung von den Ersten und Vornehmsten des Volks gehalten, und alle bestätigten einmüthig die Wahl Theodors des Ersten, Königs von Korsika und Capraja, und ertheilten ihm auf ewige Zeiten das Recht, sein Zepter auf seine Nachkommen zu bringen. Nach dieser öffentlichen Proklamation wurde Theodor mit einer Krone von Lorbeern geschmückt, mit einer Leibgarde umringt, von den Vornehmsten und Angesehensten des Volks auf den Armen herausgetragen, und der

Nation gezeigt, die nicht aufhörte die feurigsten Wünsche für ihn und seine Regierung zum Himmel zu schicken.

So einmüthig indeß Theodor zum König erwählt worden war, so dauerte die Zufriedenheit der Nation doch nicht recht lange, und es erhoben sich bald Partheien wider ihn, nachdem der erste Taumel der Freude vorüber war. Seine Gegenwart fiel ihnen zur Last; ihre getroffene Wahl fieng an sie zu gereuen, und entweder auf Anstiften der Genueser, oder wegen ihrer National-Unbeständigkeit wurden drei der Vornehmsten, die an dieser Wahl den meisten Antheil gehabt hatten, hingerichtet.

Theodor auf seiner Seite wurde der königlichen Würde auch überdrüßig, die man vielleicht eben so bald satt kriegen kann, als andere Dinge in der Welt. Er versammelte zuletzt die Nation, gab vor, daß er in Person nach England gehen, und daselbst Hülfe wider die Genueser holen wolle. Die Korsen machten nicht viel Anstalt ihn zurück zu halten, er verließ also Korsika, und kam in England an, wo sein ferneres Leben eine beständige Folge von Unglück war, und sich zuletzt auf eine sehr traurige Art in einem Kerker endigte, in welchen er Schulden halber eingesperrt war. Er starb in seinem 61sten Jahre den 11ten December 1756.

Theodor hatte unstreitig sehr große Eigenschaften, aber er war zu leichtgläubig, und indem er von andern zu sehr nach sich selbst urtheilte, traute er zu sehr auf fremde Versprechungen. Er wurde grausam hintergangen, und die Betrügereien, die man ihm spielte, kosteten ihm das Leben.

Georg, Reichsgraf von Browne.

General-Gouverneur von Liefland und Ehstland.

Die Familie der Browne blüht schon seit dem eilften Jahrhundert in England, und viele verdienstvolle Helden und Staatsmänner sind aus ihr entsprossen. Georg von Browne, gebohren in Irland den 15. Jun. 1698, ist ein würdiges Glied dieses durch mannigfaltige Verdienste ausgezeichneten Geschlechts. Nachdem er seine ersten Lebensjahre dem Vaterlande geweiht, und seine Studien zu Limerick vollendet hatte, verließ er in einem Alter von 27 Jahren seine Heimath, weil die Gesetze seines Vaterlandes ihn der Religion wegen von allen öffentlichen Bedienungen ausschlossen. Es war sein fester Entschluß: stets seinem Glauben und Geschlechte Ehre zu machen, und er ist ihm nicht untreu geworden.

Der Jüngling ergriff den ersten Dienst, der sich ihm anbot; es war der des Churfürsten von der Pfalz. Da er aber die kriegerische Ruhe nicht liebte, und doch das Glück hatte, den General Keith kennen zu lernen, der in rußische Dienste getreten war, so folgte er dem Helden 1730 in dieses Reich, und langte daselbst gerade zu der Zeit an, da die Kaiserin Anna Iwanowna auf den Thron gestiegen war. Die Empfehlung Keiths, sein eigener berühmter Name, und eine kriegerische Figur verschafften ihm bald eine Kapitain-Lieutenants-Stelle unter der Garde von Ismallow; und noch im nemlichen Jahre ward er, seinen Wünschen gemäß, als Premier-Major unter das Infanterie-Regiment Narva versetzt. Noch bekleidete er diese Stelle, als er nebst zwei andern Offizieren erfuhr, daß sich unter einer Garde-Kompagnie ein Komplot gegen die Kaiserin zusammen gethan hätte: den Degen in der Faust stürzt er sich mit seinen Kameraden auf die Empörer, und zerstreut sie im ersten Anlauf. Nur ihre wachsende Zahl kann ihn mit Mühe zum Rückzug bewegen: — eine Handlung, die ihm die Kaiserin nie vergaß.

An allen Kriegen, die Rußland von der Zeit an führte, nahm er Theil und erwarb sich in Kurzem durch Bravour und Talente einen ausgezeichneten Namen. Nachdem er einem Feldzug in Polen beigewohnt hatte, begleitete er den General Lascy

gegen die Franzosen am Rhein, und hier machte er jenen forcirten klug angelegten Marsch, womit er sich die Bewunderung aller Kenner der Kriegskunst erwarb. Von hieraus unternahm er, auf Befehl des Feldmarschalls Münnich, einen noch schnellern und gewagtern Zug: um an den Ufern der Wolga zu ihm zu stoßen, wo er, mit einem Haufen von 3000 irregulairen Truppen, der ganzen großen Armee der Türken, die er ohne Aufhören beunruhigte, den Uebergang über den Fluß streitig machte. Er wohnte hierauf der Belagerung von Asow bei, erhielt hier zwei starke Blessuren, und flog, kaum wieder geheilt, vor Oczakof, wo er, obgleich nur Oberster, im Jahre 1739 ein Heer von 30,000 Mann kommandirte. In dem nemlichen Jahre stieß er, als rußischer Oberkommissair bei der kaiserlichen Armee, zu dem Grafen von Neuperg vor Belgrad, und folgte ihm in das unglückliche Treffen bei Krotzka, wo er sich, den Degen in der Faust, mitten unter die Türken stürzte, alles vor sich niederwarf, das Pferd unter dem Leibe verlor, als Gefangener nach Adrianopel gebracht, und dreimal als Sklave verkauft wurde. Zuletzt brachte ihn ein Offizier an sich, der wie er verwundet sich mit ihm auf einen gemeinen Wagen unter Säcke voll Rosinen warf, von denen sie mit einander lebten.

Kaum hatte aber der rußische Hof Brownes trauriges Schicksal erfahren, so trug er dem fran-

zösischen Botschafter zu Konstantinopel Villeneuve auf, ihn auszulösen, und als Franzosen zu sich zu nehmen. Er blieb eine Zeit lang bei dem Gesandten, zog, um vor den Türken desto sicherer zu seyn, ein Sklavenkleid an, und erfuhr unter dieser Maske die Plane des Divans gegen Rußland für den künftigen Feldzug. Mit diesem theuren Geheimniß beladen, das er keinem Menschen anvertraute, zog er, mit Vorwissen des französischen Gesandten, zu Fuß und verkappt von Konstantinopel hinweg, durchwanderte einen Theil der Staaten des Großherrn, gelangte nach Kaminiek in Podolien, durchflog als rußischer Kourier Polen, und kam glücklich in Petersburg an, um der Kaiserin Anna die entdeckten Geheimnisse vorzulegen. Sie nahm ihn sehr gnädig auf, machte ihn zum General-Major, und gab ihn dem General Lascy zur ersten Expedition nach Finnland mit, die aber ohne Erfolg blieb, weil der schwedische Senat, von Partheien zerrissen, selbst nicht recht wußte, ob er Rußland den Krieg ankündigen sollte, oder nicht. Bekanntlich kam es weder von der einen noch andern Seite zu Feindseligkeiten, und Lascy begab sich blos dahin, um Beobachtungen über das Lokale anzustellen. Erst drei Jahre hernach (im Jahr 1742) brach der schwedische Krieg aus, und Browne erhielt den Auftrag, zwischen Narva und Petersburg eine Observationslinie zu ziehen, um die Schweden von

den Küsten Ehstlands und der Hauptstadt entfernt zu halten — was er auch mit so viel Rücksicht und Klugheit bewerkstelligte, daß man diese Unternehmung, die alle Anschläge des Feindes hintertrieb, als ein Meisterstück der Taktik betrachtete.

Browne hatte sich durch seine Verdienste bereits die Stelle eines General-Lieutenants erworben, als er beim Ausbruche des siebenjährigen Krieges mit einem abgesonderten Korps dem Hause Oesterreich zu Hülfe geschickt wurde. Er wohnte nun dem blutigen Treffen bei Lowositz bei, wo er einen Schuß durch den Schenkel bekam; und dann der unglücklichen Schlacht bei Prag, wo der österreichische Feldmarschall Ulysses von Browne, sein Vetter, getödtet ward. Auch in der berühmten Schlacht bei Kolin befand sich Browne. Hier machte er eine so glückliche, den Allirten so nützliche Diversion, daß sie sich für verpflichtet hielten, ihm ihre Dankbarkeit öffentlich zu bezeigen. Die Kaiserin Maria Theresia schickte ihm eine prächtige mit Brillanten besetzte Dose mit ihrem Portrait; König August III. von Polen den weißen Adlerorden; der König von Frankreich wünschte ihm Glück zu seinen Thaten, und ließ ihn wählen: entweder eine beträchtliche Summe auf einmal anzunehmen, oder ihm einen seiner Söhne zu schicken, dessen Erziehung und fernere Versorgung er auf sich nehmen wollte. Browne wählte das letztere,

genoß aber dieses Trostes nicht lange, denn sein Sohn starb bald hernach zu Paris.

Wegen eben dieser Schlacht bei Kolin, und der bald darauf folgenden bei Jägersdorf, wo sich Browne nicht weniger auszeichnete, schickte ihm die Kaiserin Elisabeth den St. Alexander-Newski-Orden. Einige Zeit hernach nahm er großen Antheil an der Schlacht bei Breslau, wo er eine starke Quetschung an der Lende erhielt, sich Meister von Königsberg machte, und in der Schlacht bei Cüstrin, unter dem Oberbefehl des General Fermors, den linken Flügel der Russen mit großem Ruhm kommandirte.

Er wurde nun zum Oberfeldherrn erhoben, und es war in der Schlacht bei Zorndorf, wo er in eben dem Augenblick, da der rechte Flügel der Russen von den Preussen geworfen war, an der Spitze seines linken Flügels auf den Feind eindrang und durch ein geschicktes Manöuvre bereits die Schlacht wieder hergestellt hatte, als er von einem preußischen Husarenoffizier zum Gefangenen gemacht wurde, der ihn von seinem Korps einschließen ließ, und eben ins Lager zurückführen wollte, als plötzlich der Offizier einen großen Haufen Kosaken auf sich anspreng gen sah: worauf er stille hielt und zu Browne sagte, indem er ihn mit seinem Mantel bedeckte: „Geben Sie sich diesen Leuten nicht zu erkennen, Herr General, oder ich tödte Sie!“ Aber Browne,

der sein Leben weniger achtete, als die Ehre seiner Monarchin, der nach Freiheit schmachtete und in die Schlacht zurück wollte, die bisher immer zum Nachtheil der Russen fortgewüthet hatte, sah seine Kosaken kaum näher kommen, als er ihnen zurief: „Mir nach, meine Kinder!“ Der Preuße, der die Kosaken nun herankommen sah, feuerte zwei Pistolen auf den General Browne ab, zog, da er ihn noch am Leben sah, seinen Säbel, und gab ihm fünf Hiebe über den Kopf, so daß Browne mit zerrissenem bluttriefenden Kopf vom Pferde fiel, und unter den Todten zurück gelassen wurde. Aber die Kosaken rächten bald diesen Verlust, stürmten auf das preußische Korps ein, und hieben es sammt seinem Offizier zusammen. Nach dieser Verrichtung suchten die Kosaken den Körper ihres todt geglaubten Generals auf, machten eine Tragbahre aus ihren Picken, und brachten ihn ins rußische Lager, um ihm die letzte Ehre zu erzeigen. Nach und nach kam Browne wieder ins Leben zurück; aber er hatte so viel Blut verloren, und seine Wunden erfoderten eine so sorgfältige Kur, daß er die Armee verließ und nach Petersburg gieng, um sich heilen zu lassen. Er kam daselbst bald ausser Gefahr; aber seine gänzliche Wiederherstellung war wegen des starken Blutverlustes sehr langwierig, und er diente bis ans Ende dieses Krieges nicht mehr, der durch den Tod der Kaiserin Elisabeth geschlossen ward.

Der Tod dieser Fürstin, und die Erhebung Peters III. auf den rußischen Thron änderten bekanntlich die Lage der Dinge von Grund aus: die rußischen Generale erhielten nicht nur Befehl, den Krieg in Preußen sogleich aufzuheben; sondern Peter III., einer der feurigsten Bewunderer Friedrichs II., gab ihm alle weggenommenen Plätze, nebst seiner Hauptstadt wieder zurück, ließ ihm die Gefangenen ohne Lösegeld ausliefern, zog seine Truppen aus den Ländern seines Freundes, und beschloß seine ganze Macht gegen den König von Dännemark aufzubieten, von dem er wegen des Herzogthums Holstein, dessen Erbe Peter war, sehr gekränkt zu seyn glaubte: und da Browne bereits wieder von seiner gefährlichen Wunde geheilt war, so erhob ihn Peter, der sein militairisches Talent schätzte und seinen erprobten Muth kannte, zum Range eines Feldmarschalls, und verlangte, daß er unter ihm die Unternehmung gegen Dännemark kommandiren sollte. Aber der rechtschaffene Mann, der in seinem Herzen von der Unrechtmäßigkeit der Beweggründe Peters, und von den unangenehmen Folgen dieses Schrittes überzeugt war, der den Ruhm seines Herrn jeder Privatrücksicht, die hier jeden andern blenden konnte, vorzog, weigerte sich durchaus, das Werkzeug zu diesem Vorhaben abzugeben; und als ihm Peter die Ursache seiner Widersetzlichkeit abverlangte, hatte

Brow-

Browne den edlen Freimuth, die Motive dieses Kriegs dem Kaiser ins Angesicht zu tadeln und ihm vorzustellen, daß er den Grundsätzen einer gesunden Politik eben so sehr, als der damaligen Lage Europens zuwider sey.

Der heftige Peter, der alles, was er wollte, mit Ungestüm wollte, fand sich durch diese entschlossene Antwort so sehr beleidigt, daß er Brownen das kaum übergebene Feldmarschalls-Diplom aus der Hand und in Stücken riß, mit dem Befehl, ihm sogleich aus dem Gesicht zu gehen, seinen Dienst zu verlassen, und sich an die Grenzen des Reichs zurück zu ziehen. Browne gehorchte ohne zu antworten und gieng nach Hause, um seine Sachen zur Abreise in Ordnung zu bringen.

Drei Tage lang gährte der Groll im Herzen des Monarchen über den Trotz eines Dieners fort, von dem er nur blinden Gehorsam gegen seine Befehle erwartete, und ganz Petersburg gab Brownen verloren. Endlich aber traten die überwiegenden Verdienste des tapfern Mannes ins Gedächtniß des Kaisers zurück; er erkannte in seiner Antwort die Zuthätigkeit eines Dieners, dem es mehr um die Ehre seines Herrn, als um sein eigen Glück zu thun wäre, ließ ihn zu sich rufen und sagte: „Mein Herr, ich war eine Zeit lang über Ihre Kühnheit erbittert; nachdem ich aber Ihre besondern Beweggründe näher in Erwägung gezogen, so lassen Sie

uns davon schweigen. Da Sie meine Unternehmung gegen Dännemark nicht billigen, so bestehe ich nicht weiter darauf, daß Sie mich begleiten. Ich selbst werde dahin gehen und meine Rechte zu verfechten wissen, Sie aber, dessen Talente und edlen Muth ich verehre, sollen meinen Dienst nicht verlassen, und da Ihnen Ihre vielen Wunden die Ruhe wünschenswerth machen müssen, so ernenne ich Sie hiemit zum General-Gouverneur von Liefland. Auch auf diesem Posten werden Sie Gelegenheit finden, mir neue Beweise Ihres Diensteifers zu geben. Und nun gehen Sie auf Ihren Platz, der so eben vakant geworden, und zählen stets auf meine Achtung."

Browne, den diese Anrede seines Monarchen auf die angenehmste Art überraschte, bezeigte ihm in den lebhaftesten Ausdrücken seine Dankbarkeit, und reiste sogleich nach seinem Gouvernement ab. Kaum war er aber daselbst angelangt, als er den Tod Peters III. und die Erhebung der Kaiserin Katharina II. auf den rußischen Thron erfuhr. Auch diese Krisis wartete er mit Standhaftigkeit ab, und war gewärtig, daß sie ihn vielleicht seines Postens berauben würde, aber wie angenehm ward er überrascht, als ihm die Kaiserin mit eigener Hand seine Bestätigung in den Worten kund that: „Auch Sie wisse seine Verdienste zu schätzen, und wünsche, daß er auf seinem Posten bleiben möge."

Von dem feurigsten Gefühl der Dankbarkeit gegen seine Monarchin durchdrungen, schwur ihr der edle Krieger ewige Treue, und bewies seine Anhänglichkeit gegen sie und das Vaterland durch jede seiner nachfolgenden Thaten.

Kaum hatte Browne seine kriegerische Laufbahn verlassen, und sich nun ganz seinem bürgerlichen Berufe geweiht, so warf er sein Auge zuerst auf die zahllosen Misbräuche, die sich in sein Gouvernement eingeschlichen hatten, und in einigen Jahren sah man unter seiner Vaterhand, zum Wohlgefallen der von ihm regierten Provinzen, und zur Verwunderung des ganzen Reichs, nachfolgende Wirkungen hervorgehen.

Den Anfang machte er mit jener berühmten Ausmessung von ganz Liefland, die er auch glücklich zu Stande brachte, und wodurch er der Staatskasse, ohne das Land zu drücken, in kurzer Zeit eine beträchtliche Vermehrung der Einkünfte verschaffte. Hierauf dachte er auf die Beilegung aller Unannehmlichkeiten, welche bisher aus der unrichtigen Grenzbestimmung zwischen Liefland und dem Herzogthum Kurland erwachsen waren, und suchte alle daraus entstandenen Mißbräuche aus dem Wege zu räumen; und als er von seiner Monarchin den ausdrücklichen Befehl erhielt, einem Vertrage zwischen ihr und dem Herzoge von Kurland gemäß, die Stadt Schlod samt ihrem Gebiet den Grenzen des

Reichs einzuverleiben; so wußte er das Unangenehme seines Auftrags durch so viel Milde und Schonung in der Vollstreckung zu versüßen, daß man den Statthalter über den Landesvater ganz vergaß. Bei der pünktlichsten Beobachtung seiner Pflicht vergaß er es nicht darüber zu wachen, daß die neuen Unterthanen der Kaiserin nicht gedrückt würden, daß sie ihr Eigenthum beibehielten, so wenig wie möglich von ihren Rechten verloren, und sogar noch verschiedene Vorrechte aus der neuen Einrichtung ziehen möchten. Ja seine Sorgfalt gieng noch weiter. Um den wechselsweisen Verkehr zu erleichtern, ließ er mit vielen Einsichten Heerstraßen anlegen, ohne den Eigenthümer und Landmann im mindesten zu beschweren; um endlich den üblen Folgen des Betrugs zuvor zu kommen, verordnete er, daß in dem neuen Gebiete, Maaß und Gewicht auf rußischen Fuß gesetzt, alle bisherigen Fesseln aufgehoben, und die Stadt in ihrem Handel mit Riga in Verbindung gebracht würde. Kurz, er wußte das Interesse der Krone so gut mit dem Wohlstande der neuen Unterthanen zu verbinden, daß der Staat nichts dabei verlor, und der Bürger in dieser Vereinigung noch manches Angenehme und Vortheilhafte fand. Auch ahmte er das lobenswerthe Beispiel der Kaiserin in Rücksicht der Eintheilung der Grenzländer nach, führte sie in dem neuen Distrikt von Schlod ein, wies jedem Besitzer durch Mark-

schreiben das ihm gehörige Land an, und befreite sie hiedurch auf immer von den alten kostspieligen und verderblichen Prozessen.

Ueber alle Theile seines Gouvernements verbreitete er seine väterliche Sorgfalt. Er ließ Kanzleien bauen zur Aufbewahrung wichtiger Acten; ließ Schulen anlegen zur Erziehung armer Kinder; errichtete Wachhäuser längs den Grenzen hin, zur Sicherung des Handels; legte in jedem Distrikt Kornmagazine an, um zur Zeit der Noth versehen zu seyn; Hospitäler und Lazarethe für die armen Landbewohner, denen es an Unterstützung gebrach. Nicht minder sorgte er für andere gemeinnützige Einrichtungen, wie vornemlich die Reinigung des Dinabettes, an deren übel berüchtigten Betten vormals die Hoffnung so manches Handelsmanns gescheitert war; für geräumige Niederlagshäuser zum Besten derer, die ins Große zu spekuliren wünschten und ihre Waaren nicht aufzubewahren wußten; für die Abgrabung verderblicher Wasserfälle am Ausfluß der Dina, wo so manche fremde und einheimische Schiffe gescheitert waren. Alle diese Gegenstände bis aufs kleinste Detail herab entgiengen der Wachsamkeit des wohlwollenden Statthalters nicht, und erwarben ihm die Segenswünsche der Unglücklichen, und den Dank der Wohlhabenden.

Die Entlegenheit der Gerichtsstellen, die manchen so beschwerlich fiel, bestimmte ihn ferner, es

bei der Kaiserin dahin zu bringen, daß sie das Mittelland Werrau an sich kaufte, woraus er einen neuen Distrikt bildete, und auf selbigem zur Bequemlichkeit der Nachbarn ein Gebäude für die Gerichts-Kollegien, ein anderes für den Magistrat und zwei Kirchen, durchaus von Stein, aufführen ließ. Unter seiner Aufsicht erhielt Liefland, was bisher durchaus auf ausländischen Fuß regiert worden war, eine einheimische mit den übrigen rußischen Staaten übereinstimmende Regierungsform. Durch die Wachsamkeit dieses rastlos thätigen Mannes wurden Leute von Verdienst, die ohne ihn zurück gesetzt oder ganz vergessen worden wären, hervorgezogen und auf ihre Posten gestellt. Viele von ihnen erhielten reiche und ehrenvolle Belohnungen, die sie allein den lebhaften Vorstellungen dieses Menschenfreundes bei seiner Monarchin zu verdanken hatten. Er war ein furchtbarer Schiedsmann der Gerechtigkeit, wog auf gleichen Schaalen des Bettlers und des Edelmanns Recht, und unterwarf sich wie der Unterste ihren Aussprüchen. Nicht nur durch ganz Liefland und Ehstland ließ er neue und gute Straßen anlegen, sondern hinterließ auch seinen Nachfolgern die brauchbarste Anweisung zu deren Unterhaltung. Die Destillirung und der Verkauf des Brandteweins wurde auf eine minder willkührliche und für alle Stände gleiche Taxe herabgesetzt. Das kleinste Städtchen erhielt seine Poli-

zeyordnung, und er reinigte das Land von Bettlern und Vagabonden, indem er sie theils in Fabriken und Arbeitshäuser, theils in Spitäler versetzen ließ.

Alle diese Verdienste und Thaten aber würden Browne blos zu einem berühmten, bei fühlenden Herzen aber, bei denen mehr Tugend als Thatenruf entscheidet, noch lange nicht zu einem guten und großen Manne gemacht haben, wenn ihn nicht sein Charakter und seine Redlichkeit noch weit mehr über gewöhnliche Menschen empor gehoben hätten.

Brownes Charakter war aus den liebenswürdigsten Eigenschaften zusammen gesetzt. Stets bescheiden, stets vorsichtig, beklagte er sich in den ersten Jahren seiner Laufbahn eben so wenig über seine Armuth, als er sich in der letzten seines Reichthums überhob. Sein Gesicht war edel und offen; sein Körper stark, wohlgebaut, gewandt; seine Thätigkeit unermüdet; mitten im Genuß und in der Fröhlichkeit wußte er Maaß und Klugheit zu beobachten; haßte die Verleumdung, war stets nur mit seiner Pflicht beschäftigt; die Wonne aller, mit denen er Umgang pflog; keinem zu nahe, von keinem zu entfernt. Ein so glücklicher Charakter mußte ihm zuverläßige Freunde, edle Beschützer verschaffen, und als ein eherner Schild gegen die Anfälle des Neides und der Verleumdung dienen.

Eben dieser beneidenswerthe Gleichmuth, der ihn so wenig bei Hofe wie im Felde der Schlacht verließ, der nichts suchte und nichts verlangte, als was sein Beruf mit sich brachte, erwarb ihm einen festen und bleibenden Platz mitten unter den politischen Umschwüngen und Stürmen, deren Wuth manche der höchsten ältesten Eichen samt der Wurzel ausriß und in den Staub legte. Dieser Starkmuth, diese glückliche Resignation setzten ihn über alle Unfälle des Lebens hinweg; erwarben ihm die Achtung fünf verschiedener Beherrscher, denen er diente, und selbst die Ehrfurcht der schwärmenden Insekten, welche den Thron umgeben. Geliebt von seinen Untergebenen, geachtet von Seinesgleichen, geschätzt von seinen Vorstehern, während seiner langen kriegerischen und politischen Laufbahn, wußte er sich stets von Dingen entfernt zu halten, die seines Amtes nicht waren, und bot dagegen alle Kräfte seiner Seele auf, dasjenige ganz zu thun, wozu ihn die Pflicht aufrief. Nachdem er einmal General-Gouverneur geworden, — ein Posten, der ihn dem Throne so nahe brachte, befaßte er sich nie mit einzelnen Protectionen, sondern betrachtete es als den wichtigsten Theil seines Amts, den Hof mit dem bescheidenen Verdienste bekannt zu machen. Er spendete Wohlthaten aus seinen eigenen Mitteln, und sparte das Geld der Krone: man konnte dies sogar aus seiner Wohnung in Riga sehen,

welche mehr einem Gefängniß als einem Pallaste gleich sah — ungeachtet der Vorstellungen der Kaiserin, daß er nichts sparen möchte, was seine Bequemlichkeit und die Würde seines Ranges erfoderte.

In Handhabung der Gerechtigkeit, deren erster Vollstrecker er in seinem Gouvernement war, bewies er sich unerbittlich, nahm keine Rücksicht weder auf den Namen, noch auf das Vermögen, noch auf die Aemter des Beklagten, und ließ stracks vollstrecken, was einmal ausgesprochen war. Man sah ihn sogar seine eigenen Verwandten und Personen vom höchsten Range, in Streitigkeiten mit Leuten aus der untersten Volksklasse, verurtheilen; und dem armen Unterdrückten ward stets von ihm die vollständigste Genugthuung gegen seinen Verfolger verschaft. Als Gatte, Vater und Gebieter war sein Verhalten zärtlich, liebreich und wohlwollend.

So sehr ihn die seligen Folgen eines reinen Gewissens, die reichen Früchte einer unerschütterlichen Rechtschaffenheit, sein immer gemäßigtes und gleichförmiges Betragen, dem er hauptsächlich eine eiserne Gesundheit zu danken hatte, an das Leben fesselten, so sehr bewies er es, daß er den Tod nicht fürchte. Zuerst dadurch, daß er sein Leben so oft den äussersten Gefahren des Kriegs aussetzte; und in der Folge, als ihm seine Statthalterschaft

mehr Ruhe verschaffte, dadurch, daß er sich schon zwanzig Jahre vor seinem Tode einen Sarg bauen ließ, den er sehr oft besuchte und sein Testament aufsetzte, das er sich alljährlich vorlesen ließ, um Veränderungen darin zu treffen, die durch den Tod dreier Kinder, und zweier Gattinnen nothwendig geworden waren. Noch in seinem Alter blendete ihn der Glanz der Größe so wenig, daß er Katharinen um die Erlaubniß bat, seine Aemter niederlegen zu dürfen, um fern vom Gewirre der Geschäfte, seine Tage im friedlichen Schooße seiner Familie beschließen zu können. Aber die Kaiserin wollte nichts davon wissen, und das letztemal, da er zu Petersburg war, und um seine Entlassung anhielt, antwortete sie ihm: „Mein Herr Graf, nichts als der Tod soll uns scheiden.“ Von dieser Zeit an setzte er nicht weiter in sie.

Das Ende dieses ausgezeichneten Mannes war, wie sein Leben, ruhig und groß, und wenn er die Welt ungern verließ, so geschah es blos, weil er seiner geliebten Monarchin seine Dienste noch länger zu widmen wünschte. Als ihn seine letzte Krankheit befiel, nahm er den rührendsten Abschied von seinen Freunden, von seinen weinenden Kindern, legte die letzte Hand an sein Testament, und schrieb zwei Briefe an die Kaiserin. Er stärkte sein brechendes Herz durch die Tröstungen der Religion,

welche der Grundpfeiler seines ganzen Lebens war, und starb den 18ten September 1792, in einem Alter von 94 Jahren drei Monaten und drei Tagen, wovon er 64 Jahre mit beispielloſem Eifer dem Dienſte gewidmet hatte, — mitten unter den zärtlichen Klagen ſeiner liebenden Kinder, und Aller, über die er ſeine Vaterhand ausgebreitet hatte.

Samuel Johnson.

Privatisirender Gelehrter in London.

Johnson — dieser als Sprachforscher, Kunstrichter und witziger Schriftsteller so ungemein ausgezeichnete Mann — hat nach seinem Tode so viele Biographen gefunden, daß es leichter ist, über ihn ein Buch zu schreiben, als die Geschichte seines Lebens in den Raum weniger Blätter zusammen zu drängen. Thomas Tyers Esq., Mrs. Piozzi, Dr. Towers, Sir John Hawkins, James Boswell Esq. und Arthur Murphy Esq. haben die Welt zum Theil mit sehr ausführlichen Schilderungen seines Geistes und seiner Schicksale beschenkt. Der Dichter Kosegarten hat, mit Benutzung alles dessen, was über Johnson geschrieben worden ist, ein interessantes Gemälde von dem Leben desselben entworfen, und ich folge vornemlich diesem Leiter, indem ich meine Leser mit einem nach Geist und Charakter sehr merkwürdigen Manne bekannt mache.

Lichtfield in Staffordshire war Johnsons Geburtsort. Sein Vater Michael, dem er am 7ten September 1709 gebohren wurde, hatte dort eine Art von Buchhandel errichtet, womit er auch die Jahrmärkte der benachbarten kleinen Städte bezog. Er war ein Mann von großem und starkem Körperbau; kränkelte aber zeitlebens an einem Hange zum Trübsinn. Er bekannte sich zur hohen Kirche, und war dabei ein eifriger Jakobit. Des Lateins war er ziemlich mächtig, und überhaupt ein Mann von Verstande und nicht gemeinen Talenten. Durch Fleiß und Häuslichkeit sammelte er ein bedeutendes Vermögen, das er aber nachmals bei der Anlage einer verunglückenden Pergamentmanufaktur größtentheils wieder zusetzte. Seine Gattin, Sarah Ford, hinterließ den Ruhm einer klugen, verständigen und frommen Frau. Beide Eheleute waren schon ziemlich bei Jahren, als sie einander heiratheten. Ausser Samuel erzielten sie noch einen Sohn, Nathanael, der seines Vaters Gewerbe fortsetzte, aber schon 1737 im 25sten Jahre seines Alters starb.

Kränklichkeit war Samuels trauriges Loos von seiner Kindheit an — aber bald äusserten sich Spuren seines vorzüglichen Kopfes. Zwar soll er während seiner Schuljahre weder sonderlich fleißig gewesen, noch überwiegende Lust zum Lernen gezeigt haben. Aber nie hatten seine Lehrer Ursache ihn

zu strafen, weil er seine Lection nicht inne gehabt hätte, wohl aber wegen seines Plauderns, und weil er die andern im Lernen störte. Ueber seine Schulkameraden behauptete er ein unumschränktes Ansehen — eine Huldigung, die er wahrscheinlich mehr seinen derben Fäusten, als der Bewunderung seines Kopfes zuzuschreiben hatte. In Ansehung der Fortschritte, die er in den beiden grammatischen Schulen, welche er bis zu seinem 16ten Jahre besuchte, gemacht hatte, sagte er einstens: Auf der einen lernte ich viel in der Schule, aber wenig von dem Schulmeister; auf der andern lernte ich viel von dem Schulmeister, aber wenig in der Schule. Von seinem 16ten Jahre an war er sich selbst überlassen. Er studirte ohne Plan und Regel; gleichwohl alles mit so gutem Erfolge, daß er dieser desultorischen Art zu studiren zeitlebens günstig blieb, und sie als das beste Mittel empfahl, jungen Leuten Lust zum Lernen beizubringen. Was er las, beschränkte sich übrigens nicht blos auf unterhaltende Sachen. Es waren, sagt er, weder Reisen noch Romane. Lauter Klassiker waren es, alte Autoren, und gerade die ernstesten und männlichsten; von Griechen zur Zeit noch wenige; etwas höchstens vom Anakreon und Theokrit. Nebenbei lieferte er mehrere Proben seines Dichtertalents, die ungemein viel versprachen.

Zwei Jahre hatte Johnson auf dieſe Art zu Hauſe zugebracht, und nun beſuchte er als Geſellſchafter eines jungen Edelmanns die Univerſität Oxford. Sein hochbejahrter Vater ermangelte nicht, den geliebten Sohn dahin zu begleiten, und ihn den Lehrern als einen großen Lateiner, ſtattlichen Poeten, ja was noch mehr iſt, einen lateiniſchen Poeten vorzuſtellen und zu empfehlen. Der gigantiſche Jüngling, dem es ſehr an feinen Sitten fehlte, ſaß bei den väterlichen Lobpreiſungen ganz beſcheiden da, ſtarrte vor ſich hin, und redete kein Wort, bis er ſichs einfallen ließ, aus Gelegenheit des obwaltenden Geſprächs den Makrobius zu zitiren — Makrobius? den hatten die Herren nicht geleſen. Und ſo gewannen ſofort alle die tiefſte Ehrfurcht vor des Jünglings erſtaunlicher Gelehrſamkeit. Einer ſeiner Lehrer veranlaßte ihn, ſtatt des Weihnachtsexercitium, den Meßias von Pope in lateiniſche Hexameter überzutragen. Johnſon unternahm die Arbeit mit großem Eifer, und vollendete ſie ſo ſchnell und ſo meiſterhaft, daß die Univerſität anfieng, auf ein ſolches Mitglied ſtolz zu werden. Pope ſelbſt ſoll geſagt haben, die Nachwelt werde es zweifelhaft finden, ob der Engliſche oder der Lateiniſche Meßias das Original ſey. Der alte Johnſon konnte der Verſuchung nicht widerſtehen, von ſeinem Samuel etwas Gedruck-

tes zu lesen. Ohne ihn deshalb zu fragen, schickte er den Meßias in die Presse.

Der kränkelnde Trübsinn des Vaters war auch ein Erbgut des Sohnes. Lange hatte das Uebel im Stillen um sich gegriffen, als es endlich in den Ferien des Jahrs 1729, die der Jüngling gewöhnlich zu Lichtfield zubrachte, in fürchterliche Symptomen ausbrach. Er verfiel in den höchsten Grad der Hypochondrie. Unaufhörlich schwankte er hin und her zwischen der gewaltsamsten Anspannung, und einem gänzlichen Erschlaffen. Er bildete sich ein, entweder schon wirklich wahnsinnig zu seyn, oder doch an der Grenze des Wahnsinns zu stehen. Als das Uebel auf das höchste gestiegen war, beschrieb er seinem Pathen, der als ausübender Arzt in Lichtfield lebte, seinen Fall in einem lateinischen Aufsatze, der so wenig das Werk eines Tollen war, daß er vielmehr von einer ungewöhnlichen Energie nicht nur der Phantasie und des Geschmacks, sondern auch der Urtheilskraft zeugte. Uebrigens ist er von dieser Kränklichkeit nie wieder völlig hergestellt worden.

Johnson ward sehr religiös erzogen und blieb es auch sein ganzes Leben über: aber freilich trug seine Frömmigkeit eine sehr düstere Farbe. Die niederschlagenden, zur Verrücktheit führenden Lehrsätze des allerstrengsten Calvinismus harmonirten am besten mit seiner Stimmung. Er glaubte an

den

den Unendlichen, nur um vor ihm zu zittern. Alle Unsträflichkeit seines Wandels vermochte nicht, ihn seiner Erwählung zu versichern. Die Pech- und Schwefelflammen der Hölle saußten ihm unaufhörlich in sein geistiges Ohr, und die finsterste Bigotterie zerrüttete, vornemlich in seinen letzten Lebensjahren, allen Frieden seiner Seele.

Der junge Edelmann, den Johnson nach Orford begleitet hatte, verließ nach anderthalb Jahren die Universität, und nun wollte auch der alte Vater nichts mehr zur Unterhaltung des Sohnes hergeben. Darüber gerieth dieser in kurzem in die bitterste Dürftigkeit. Selbst die Schuhe, die er trug, waren so zerrissen, daß sie die Füße nicht länger decken konnten. Gleichwohl wollte er so wenig das Ansehen eines Menschen haben, der Almosen bedürfte, daß, als ihm eines Tages ein Paar neue Schuhe von unbekannter Hand vor die Thür gesetzt waren, er solche mit Unwillen von sich schleuderte. So vom Mangel darnieder gedrückt, überließ er sich jener Gleichgültigkeit gegen Ehre und Schande, welche aus der Verzweiflung zu entspringen pflegt. Man sah ihn gemeiniglich vor der Kollegienthür herum schlendern, umringt von einem Haufen junger Studenten, die er mit witzigen Einfällen unterhielt und von ernsthaften Beschäftigungen ablenkte, ja wohl gar zur Empörung gegen diese Kollegiendisciplin, die er in reifern Jahren so eifrig lobpries,

aufhetzte. Doch länger als ein Jahr konnte er es in dieser mühseligen Lage nicht aushalten. Da sein Vater, der zu zahlen aufgehört hatte, die Hand gänzlich von ihm abzog, so verließ er im Herbste des Jahres 1731 die Universität nach einem dreijährigen Aufenthalte, und zwar ohne Gradus: ein Umstand, der in Folge der Englischen Verfassung seiner nachmaligen Beförderung unübersteigliche Hindernisse in Weg legte.

Entblößt von allem, und kaum wissend, wie er sich in Zukunft mit Ehren des Hungers erwehren sollte, kehrte er in seine Vaterstadt zurück. Der gute Ruf seiner Eltern, wie auch seine eigenen Verdienste, verschafften ihm jedoch eine gütige Aufnahme in den angesehensten Häusern des Orts. Selbst die Lichtfieldischen Damen zogen den ungehobelten und schwerfälligen Gelehrten in ihre Cirkel. Da indessen nach dem Tode des Vaters, im December 1731, dem Sohne kaum 20 Pfund zu Theil wurden, so sah er sich genöthigt, den Posten eines Famulus an der Schule zu Market-Bosworth in Leicestershire anzunehmen, wohin er im Julius des folgenden Jahres zu Fuß wanderte. Mehrere Monate dultete er hier jedes ersinnliche Elend; seine Geschäfte waren ihm verhaßt; der Vorsteher der Schule, bei dem er wohnte, begegnete ihm schlecht, die Hausgenossen desselben widerstanden ihm. Endlich ermannte er sich, und riß sich los aus einer

Lage, an die er nachmals nie ohne Grauen denken konnte.

In Birmingham, wo er sich nun auf einige Zeit bei einem Freunde aufhielt, lernte er den Buchhändler Warren kennen. Dieser ward auf den jungen Gelehrten aufmerksam, und beschloß die Talente desselben für seinen Handel zu benutzen. In der That hat auch Johnson nicht nur für die Warrensche Zeitung mehrere Artikel ausgearbeitet, sondern auch für den Verlag dieses Buchhändlers, Lobo's Reise nach Abyssinien aus dem Französischen übersetzt, eine Arbeit, die ihm nicht mehr denn fünf Guineen einbrachte. Einige andere literarische Spekulationen, mit denen er seine Bedürfnisse zu bestreiten hoffte, mißlangen ihm völlig.

Jetzt beschloß er sein Heil im Heirathen zu versuchen. Er hatte schon lange eine zärtliche Neigung für Miß Lucy Porter, die Tochter eines Birminghamer Krämers, die sich öfters zu Lichtfield aufhielt, gefaßt. Die Kleine beschenkte ihren Bewunderer einstens mit einem Myrtheustraus, und der entzückte Liebhaber ermangelte nicht, diese Gunstbezeugung in einem ganz artigen Liedchen lobzupreisen, das er aber, treuloser Weise, mehr denn Einer Schönen gewidmet haben muß, weil nachmals, als der Verfasser der berühmteste Mann der drei Königreiche geworden war, mehrere Damen diese Seltenheit vindicirten. Die schöne Heldin des Gedichts

ward indessen unserm Johnson nicht zu Theil, wohl aber — ihre Mutter. Als nemlich der Gatte der Frau Porter während Johnson's Aufenthalt zu Birmingham starb, ereignete es sich wundersamer Weise, daß Johnson mit einmal in die Mutter seiner vormals geliebten Lucie entbrannte, und ihr seine Hand mit einem Feuer antrug, welchem zu widerstehen die fast funfzigjährige Wittwe nicht vermochte. So ward denn Johnson, wenn nicht der Besitzer der reitzenden Lucie, so doch ihr Gebieter und Vater. Es war, wie er seine Freunde mehrmalen versicherte, eine Freyte aus Liebe — eine Seelenliebe vermuthlich, denn auf körperliche Liebenswürdigkeit konnte das Eine so wenig als das Andere Anspruch machen. Johnson war damals dünn und mager, so daß sein ungeheurer Knochenbau doppelt schneidend in die Augen fiel. Sein Gesicht war stark mit Narben gezeichnet. Sein eigenes schlichtes und starkes Haar trug er in zween zierlichen Zöpfen. Dabei hatte er sich eine Menge höchst possierlicher Verzerrungen, Verdrehungen und Gesticulationen angewöhnt, die aber den, der ihn nicht kannte, und dem sie wahre Konvulsionen dünken mußten, wirklich fürchten machten. Zu dieser Ungestalt lieferte nun Mistreß Johnson ein vollkommen würdiges Seitenstück. Sie war sehr stark und fett; ihre Wangen flammten von dick aufgetragener Schminke, deren sie um so weniger bedurft

hätten, da ihnen ohnehin von dem reichlichen Genuß herzstärkender Wasser mehr Roth anflog, als eben nöthig gewesen wäre. In ihrem Putz war sie buntscheckt und fantastisch; im Reden und ganzen Betragen äusserst kostbar und geziert. Doch Johnson hielt seine Gattin für schön; hat sie noch in ihrer Grabschrift schön gescholten; und, wofern er nicht die Persiflage bis in seine Gebete und Andachten hinein gespielt hat, so muß er ihr wirklich von Herzen hold und zugethan gewesen seyn.

Um das Vermögen seiner Gattin, das in 800 Pfund bestund, vortheilhaft zu benutzen, miethete Johnson zu Edial, ohnweit Lichtfield, ein großes Haus, und kündigte nun daselbst durch die Zeitungen ein Erziehungsinstitut an. Allein der Plan mißglückte. Johnson bekam nicht mehr als drei Zöglinge, deren einer, der unsterbliche David Garrick, freilich eine ganze Akademie aufwog, nur daß des Lehrers Finanzen damit nicht geholfen war. Da nun Garrick im folgenden Jahre nach London gieng, um dort die Rechte zu studieren, so entschloß sich Johnson ihn zu begleiten, und zu sehen, ob nicht etwa in der Hauptstadt irgend ein günstiger Stern ihm entgegen glänzen würde.

Der zweite März des Jahrs 1737 war der denkwürdige Tag, an dem die beiden literarischen Abentheurer den Schauplatz ihres künftigen Ruhms betraten. Johnson nahm sein Quartier bei einer

Schnürbrustmacherin in der Cretorsstraße am Strande. Seine Umstände nöthigten ihn zur strengsten Oekonomie. Er verfertigte ein Trauerspiel, Irene, das er nicht unterbringen konnte, und lieferte mehrere Jahre lang eine zahllose Menge Artikel für das Gentlemen Magazin. Sein wärmster Freund, an dem er lange Zeit mit ganzer Seele hieng, war der genialische Wüstling Savage. Die beiden Poeten waren damals bettelarm. Weit entfernt aber, dadurch niedergedrückt zu seyn, fühlten sie sich vielmehr niemals edler, unabhänglicher, erhöheter; und Johnson pflegte noch in spätern Jahren sich mit Vergnügen zu erinnern, wie sie eine ganze lange Winternacht, aus Mangel eines Quartiers, feuernd von Patriotismus auf St. James Square auf und nieder gewandert wären, den Ministerium Hohn gesprochen, und sich es gelobt hätten, für das Vaterland zu leben und zu sterben. Es war aber für Johnsons Emporkommen, und selbst für seine Sitten ein Glück, daß Savage London verlassen mußte. Seine Freunde mitteilten unter sich eine jährliche Pension von 50 Pfund aus, die er in dem wohlfeilern Wallis in Ruhe verzehren sollte. Savage gieng auch hin, aber fest entschlossen, nur so lange zu bleiben, bis er ein neues Schauspiel zu Stande gebracht haben würde. Und kaum hatte er die letzte Zeile daran geschrieben, so kam er in die Hauptstadt zurück, wo er bald wegen einer geringen

Schuld eingesetzt wurde, und nach wenigen Monaten im Gefängniß Newgate seine Laufbahn beschloß. Johnson beweinte ihn aufrichtig, und feierte sein Andenken in der vollendetsten und gelungensten seiner zahlreichen Lebensbeschreibungen.

Im May 1758 gab Johnson sein berühmtes Gedicht London heraus. Es machte ein erstaunliches Glück, wurde in einer Woche zweimal aufgelegt, und gründete des Verfassers Ruhm. Eilf Jahre später erschien seine Satyre über die Eitelkeit der menschlichen Wünsche, welche noch immer für eines der besten ethischen Gedichte gilt, das die Engländer aufzuweisen haben. Unter seinen übrigen Schriften, die um diese Zeit erschienen, zeichnen sich die Debatten des Senats von Groß-Liliput aus. Es sind eigentlich kommentirte Auszüge aus den Parlementsreden der berühmtesten Mitglieder des Zeitalters. Johnson setzte sie bis 1743 fort, worauf Hawkesworth den Faden aufnahm und bis 1760 fortführte. Johnson hat diese Reden, die lange für ächt gegolten hatten, in seinen letzten Jahren für untergeschoben erklärt, und wegen der Verunglimpfungen, deren er sich darin schuldig gemacht, viel Unruhe bezeigt. Bei einer andern literarischen Beschäftigung bekam er mit dem Buchhändler Osbourne Händel, und der handfeste Poet streckte seinen ungehobelten Gegner mit einem mächtigen Folianten zu Boden.

Oft genug versuchte es der arme Poet, sich von der Gnade der Buchhändler los zu machen, und eine solidere Versorgung zu erlangen — aber umsonst; er war der berühmte Mann noch nicht, der er durch die Herausgabe seines großen Englischen Wörterbuchs wurde. Ein solches Werk gehörte damals unter die Hauptdesiderate der Englischen Litteratur. Dodsley soll es gewesen seyn, der ihm den ersten Impuls dazu gegeben; wie denn auch dieser unternehmende und patriotische Buchhändler, in Verbindung mit mehrern andern, das Werk in Verlag nahm, und dem Verfasser dafür 1575 Pfund zahlte. Der Entwurf des Ganzen, der ein Meisterstück von Gründlichkeit und Eintheilung war, erschien im Jahr 1747. Um seinem weitschichtigen Unternehmen mit mehr Ruhe und Bequemlichkeit obliegen zu können, miethete er ein Haus in Fleet-Street, und nahm sechs Amanuensen in Sold, davon die meisten in der Folge selbst nahmhafte Schriftsteller geworden sind.

Das Geschäft konnte seiner Natur nach nur langsam fortrücken, zumal da der Verfasser seine periodischen, und andern gelegentlichen Arbeiten nebenher betrieb. Die vorzüglichste unter diesen war die berühmte Wochenschrift: Der Herumschwärmer (the Rambler), die mit dem 17ten März 1752 begann, und zwei Jahre nach einander, ohne die mindeste Unterbrechung wöchentlich zweimal

erschien. Nur fünf Nummern sind von fremden Verfassern; alle andern einzig und allein die Arbeit Johnsons. Und mit solcher Flüchtigkeit soll er diese meisterhaften Aufsätze, die gewissermaßen in der Englischen Schriftstellerei Epoche machten, nieder geschrieben haben, daß er sich auch nicht einmal die Zeit nahm, sie noch einmal vor dem Abdrucke wieder durchzusehen. Als Wochenblatt hatte der Rambler keinen besonders starken Absatz. Allein der ungemeine Werth des Werks konnte nicht lange verkannt werden, und Johnson erlebte noch selbst 10 starke, zum Theil äusserst prächtige Ausgaben seines Rambler, allein in London; die zahlreichen Ausgaben in Schottland und Irland ungerechnet.

Während Johnson kaum aus der Dunkelheit hervorging, glänzte sein glücklicherer Freund Garrick, der den Dienst der Themis bald anfangs mit dem des Komus vertauscht hatte, bereits im Zenith des Ruhms und Wohlstandes. Schon hatte er sich des Direktorii der Drurylane-Bühne bemächtigt, und Johnson verherrlichte die Eröffnung derselben mit einem Prolog, der für ein Meisterstück in seiner Gattung galt. Garrick seiner Seits glaubte seinem Freund und ehemaligen Lehrer nicht besser danken zu können, als indem er dessen Trauerspiel Irene, das von mehreren Theater-Direktionen abgewiesen worden war, auf die Bühne zu bringen suchte. Das geschah denn — aber der

Erfolg war nicht der beste. Ehe noch der Vorhang aufgezogen wurde, ließen sich einige Pfeifen, gleichsam übungsweise hören, was den Freunden des Dichters nicht wenig Unruhe machte. Der Prolog indessen, edel und männlich, wie Johnson selbst ihn geschrieben hatte, besänftigte das Haus; und alles ging leidlich bis zum Schluß des Stücks; wo Mrs. Pritchard, die Heldin der Tragödie, auf dem Punkt, erwürgt zu werden, und mit der Bogensehne um den Hals, zwei Verse zu sprechen hat. Mord! Mord! rief jetzt das ganze Haus. Zwei bis dreimal suchte die Schauspielerin zu reden, jedesmal umsonst; und sie mochte wollen oder nicht, so mußte sie die Bühne lebendig räumen. Diese Stelle wurde nachher geändert, und Irene wird heut zu Tage hinter der Bühne erdrosselt. Johnson ertrug das Durchfallen seines Trauerspiels mit großem Stoicismus. Er beschied sich, zum Theaterdichter nicht zu taugen, und entsagte Melpomenen für immer.

Siebenzehn Jahre hatte Johnson mit seiner Hausehre, wenige vorübergehende Unterbrechungen abgerechnet, in erwünschter Eintracht und Zufriedenheit gelebt, als sie ihm durch den Tod geraubt wurde. Johnson war untröstlich über diesen Verlust. Unfähig, ihr den letzten Liebesdienst in eigener Person zu erweisen, überließ er das Geschäft einem Freunde, und beschäftigte sich mittlerweile mit Aus-

arbeitung eines Leichensermons, der zwar nicht gepredigt, wohl aber gedruckt wurde. Zeitlebens unterhielt er das Andenken der Entschlafenen in seinem Gemüthe; und, bis in seine Gebete und Andachten hinein, konnte er nicht aufhören, seine verklärte Tetty in mancher rührenden Ejaculation zu apostrophiren. Diese geliebte Tetty soll gleichwohl dieser Zärtlichkeit wenig würdig gewesen seyn. Man sagt ihr nach, daß sie die Hausgeschäfte vernachläßigt, während ihr Gatte in dem Rauche Londons dorrte, auf dem Lande mit ungebührendem Aufwande ihren Vergnügungen nachgehangen; überhaupt aber auch die zuvorkommende liebreiche Gefälligkeit ihres Gatten sehr gleichgültig erwiedert habe. Dem sey wie ihm wolle, Johnson spielte bei ihren Lebzeiten den Verliebten, und nach ihrem Tode den Verzweifelnden, mit so vieler, nur bisweilen ins Groteske hinausschreitenden Wahrheit, daß es minder ungerecht seyn wird, an seinem Geschmack, als an seiner Aufrichtigkeit zu zweifeln.

Die Freunde Johnsons nahmen sich des verlassenen und trostlosen Wittwers bestmöglichst an. Eines Abends hatten zwei derselben zusammen in einer Tavern zu Abend gespeist, und zechten bis nach Mitternacht. Frühe um drei Uhr fiel es ihnen ein, Johnson aus den Federn zu stören, und ihn zu zwingen, an ihrer Schwärmerei Theil zu nehmen. Mit heftigem Ungestüm donnern sie an seiner Thür,

und endlich zeigte sich der Autor, im Hemde, statt der Schlafmütze eine kleine schwarze Perücke auf dem Wirbel, und in der Hand einen tüchtigen Knüttel, denn er wußte nicht anders, als daß er mit Spitzbuben zu thun haben werde. Jetzt erkannte er sie; mit Lächeln vernahm er ihren Antrag: „Seyd ihr es, ihr Halunken? Wart, ich will euch lehren.“ Im Umsehen war er angekleidet, und bei ihnen. Es gieng in den Coventgarden, wo die Fruchthändlerinnen und Gemüßehöckerinnen so eben beschäftigt waren, ihre frisch vom Lande eingetroffenen Provisionen auszustellen. Johnson ließ sich's einfallen, ihnen helfen zu wollen. Allein diese ehrlichen Gärtnerfrauen entsetzten sich dermaßen vor des Ebenthcurers Figur und Grimassen, daß Johnson wohl wahrnahm, wie sie seiner unbehülflichen Dienstleistungen gar gern entübrigt wären. So ließ er sie dann, und trat mit seinen beiden jungen Freunden in eine nahe Tavern, wo eine, bald herbei geschaffte Bowle Bischoff, was sein Lieblingsgetränk war, seine Lebensgeister zu exaltiren diente. Nicht aufhören konnte er, dem Schlaf, dem Lebensunterbrecher, in den bekannten Zeilen Hohn zu bieten:

Weg, weg von uns! zum Grabe nieder!
Und gieb, ach gieb der Welt uns wieder!

Sie blieben hier nicht lange, sondern wanderten zur Themse hinunter, wo sie ein Boot nahmen, und nach Billingsgate hinüber ruderten. Sie gefie-

ten sich bei dieser Ergötzlichkeit so gut, daß sie beschlossen, den ganzen Tag zu verschwärmen.

Nach einer vieljährigen rastlosen Arbeit erschien endlich das sehnlich gewünschte und mit Ungeduld erwartete Wörterbuch nebst einer Grammatik und Geschichte der Englischen Sprache im May 1755 in zwei großen Foliobänden, und was selten begegnet, die hochgespannte Erwartung des Publikums fühlte sich nicht blos befriedigt, sie fühlte sich übertroffen. Lob und Preis und Ehre überschütteten von nun an Johnson aus der Nähe und der Ferne, aus dem Auslande wie im Vaterlande. Aber alle Lorbeern, die der hochgefeierte Lexikograph erndete, vermochten gleichwohl nicht, ihn vor der Gefahr des Verhungerns zu sichern. Mit der letzten Zeile des Wörterbuchs war auch die letzte Guinee des Honorarii verbraucht; und so befand sich der Mann der Nation nach zwanzigjähriger Arbeit noch gerade auf dem Punkt, von dem er ausgegangen war. In einer Vorstadt Londons, in einem abgelegenen Gäßchen lebte er in Dürftigkeit, in vollkommener Muße, und in allem Stolze der Litteratur. Mylord Fitzherbert machte ihm einstens einen Morgenbesuch; mittlerweile fiel ihm ein, daß er einen Brief in die City zu schreiben habe. Er fragte nach den Schreibmaterialien, und fand zu seinem großen Befremden einen Autor vom Gewerbe, ohne Papier, Feder und Tinte.

Johnson für seine eigene Person hatte der Bedürfnisse eben nicht gar viele. Wer ihm Thee gab, der gab ihm alles. Allein in seiner unbegrenzten Gutmüthigkeit hatte er mehrere siethe und preßhafte Personen in sein Haus aufgenommen (er, der zeitlebens selbst zur Miethe wohnte), die zu ihm als ihrem einzigen Erhalter aufschauten. Und so mußte der gute Johnson, mochte er wollen oder nicht, die abgedankten Schreibmaterialien nur wieder hervorsuchen.

Folgende Werke hat Johnson unter diesen Umständen ans Licht gestellt: Einen Auszug aus dem Wörterbuche in zwey Bänden; den Idler, ein vollkommen würdiges Gegenstück zum Rambler; eine Menge Recensionen für den Universal Review; Rasselas, oder der Prinz von Abyssinien, einen Roman. Letztern verfertigte er, um die Kosten der Beerdigung seiner im 90sten Jahr verstorbenen Mutter bestreiten zu können. In sieben Abenden schrieb er ihn, schickte ihn stückweise in die Presse, und würdigte, während Europa ihn verschlang, und alle Nationen ihn übersetzten, sein Produkt keines weitern Anblicks. Neben diesen größern Arbeiten verfertigte er noch eine Menge kleinerer; wie denn insonderheit die Zuschriften, Vorreden, Einleitungen, Pamphlette und Abhandlungen kaum zu zählen sind, die er aus bloßer Gefälligkeit, für nichts und wider nichts, zum Theil für Leute schrieb, die ihn wenig

angiengen. Es war, wenn ihn jemand um einen solchen schriftstellerischen Liebesdienst ersuchte, als bäte man ihn um eine Prise Toback.

Schon waren beinahe drei Viertheil von seinem Leben verflossen, als er endlich 1762 vom Hofe eine Pension von 300 Pfund erhielt. Ehrenbezeugungen anderer Art wurden ihm nun auch zu Theil. Die Universitäten zu Oxford und zu Dublin ertheilten ihm, jede für sich, den Grad eines Doktors der Rechte. Als die königliche Akademie gestiftet wurde, erhielt er den Charakter eines Professors der alten Literatur. Die Großen schmeichelten, die Schönen koßten ihm, die Gelehrten und schönen Geister huldigten der Ueberlegenheit seines Geistes. Der König selbst wünschte ihn zu kennen, und begegnete ihm während der Zusammenkunft, die er mit ihm in der Bibliothek zu Buckingham-House hatte, mit der herablassendsten Güte. Er fragte ihn, ob er nicht noch mehreres zu schreiben gedenke. Ich dächte, erwiederte Johnson, ich hätte genug geschrieben. Dies würde auch ich denken, sagte der König, wenn Sie nicht so gut geschrieben hätten. — Unser König, sagte Johnson nach geendigter Unterredung zu einem Freunde, ist ein so feiner Gentleman, wie Ludwig XIV. oder Karl II. nur immer gewesen seyn mögen.

Gerade in der glänzendsten Epoche seines Wohlstandes ward Johnson von seinem alten hypo-

chondrischen Uebel, und mit so fürchterlicher Gewalt heimgesucht, daß es ihm Ruhm, Glück, Gesellschaft und Leben selbst verleidete. Als er sich, vornemlich im Schooße der Thralischen Familie, an der er mit der zärtlichsten Freundschaft hieng, wieder erholt hatte, edirte er 1765 eine neue Ausgabe des Shakespeare, die er schon 20 Jahre früher angekündigt hatte. Die Erwartung wurde aber nicht befriedigt. Man erstaunte über die Magerkeit des Werks. Man klagte über die Sparsamkeit der Noten; über Mangel an Fleiß: über den Abgang aller Scholiastentugenden. Allerdings hat Johnson weder durch Vergleichung der ersten Ausgaben den Text so vollständig reformirt, noch durch Citate aus gleichzeitigen Schriftstellern seinen Autor so befriedigend erläutert, als seine Nachfolger Steevens, Capel, Malone, Reed und andere gethan. Dagegen aber erreicht ihn weder an Sagacität der kritischen Conjectur, noch an glücklicher Divinationsgabe beim Entziffern dunkler Stellen, auch nicht einer der übrigen Editoren. Die Vorrede zum Shakespeare wird für das vollendetste Stück Arbeit gehalten, was die Englische Prosa aufzuweisen hat.

Erst im Herbst seines Lebens befriedigte Johnson einen lange genährten Wunsch — er machte 1773 eine Reise nach den Hebriden. Die Abentheuer und Denkwürdigkeiten dieser Reise hat er der Welt mitgetheilt. Zwei Jahre darauf besuchte

er

er Frankreich. Foote, der eben damals auch zu Paris war, erzählte, daß die Franzosen vor des Mannes Figur, Benehmen und Kleidung, vor dem braunen Rock, den schwarzen Strümpfen und schlichten Hemde sich gekreuzt und gesegnet hätten. Er hielt während der Reise ein Journal, was es ihm aber nicht beliebt hat der neugierigen Lesewelt mitzutheilen.

Nach seiner Heimkunft in London vertauschte er seine bisherige Wohnung mit einem geräumigen Hause in Fleetstreet, neben welchem sich ein artiger Garten befand, dessen Wässerung von nun an einen seiner liebsten Zeitvertreibe ausmachte. Unermüdet im Wohlthun pflegte und nährte er in seinem Hause mehrere Personen, die dem gutmüthigen Manne zuweilen das Leben sehr sauer machten. Oft scheute er sich nach Hause zu gehen, weil er zum voraus sah, wie viele Klagen er anzuhören, wie viele Händel er zu schlichten haben würde. Wahrlich, sprach er, diese Leutlein verbittern mir das Leben, blos, weil sie mir es unmöglich machen, das ihrige zu versüßen. Erzeig ich dem Einen etwas Liebes, flugs wollen alle andere daran erwürgen. — Schalt man des Gesindels Undank, foderte man ihn auf, ein Mann zu seyn und durchzugreifen, wie es einem Manne gebühre, so warf er sich in die Brust, begann einen gar stattlichen Sermon über die christliche Duldsamkeit, entschuldigte die Mängel des

Einen, beschönigte die Gebrechen des andern, und endete gemeiniglich mit dem Gemeinspruch, daß kein Mensch über Lagen urtheilen könne, die er nicht aus eigener Erfahrung kenne.

Endlich krönte Johnson seine Verdienste um Literatur und Gelehrsamkeit noch durch die Herausgabe eines sehr vorzüglichen Werks — Die Biographie der Englischen Dichter. Bei der ansehnlichen Zahl treflicher Lebensbeschreibungen, welche die englische Nation mehr, als irgend eine andere aufzuweisen hat, war der ausgezeichnete Vorrang, den Johnson in dieser Gattung von Schriftstellerei behauptet, gewiß kein leichter Erwerb. Schon durch mehrere frühere Versuche dieser Art hatte er sich diesen Ruhm eigen gemacht; noch mehr aber sicherte er sich denselben durch die kritischen Biographien, womit er die unter seiner Leitung veranstaltete Sammlung englischer Dichter, in 60 Bänden, begleitete, die aber auch einzeln abgedruckt sind. Die Kritik hat freilich an diesen Lebensbeschreibungen größern Antheil, als die Geschichte; und was sie jedem Kenner und Liebhaber des feinern Geschmacks vorzüglich schätzbar macht, ist die Würdigung des dichterischen Verdienstes, die Entwicklung der Schönheiten und Mängel, und die scharfe Prüfung einzelner Werke der berühmtesten brittischen Dichter, verbunden mit vielen scharfsinnigen allgemeinen Bemerkungen und Winken. Dazu kömmt

die sehr korrekte, oft nur zu sorgfältig gerundete Schreibart, die sich Johnson nach klassischen Mustern gebildet hatte, und das durch sinnreiche Fülle der Gedanken und des Ausdrucks immer neu belebte Interesse dieser Biographien. Unerwartet war übrigens der Kaltsinn, womit man die von Blankenburg angefangene sehr gute Uebersetzung, wovon aber nur 2 Bände geliefert sind, in Deutschland aufnahm.

Mit dieser letzten Arbeit schienen Johnsons Lebensgeister gänzlich erschöpft zu seyn. Seine Kräfte schwanden, und sein hochaufgethürmter Bau drohte zu sinken. Die kurz auf einander folgenden Todesfälle mehrerer seiner ältesten Vertrauten mahnten ihn an seine eigene Auflösung, und er gestand, daß ihm vor der trüben Aussicht graue. Am 17ten Junius 1783 ward er von einem Schlagflusse gerührt, der ihn der Sprache beraubte. Er erholte sich jedoch allmählich wieder, allein im Anfange des Jahrs 1784 überfiel ihn ein Brustkrampf, der ihm das Athemholen sehr erschwerte; auch zeigten sich Symptome der Wassersucht. Noch einmal wünschte er seinen Geburtsort und die Gegenden zu besehen, in denen er seine Jugend zugebracht hatte. Er reiste im Julius dahin, kam im November kränker zurück, und am Abend des 13ten Decembers 1785 verschied er so sanft und ruhig, daß seine Freunde nur aus dem Aufhören des schweren Athemholens

seine endliche Auflösung wahrnahmen. Seine Ueberbleibsel wurden in der Westmünster-Abtey eingesenkt, zu den Füßen des Shakespearschen Monuments, und hart neben dem Sarge seines Freundes Garrick. Seinem Wunsche gemäß ward ein schlichter bläulichter Stein, mit einer einfachen Inschrift, auf sein Grab gelegt, und in der Kathedralkirche zu St. Paul wurde ihm zugleich mit dem Menschenfreunde Howard, ein Monument errichtet, wozu die Kosten durch eine Subscription bestritten wurden. In Ermangelung naher Erben hinterließ er den Hauptstuhl seines Vermögens, der ohngefehr 1500 Pfund betrug, seinem getreuen Francis Barber, den er seit vielen Jahren mehr als einen Freund, denn als einen Bedienten gehalten hatte.

Von Person war Johnson groß, robust, breitschulterig und unbehülflich dick. Nie ist er seiner gigantischen Gliedmaßen mächtig gewesen. Sein Gang glich dem eines gefesselten Missethäters; saß er zu Pferde, so mußte er dem Thiere gehorchen, nicht dieses ihm. Seine Leibesstärke war bedeutend, und von seinem persönlichen Muthe erzählt man sich mehrere Histörchen. Einen Lichtfieldschen Gastwirth, der ihm seinen Stuhl auf der Bühne geraubt, soll er sammt dem Stuhl von dem Theater in das Parterre hinunter geworfen haben. Ein andermal wehrte er, der Einzelne, sich gegen vier Kerle, mit denen er auf der Straße Händel bekom-

men, mit vieler Tapferkeit so lange, bis die Wache kam und ihn sammt jenen in Verhaft nahm. In seiner Kleidung war er nachläßig und bizarr, und obgleich während seines langen Aufenthalts zu Stratham die Lectionen der Frau Thrale, einer seiner besten Freundinnen, ein wenig bei ihm anschlugen, so konnte er sich doch seines Hanges zur Singularität nicht ermächtigen. Erst im 60sten Jahre legte er sich eine Taschenuhr bei, die ihm 17 Guineen kostete. Mudge und Dutton hatten sie fabricirt, und auf dem Zifferblatte stund statt des Motto: Denn es kommt die Nacht. Johnson war ein Liebhaber von guter Gesellschaft und von gutem Essen. Zwischen absoluter Enthaltung und grenzenloser Indulgenz kannte er keinen Mittelweg. Entweder er fastete oder er schwelgte; entweder er trank überall nicht, oder er zechte. Im Umgang war er grob, entschieden, anmaßend, hochfahrend, keinen Widerspruch vertrug er. Kampflustig, siegdurstend verschmähte er weder Sophismen noch Sarkasmen, um nur seines Gegners mächtig zu werden. Es ist kein Abgeben, sagte Goldsmith, mit diesem Menschen. Versagt ihm die Pistole, so kehrt er sie um und schlägt dich mit dem Kolben zu Boden.

Unter dieser rauhen Aussenseite verbarg Johnson gleichwohl ein weiches und zartfühlendes Herz. Human, gütig, liebreich, mildthätig, voll Edelmuth.

Aufbrausend aus Naturell, beleidigte er nur, um zu bereuen. Ueber sein mitleidiges Gemüth, über seine thätige Menschenliebe giebt es nur eine Stimme. Dieser Mann, sagt' Goldsmith, hat nichts vom Bären als das Fell. In der That durfte man nur unglücklich seyn, um auf sein Haus, seinen Beutel, seine Feder sicher rechnen zu können. Um für andere zu schreiben, ließ er die eigene Arbeit liegen. Damit nur andere des Obdachs und des Brodes nicht ermangeln möchten, behalf er sich lieber schlecht, und beschränkte seine ohnehin geringen Bedürfnisse.

Seine Geisteskraft war wahrhaft gigantisch. Was er nur immer unternahm, das vollführte er mit Muth und mit Beharrlichkeit, und entließ es nicht als mit dem Siegel der Vollendung. Mit einer kräftigen Einbildungskraft verband er eine gleich starke Urtheilskraft, mit der Schnelligkeit des Ergreifens das festhaltendste Gedächtniß. Uebrigens war er mehr ein Mann von Gelehrsamkeit, als von Wissenschaft. Er hatte sich einen ungeheuren Fond von Kenntnissen angeeignet, ohne Plan, System oder Methode. Auch sein Lesen war und blieb, so lange er lebte, zufällig und desultorisch. Des Lateins war er Meister, seine Kenntniß des Griechischen oberflächlich. Von der Physik kannte er kaum die ersten Gründe. Die Geschichte vernachläßigte er; gleichwohl war er selten wegen eines historischen Belegs verlegen, es sey aus ältern oder neuern

Zeiten. Seine Seele war so voll von Bildern, daß er beständig hätte ein Dichter seyn können. Man hat oft die Bemerkung gemacht, daß sein Styl in seinen Poesien, von denen man, ihrer großen Vortreflichkeit wegen, bedauern muß, daß ihrer so wenig sind, ungezwungener sey, als in seiner Prose. Dies ist aber blos Täuschung: Er ist nicht ungezwungen, sondern der Würde der poetischen Sprache mehr angemessen; so wie einer mit Anmuth tanzen kann, dessen Bewegungen im gewöhnlichen Gange gezwungen oder unbeholfen sind.

Auffallend ist es, daß Johnson auf der einen Seite ein Mann von so seltener Geisteskraft, auf der andern die mitleidenswürdigsten Schwächen blicken ließ. Aus Erziehungsvorurtheilen, welche mit der Fackel der Philosophie oder des Menschenverstandes beleuchten zu wollen, ihm Frevel und Vermessenheit däuchte, war er zeitlebens ein unduldsamer Anhänger der hohen Kirche, und bis zu Georg des Dritten Thronbesteigung, ein stürmischer Jakobite. Seine Frömmigkeit war Bigotterie, seine Andacht mönchisch. Er bückte sich vor den Ruinen zerstörter Klöster, und zog den Hut ab, wenn er an Plätzen vorüber gieng, wo ehemals katholische Kapellen gestanden hatten. Er fürchtete sich vor Gespenstern und glaubte an Ahndungen. Er hütete sich sorgfältig, eine Thürschwelle anders, als mit dem linken Fuß voran zu beschreiten, und

er kehrte lieber wieder um, wenn er es versehen hatte. Seine Antipathie gegen die Universität Cambridge, sein Idiosynkrasism gegen Schottland, sein Widerwille gegen Whigs, Dissenters und die Presbyterianer grenzen an Aberwitz, und verleiteten ihn zu den ungerechtesten Machtsprüchen.

Seine Werke sind 1787 von John Hawkins in eilf, und 1792 von Arthur Murphy in zwölf Octavbänden herausgegeben worden. Aus seinen Handschriften sind nach seinem Tode im Druck erschienen: Andachten und Gebete, durch Georg Straham; Briefe von und an Samuel Johnson durch Mistreß Piozzi; und Predigten durch Dr. Tayler. Seine Gedichte sammelte Kersley. Auch sind sie den beiden letzten Darstellungen der brittischen klassischen Dichter einverleibt worden.

Zum Beschluß noch einige Anekdoten von Johnson, als Beiträge zu seiner Charakteristik.

Lord Chesterfield, an den Johnson den in seinen Fugitive Pieces abgedruckten Entwurf seines englischen Wörterbuchs richtete, ermunterte ihn anfänglich gar sehr zu diesem großen Unternehmen; in der Folge aber schien sein Eifer und seine Gunst zu erkalten, bis er endlich kurz vor der Herausgabe des Werks zwei Briefe in die Wochenschrift, die Welt, zur Empfehlung desselben einrückte. Johnson war damit nicht sehr zufrieden, und

ſagte einmal von ihm: „er ſey ein Lord unter den witzigen Köpfen, und ein witziger Kopf unter den Lords.“ Man erinnerte ihn an die Lobſprüche, die ihm der Graf in jenen beiden Briefen ertheilt hatte; aber Johnſon verſetzte, das wären ja nur zwei kleine Boote (coek-boats), die der Graf aus Eitelkeit abgeſchickt hätte, um an dem Triumph einer langen und gefährlichen Reiſe Theil zu nehmen, ohne ſich mit ihm in die Gefahr der Klippen und des Triebſandes gewagt zu haben. Daher Lord Cheſterfield's nachheriger Unwille gegen ihn in einem ſeiner Briefe an ſeinen Sohn, wo er ihn als einen ſchwerfälligen, unbehülflichen Gelehrten, ohne Lebensart und Weltkenntniß, ſchildert. Johnſon ſagte dagegen von dieſen Briefen, als man ihn um ſeine Meinung darüber fragte: „ſie wären gerade ſo, wie er ſie von Lord Cheſterfield erwartet hätte; ſie lehrten die Moral einer Hure, und die Sitten eines Tanzmeiſters.“

Seinen Unwillen gegen David Mallet ließ er auf eine ſonderbare und vielleicht noch nie erhörte Art aus. Mallet's Name war eigentlich Malloch, den er, als er nach London kam, in Mallet umänderte. Und nun ſetzte Johnſon in ſeiner Octav-Ausgabe des Wörterbuchs in den Artikel Alias, die Erklärung: Alias, a Latin word ſignifying otherwiſe, as, Mallet, alias Malloch; that is, otherwiſe Malloch.

Als er hörte, daß die Kaiserin von Rußland dem Uebersetzer seiner Wochenschrift, the Rambler, eine ganz ansehnliche Pension gegeben hätte, ergoß sich heitre Freude über seine sonst finstre Miene; und als einer in der Gesellschaft diese Veränderung an ihm bemerkte, versetzte er: „Ich müßte wohl sehr eitel seyn, wenn ich auf Ehrenbezeugungen dieser Art nicht stolz thun sollte.“

Den Abend vor dem Tage, an welchem seine Ausgabe des Shakespeare ausgegeben werden sollte, speiste er mit einigen Freunden im Temple, und man machte allerlei Späße über das Notenmachen, so, daß er an kein Weggehen dachte, bis die Glocke fünf schlug. Und nun fuhr er plötzlich, wie aus einem Traum auf, und rief: „Euch mag das immer Spaß dünken, ihr Herren; aber ihr denkt nicht daran, daß nur noch zwei Stunden zwischen mir und der Kritik sind.“

Einst speiste Johnson bei der berühmten Schriftstellerin, Mistreß Macauley, und das Gespräch fiel auf die Gleichheit der Menschen, und die völlig gleichen Rechte der Menschheit, welche die Dame vom Hause mit aller Lebhaftigkeit einer Republikanerin vertheidigte. Johnson gab darauf ganz kurze Antworten, in Hoffnung das Gespräch auf etwas anders zu lenken; als er aber sah, daß sie immer tiefer hinein kam, fieng er an, so geschwind als möglich zu essen, und gab darauf seinen Teller

einem Bedienten, den er bat, sich an seine Stelle zu setzen. Mein Gott, was fangen Sie an, Doctor? fragte Mrs. Macauley. „O nichts, Madam, versetzte er; ich wollte nur die Gleichheit unter den Menschen beobachten.“

Garricks Mutter fragte ihn einmal, was er von ihrem Sohne David dächte: „Je nun, Madam, antwortete er, David wird entweder gehangen, oder er wird ein grosser Mann.“

Als Macpherson's Homer herauskam, sagte eine Dame zu ihm, sie habe versucht ihn zu lesen, aber der Styl schiene ihr so alt zu seyn, daß sie nicht Lust hätte, weiter zu lesen. „Sie haben vollkommen Recht, Madam, sagte Johnson, er ist gerade so alt, wie der Thurm zu Babel.

Man fragte ihn einmal, warum er die Schottländer so sehr hasse? „Sie irren, antwortete er, ich hasse die Schottländer nicht; auch hasse ich die Frösche nicht, so lange sie in ihrem Element bleiben; aber ich kann es freilich nicht leiden, wenn sie mir in meinem Schlafzimmer herum hüpfen.“

Gotthold Ephraim Lessing.

Herzogl. Braunschweigischer Hofrath und Bibliothekar in Wolfenbüttel.

Ein großer Name im Felde der Wissenschaften! Ungeachtet Lessing kein eigentliches sogenanntes Genie war; so wußte er doch durch Studium, Scharfsinn und Witz alles, womit er sich befaßte, als ein Mann von Genie zu bearbeiten. Er war ein vortreflicher, oder vielleicht der vortreflichste Dichter fürs Theater, ein guter Epigrammatist, ein tief denkender Theoretiker in der Aesthetik, ein belesener Literator und ein forschender Kritiker. Lessings schriftstellerischen Charakter von allen Seiten zu schildern, erfoderte den Fleiß und den Raum eines ganzen Buchs.

Gottold Ephraim Lessing war im Jahr 1729 zu Kamenz, einem Städtchen in der Lausitz, gebohren, wo sein Vater Prediger war. Den ersten

Unterricht erhielt er durch seinen Vater, der ein frommer und gelehrter Mann war, dann durch einen Privatlehrer und die Schule seines Orts. Von hier kam er auf die Fürstenschule zu Meißen, wo er fünf Jahre blieb, in den alten und neuen Sprachen, der Philosophie und Mathematik einen guten Grund legte, fleißig die Dichter der Alten für sich studirte, aus ihnen ins Deutsche übersetzte, und anfieng ihren Geist zu empfinden, sie nachzuahmen und selbst Gedichte zu machen. Im Jahr 1746 gieng er auf die Universität zu Leipzig, um, als Hauptwissenschaft, Theologie zu studieren; allein, den Philologen Joh. Aug. Ernesti, ausgenommen, gefielen ihm die übrigen akademischen Lehrer und ihre Vorlesungen gar wenig: er unterrichtete sich lieber selbst und studirte vornemlich Philosophie, Aesthetik, Mathematik und Naturlehre.

Lessing hatte von Jugend auf eine starke Neigung zur dramatischen Dichtkunst; er erwarb sich in Leipzig die Freundschaft des theatralischen Dichters, Felix Weiße, hatte viel Umgang mit den Schauspielern, die hier unter der Aufsicht der Neuberin spielten, und fieng schon an, Lustspiele auszuarbeiten; Damon, die alte Jungfer und der junge Gelehrte waren seine ersten Versuche, und sie wurden mit allgemeinem Beifall aufgeführt. Er selbst sagte von seiner Neigung zur theatralischen Dichtkunst in der Vorrede zum dritten Theile der

ältern Duodezausgabe seiner Schriften: „Ich muß es, der Gefahr belacht zu werden ungeachtet, gestehen, daß unter allen Werken des Witzes die Komödie dasjenige ist, an welches ich mich am ersten gewagt habe. Schon in Jahren, da ich nur die Menschen aus Büchern kannte — beneidenswürdig ist der, der sie niemals näher kennen lernt: — beschäftigten mich die Nachbildungen von Thoren, an deren Daseyn mir nichts gelegen war. Theophrast, Plautus und Terenz waren meine Welt, die ich, in dem engen Bezirk einer klostermäßigen Schule, mit aller Bequemlichkeit studirte."

Lessing verließ Leipzig und gieng nach Berlin, wohin sich sein vertrauter Freund, Christlob Mylius begeben hatte; hier gab er die erste Sammlung seiner vortreflichen Gedichte unter dem Titel Kleinigkeiten, 1750, nebst einigen andern Schriften heraus; gieng nach Wittenberg, wo sein jüngerer Bruder, Joh. Gottlieb, studierte, nahm den Magistertitel an, und schrieb unter andern eine Kritik über den Anfang der Messiade. — Ungefehr nach einem Jahr zog er wieder nach Berlin, wo er bis 1756 die politische Zeitung, nach einigen nur den gelehrten Artikel, schrieb, mehrere Schriften ausarbeitete, die Theatralische Bibliothek anfieng, und mit Nicolai, Mendelssohn, Ramler, Sulzer und andern, Freundschaft oder Bekanntschaft machte.

Im Jahr 1756 erhielt er einen Ruf als Hofmeister nach Leipzig, und sollte einen jungen Herrn auf Reisen führen; aus dieser Reise ward zwar nichts, indeß blieb Lessing doch in Leipzig bis zum Jahr 1759, und gab in dieser Zeit verschiedene Uebersetzungen und Schriften heraus. In diesem Jahre gieng er wieder nach Berlin und wurde im folgenden Sekretair bei dem preußischen General Tauenzien zu Breslau. Diese Stelle behielt er bis 1765, verließ Breslau, besuchte seinen Vater zu Kamenz und seine Freunde zu Leipzig, gieng wieder nach Berlin und arbeitete an seinem Laokoon.

Im Jahr 1766 luden ihn einige reiche Freunde der dramatischen Kunst in Hamburg ein, um mit ihnen an der Verbesserung des Theaters, als Dichter und Kritiker, arbeiten zu helfen. Er trat dies Amt im Jahre 1767 an; die Unternehmung gieng aber im folgenden wieder zu Ende; indessen haben wir ihr doch Lessings Dramaturgie zu danken, ein Werk voll feiner Kritiken über die aufgeführten Stücke und lehrreicher Untersuchungen über die Natur der dramatischen Kunst. — Um diese Zeit nahm er auch an dem Plane Antheil, welchen Bode in Hamburg entworfen hatte und mit Hülfe verschiedener Gelehrten ausführen wollte, und der dahin gieng, die schöne Literatur in Deutschland in bessere Aufnahme zu bringen, indem in einer eigenen Buchdruckerei nur die Schriften unsrer besten Köpfe

gedruckt und zu ihrem Vortheil verkauft würden. Klopstock, von Gerstenberg, Zachariä und andere interessirten sich für diese Unternehmung, und wollten sie mit ihren neuen Schriften versehen; den ersten ward auch von Wien aus Hoffnung gemacht, daß Kaiser Joseph sie nicht nur unterstützen, sondern auch überhaupt etwas Großes für die Wissenschaften thun wolle. Aber eigennützige Leute vereitelten alles, und durch diese fehlgeschlagene Hoffnung wurde Lessing so erbittert, daß er aus Unwillen einst den Entschluß faßte, der deutschen Muse ganz zu entsagen, nach Italien zu gehen und da für die Gelehrten von Europa lateinisch zu schreiben.

Im Jahr 1770 ward er Bibliothekar zu Wolfenbüttel mit dem Charakter eines Herzogl. Braunschweigischen Hofraths. Um diese Zeit unternahm er, um sich zu zerstreuen, eine Reise nach Berlin und Wien, und gieng von da, mit dem Prinzen Leopold von Braunschweig, nach Italien, von wo er, nach einer Abwesenheit von acht Monaten, wieder nach Wolfenbüttel zurück kam. Hier beschäftigten seinen wißbegierigen Geist vornemlich die noch unbenutzten Schätze der vortreflichen Bibliothek, welcher er vorstand; er zog aus ihr mehrere ungedruckte Beiträge zur Geschichte und Literatur hervor, und ließ unter andern die Fragmente eines ungenannten Deisten drucken, die er

darin

darin gefunden hatte. Die Erscheinung dieser furchtbaren Bruchstücke alarmirte die ganze theologische Welt; erregte einen hitzigen Federkrieg, und zog dem Herausgeber, besonders auf Anstiften des Pastor Melchior Götze in Hamburg, mancherlei Verdrüßlichkeiten zu. — Lessing schrieb hierauf 1778 Nathan den Weisen, den er 1779 herausgab. Er hatte sich unterdeß mit einer Wittwe aus Hamburg, Madam König, verheurathet, verlor sie aber schon nach zwei Jahren durch den Tod. Nach dieser Zeit suchte er die Einsamkeit; seine Gesundheit nahm ab; er fiel in Lethargie und starb zu Braunschweig, den 15. Februar 1781.

Kein neuerer Schriftsteller hat in Sachen des Geschmacks, des feinern gründlichen Urtheils über literarische Gegenstände auf Deutschland mehr gewirkt als Lessing. Was war deutscher Geschmack im Anfange dieses Jahrhunderts? Wie wenig ward er, als Gottsched ihn aus den Händen der Talander, Weise, Menantes empfieng und nach seiner Art fortbildete? Er ward gereinigt und gewässert; er empfieng Körper, aber ohne Geist und Seele. Bodmer kam dem Mangel zu Hülfe und führte Provisionen von Gedanken aus Italien, England, den Alten, und woher es sonst angieng, herbei; Schade aber, es waren fremde, zum Theil einförmige und schwere Gedanken, die in Deutschland nicht so leicht allgemeinen Kurs finden konnten.

Jetzt kam Lessing. Sowohl im Witz als in Gelehrsamkeit, in Talenten und im Ausdruck war er beinahe Gottscheds Antipode. Von den Schweizern nutzte er ihre Belesenheit und ihr gründlicheres Urtheil; er übertraf sie bald in beiden. Am meisten aber übertraf er sie und alle seine Vorgänger in der Geschlankigkeit des Ausdrucks, in den immer neuen, glänzenden Wendungen seiner Einkleidungen und Sprache, in dem wirklich philosophischen Scharfsinne, den er mit jedem Eigensinne seines immer muntern, immer dialogischen Styls zu verbinden, in dem er die durchdachtesten Sachen mit Neckerei und Leichtigkeit gleichsam nur hinzuwerfen wußte. So lange deutsch geschrieben ist, hat niemand, wie Lessing, deutsch geschrieben. Seit Luthern hat niemand die Sprache so wohl gebraucht, so wohl verstanden. In beiden Schriftstellern hat sie nichts von der plumpen Art, von dem steifen Gange, den man ihr zum Nationaleigenthum machen will; und doch, wer schreibt ursprünglich deutscher, als Luther oder Lessing? Und überhaupt, was wäre es für eine Sprache, die nicht jedem guten Kopfe, nachdem er sie brauchen kann, gern dienen wollte?

Lessings eigentlicher Name fängt ziemlich mit den sogenannten kleinen Schriften an, die seit 1753 in Berlin erschienen. In ihnen zeigte er sich von allen den mancherlei Seiten, von denen

er nachher mit den Jahren immer reifer und glänzender hervortrat. In diesen sechs Bändchen was für ein Reichthum von Inhalt und Einkleidung; welche Abwechslung und Gründlichkeit in Materien, die man sonst in Duodezbändchen nicht findet! Lieder und Fabeln, Sinn- und Lehrgedichte in Poesie und Prosa, sogar einige lateinische Verse, treffen hier zusammen. Es folgen Briefe, fast so mancherlei Inhalts, als gelehrte Briefe nur seyn können; Kritik und Philosophie, Geschichte und Literatur, sogar der Anfang von Supplementen zum Jöcherschen Gelehrtenlexikon, nehmen hier Briefgestalt an, und man muß gestehen, ganz auf die Lessingen eigene, leichte und glückliche Weise. Hierauf ein Theilchen gelehrter Abhandlungen, Rettungen des Horaz, Cardans, gar des Cochläus und des Inepti Religiosi, die man schwerlich vor dem, was folgt, seinen Lust- und Trauerspielen, erwartet.

Daß dies ungeheure Mancherlei, in dem sich Lessing, meistens nur Proben- und Stückweise, gleich anfangs zeigte, nicht Eitelkeit, nicht Prahlerei war, weiset sein ganzes ferneres Leben. Alle die Beschäftigungen, alle die Einkleidungen hat er fortgesetzt, und gewiß keine mit minderem Glück, als er sich in diesen Jugendversuchen zeigte. Wenn ein Schriftsteller mit seiner Zeit fortgieng, und Blüthen in Früchte verwandelt hat, so ists Lessing; ja was fortgieng? bis ans Ende gieng er ja seiner

Zeit vor. Einige dieser Jugendschriften hat er bei reifern Jahren umgearbeitet; so wenig er sich seiner Jugend zu schämen hatte, so sehr gewannen sie durch die bessernde Hand des Mannes. Mit der neuen Ausgabe seiner Fabeln fieng er an. Aus wenigen Proben, die er gegeben hatte, wurden drei Bücher, meistens eigener oder fortgesetzter Aesopischer Erfindung.

Lessings Fabeln sind nicht blos für Kinder, sondern auch Männern, und Männern insonderheit, lesbar. Es gebührt ihnen der Ruhm der zweckmäßigsten Kürze, des angenehmsten Witzes, der feinsten Ründung und Eleganz im Vortrage, der treflichsten Wahl und Versinnlichung der moralischen Lehrsätze. Noch wichtiger sind die Abhandlungen über das Wesen, den Nutzen, die Einkleidung, das Wunderbare der Fabel. Ohnstreitig ist dies die bündigste, gewiß philosophische Theorie, die seit Aristoteles Zeiten über eine Dichtungsart gemacht ist; und es wäre zu wünschen, daß Lessing sie, wie hier über die Fabel; wie nachher über das Sinngedicht; wie in der Dramaturgie über's Trauer- und Lustspiel; im Laocoon über die Grenzen der Poesie und bildenden Kunst; und in den Literaturbriefen über kleinere Materien des Inhalts, so über alle Dichtungsarten und Künste hätte machen können. Es wird vielleicht Jahrhunderte währen, ehe die vielen und leichten Talente, die ausgebreiteten

und gründlichen Kenntniſſe ſich mit dem philoſophiſchen Geiſte, mit dem Scharfſinne, mit dem ſchönen Ausdrucke in Einem Manne vereinen.

Leſſings Theorie des Sinngedichts iſt ſo fein und ausſchließend, als die Gattung, die er allein für Sinngedichte erkennt, in der die ſeinigen ſind, und in der Martial allerdings den Meiſterrang behauptet. Die Bemerkungen, die Leſſing auch hier über einzelne Dichter, Martial, Catull, die griechiſche Anthologie u. ſ. eingeſtreut hat, ſind mannigfaltig und ſchätzbar; viele ſeiner Sinngedichte ſelbſt ſind, als Proben des glücklichen Witzes, in Lehrbüchern und ſogar in der Geſellſchaft gäng und gäbe.

Leſſings Lieder ſind bekanntermaßen von der muntern, nicht zärtlichen und verſchmachtenden Gattung. Die meiſten derſelben ſind Nachahmungen älterer und neuerer Dichter, die aber unter ſeiner Hand Originale wurden. Auch in ſie mußte er den Witz, den Sprachreichthum, und alle die treffende Feinheit der Gedanken und Wendungen zu legen, die ſeinen kleinſten Arbeiten eben ſo ſehr, als ſeinen größern, eigen iſt. Schade daß wir nicht mehr Lehrgedichte von ihm haben! Im erſten Theile ſeiner kleinen Schriften, und in den nach ſeinem Tode von ſeinem Bruder herausgegebenen vermiſchten Schriften, ſtehen einige didaktiſche Fragmente. Leſſing ſelbſt ſagt von dieſen Fragmenten,

daß er sie entweder nicht ganz zu Stande gebracht, oder sie nicht ganz dem Leser mitzutheilen für gut befunden habe. Es sind aber, wie sein Bruder sehr richtig urtheilt, zu schöne Rudera, als daß Leser ohne Vorurtheil nicht mehr dabei zu denken finden sollten, als bei manchem neuern völlig ausgearbeiteten Gebäude. Man wird mit Vergnügen darin die Opitzische Manier, und merklich veredelt, wieder finden, und es bedauren, daß ein Dichter, der dazu so viel Geschick und Beruf hatte, nicht mehr in dieser, von uns Deutschen noch allzuwenig bearbeiteten Dichtungsart geliefert hat. Was Lessing überhaupt von den Grenzen der Philosophie und des Lehrgedichts gehalten, mag man in seiner und Mendelssohns Schrift: Pope ein Metaphysiker! lesen.

Von diesen einzelnen Vorübungen, die für einzelne wichtiger wären, als sie es bei Lessing seyn dürfen, gehen wir näher zu dem Haupttalent über, wodurch er auf Deutschland so ansehnlich gewirkt hat. Es ist seine philosophische Kritik, sein immer darstellender und immer zugleich denkender, gründlicher Geist, den er in so mancherlei Werken und Einkleidungen, überall glücklich, gewiesen. Schon unter seinen kleinen Schriften waren Briefe gelehrten, philosophischen, kritischen Inhalts. Die Streitigkeit mit Lange, seine Vorrede zu Mylius Schriften, seine theatralische Bibliothek

u. s. f. zeigten dies Talent noch mehr; und die Literaturbriefe sind davon die unzweifelhafteste Probe. Von diesen war er Urheber und Vater; der Ton in ihnen war sein Ton. Lessings Urtheile hat die Zeit bewährt. Was damals scharf hieß, nennt man jetzt recht; was hart schien, ist jetzt (wenige Ecken ausgenommen) billige Wahrheit. Fast kennen wir niemand, der auch von sich, dem Schriftsteller, mit mehr Bescheidenheit und Würde reden könnte, als Lessing, und überhaupt ist wohl unstreitig er an Umfange der Belesenheit, Schärfe des Urtheils, und an vielseitigem männlichen Verstande, in Sachen, wovon hier die Rede ist, der erste Kunstrichter Deutschlands. Wo sind jetzt Literaturbriefe, wie er sie anfieng?

Um eben diese Zeit machte er sich auf zweierlei Art um Deutschland verdient, durch die Wiederaufweckung Logau's, und die Uebersetzung von Diderots Theater. Bei dem ersten stand er und Ramler für einen Mann; wahrscheinlich rühren von Lessing die Vorrede und einige Anmerkungen über die Sprache des Dichters her, so wie von Ramler die Auswahl und Veränderungen, die sich bei manchen Stücken finden. — Diderot, sagt Lessing selbst zur zweiten Ausgabe seines Theaters, scheine auf das deutsche Theater weit mehr Einfluß gehabt zu haben, als auf das Theater seines eigenen Volks; und er rechtfertigt diesen Ausspruch

mit sehr guten Gründen. Er gesteht, daß Diderot an der Bildung seines Geschmacks sehr großen Antheil gehabt. „Ich bin mir es sehr wohl bewußt, sagt er, daß mein Geschmack ohne Diderots Muster und Lehren eine ganz andere Richtung würde bekommen haben. Vielleicht eine eignere, aber doch schwerlich eine, mit der am Ende mein Verstand zufriedener gewesen wäre. Die deutsche Nation wird es mit ihm seyn; die großen Schritte, die Lessing von seinen ersten Schauspielen, so angenehm und nothwendig sie unserm Theater noch lange seyn werden, zu einem Philotas, einer Emilia Galotti, einem Nathan gethan hat, sind auch dem stumpfsten Auge unverkennbar. Und wenn er von Diderot sagt: „daß sich, nach dem Aristoteles, kein philosophischerer Geist mit dem Theater abgegeben habe, als er“ von wem gälte das reichlicherer, von Diderot oder Lessing?

Jetzt ruhete er einige Jahre, und nach solcher Arbeit konnt er ruhen. In weniger als zehen Jahren hatte er alle diese so verschiedenen Werke, und in den Jahren 1759 bis 1761 eine Reihe der besten geliefert, von denen zuletzt die Rede war. Im Jahre 1766 trat er wieder hervor, mit eben so goldenen glänzenden Waffen, nur in einem andern Felde. Jedermann kennt das Geschrei von Kunst, das, nachdem Winkelmann, Lippert, Hagedorn, Mengs, geschrieben hatten, in Deutsch-

fand Mode war. Alles sollte Kunst lernen, das Kind in den Schulen, der Jüngling auf Universitäten, der Mann im Amte. Aus Statuen sollte der Geistliche predigen, aus Münzen der Jurist Urtheile sprechen, aus Gemmen und Pasten der Mahler mahlen, der Dichter dichten. — Hier trat nun Lessing mit seinem Laocoon auf, leise, aber sehr gewiß und weit aussehend. Von einer Stelle Winkelmanns fieng er an, und gieng über Caylus, Spencer und weiter fort, jetzt nur einige Grenzen der Poesie und Malerei zu finden und auszuzeichnen, mit der Zeit diesen Gang über die Grenzen andrer Künste zu vollenden. Aber er ist nicht vollendet; und wer wirds an Lessings Stelle thun? Laocoon steht wie ein philosophisches Kunstwerk da, das der Künstler mit Fleiß unvollführt gelassen, damit man sich erinnere, daß man ihn nicht mehr habe. Er gerieth darüber in einen Streit mit der Klotzischen Schule dem wir die Briefe antiquarischen Inhalts, und das schöne Werkchen, wie die Alten den Tod gebildet, zu danken haben.

Lessing lebte damals in Hamburg, und sollte, wie oben erzählt worden, einer Bühne vorstehen, die unter ihm erst deutsche Nationalbühne werden wollte. Warum sie's nicht werden konnte? und was überhaupt an dem ganzen Wort sey? hat er selbst zu Ende seiner Dramaturgie männlich bescheiden und aufrichtig gesagt. Wären indessen auch nur

die zween Bände der Dramaturgie die Frucht seines Aufenthalts in dieser Lage, so wäre das deutsche Theater allgemein für die kleinen Veränderungen, die er dort machen oder nicht machen konnte, reichlich entschädigt. Sein Urtheil über einzelne Schauspiele und Schauspieler, so bescheiden, durchdacht und männlich es allemal ist, war ihm immer nur Veranlassung, sich über die Quellen der Schauspielkunst, über das Wesen des wahren Trauer- und Lustspiels, von den Zeiten der Griechen herab bis zu uns, zu verbreiten. Insonderheit ist Aristoteles, Voltäre u. a. hin und wieder in ein Licht gestellt worden, in das sie niemand gestellt hatte, und es ist allemal Licht der Wahrheit. Von keinem Werke des Genies schloß Lessing das Denken aus; er war überzeugt, daß jeder Künstler und Dichter nur durch deutliche Begriffe von seiner Kunst zur Vortrefflichkeit in derselben gelangen könne. Der Weg zu diesen deutlichen Begriffen ist hier sehr geöffnet und zum Theil gebahnt.

Von Hamburg kam Lessing nach Braunschweig in ein ganz anderes Feld gelehrter Arbeit. Er zeigte sich aber, nach seiner Art, darin gleich so bekannt, als ob er lebenslang nur da, und dafür gearbeitet hätte. Sein erster Griff in die Bibliothek war Berengarius Turonensis, eine Entdekkung, an die niemand dachte, weil niemand vermuthen konnte, daß diese Schrift des Berengarius

in der Welt ſey; eine Entdeckung aber auch, die einem langen Zwiſte, der Jahrhunderte hin unbeſtimmt, wenigſtens unbewieſen geführt war, ein klares Ende gab, und zwar ſehr zum Vortheil der lutheriſchen Kirche.

Im Jahr 1779 erſchien ſein Nathan. Dieſes wunderſchöne, in ſeiner Art noch einzige Stück iſt zwar in Verſen, in reimloſen Jamben, aber doch in einer natürlich edlen Sprache geſchrieben, und wurde vom Verfaſſer dramatiſches Gedicht genannt, weil Inhalt Ton und Ausgang weder traurig noch luſtig, ſondern ernſthaft und ſanftrührend ſind, nicht aber deswegen, weil er es für kein Schauſpiel, ſondern für ein Lehrgedicht in dramatiſcher Form gehalten hätte. Die Verſchiedenheit in der Form macht ja eben den Unterſchied der Dichtungsarten, nicht der Stoff, der Inhalt oder die Lehre. Obgleich aus den abſtechenden Charakteren, und der Entwicklung des Stücks die wichtige Lehre hervorgeht, daß der Menſch den Menſchen ohne Unterſchied der Religion hochachten und lieben müſſe, ſo iſt es darum doch kein Lehrgedicht, ſondern iſt und bleibt ein Drama. Menſchen von beſtimmtem Charakter handeln hier unter gegebenen Umſtänden und kommen in eine Lage, worin ihre Leidenſchaften ins Spiel und mit einander in Streit gerathen; unſre Erwartung wird dadurch erregt und wir ſind unruhig, wie ſich die ſtreitige Frage auflöſen werde.

Die letzten Lebenstage Lessings sollten mit einer theologischen Streitigkeit verbittert werden, wo, wenn das Publikum noch nicht so viel Nutzen daraus gezogen hat, als es Lessings Absicht und Meinung gewiß war, es schwerlich seine Schuld seyn dürfte. Er gab Fragmente eines Ungenannten heraus über die Auferstehungs- und andere Stücke der biblischen Geschichte. Es ist durchaus gewiß, daß er auch die Ausgabe dieser Stücke allein und eigentlich zum Besten der Wahrheit, zu einer freien und männlichen Untersuchung, Prüfung und Befestigung derselben von allen Seiten, veranstaltet habe. Er hat dies selbst so oft, so stark, so deutlich gesagt; die ganze Art, wie er die Fragmente herausgab, und als Laie seine Gedanken allenfalls zur Widerlegung hin und wieder sagte; überhaupt Lessings Charakter, wie er jedem eingedruckt seyn muß, der ihn gekannt hat: alles dies ist Bürgschaft für seine reine philosophische Ueberzeugung, daß er auch hiemit etwas Gutes veranlasse und bewirke, nemlich: freie Untersuchung der Wahrheit, und einer so wichtigen Wahrheit, als diese Geschichte für jeden, der sie glaubt und an sie glaubt, seyn muß. Darf diese Wahrheit, diese Geschichte nun, unter allen Wahrheiten und Geschichten allein nicht untersucht, nicht gegen jeden Zweifel und Zweifler untersucht werden, so ist das Lessings Schuld nicht; aber zu unsern Zeiten wird kein

Theolog und kein Religios seyn, der so etwas zu behaupten wagte. Giebt man aber diesen einzigen Satz zu: Wahrheit müsse und könne untersucht werden; Wahrheit gewinne jedesmal bei jeder neuen, freien und ernsten Prüfung, eben in dem Maaß und Verhältniß, als sie für uns erkennbare, folglich auch nur in solchem Maaß für uns zu befolgende Wahrheit ist: giebt man diesen Satz zu, den die Geschichte aller Zeiten, aller Religionen und Völker, insonderheit die Geschichte und Wahrheit der christlichen Religion überall, wo sie bezweifelt und angefochten ist, unwidersprechlich beweiset: so hat Lessing gewonnen, so müssen wir, anstatt von krummen, hämischen, bösen Absichten zu reden, ihm danken, daß er uns eine neue Gelegenheit zu Untersuchung und Befestigung der wichtigen Wahrheit, kurz zum Triumph gegeben hat.

Gut, daß Lessing diese seine Laufbahn mit einem Glaubensbekenntniß und dem Schriftchen von der Erziehung des Menschengeschlechts beschloß. Das letzte dürfte, ohngeachtet mancher überspannten Hypothese, mancher Theolog wollen geschrieben haben.

Lessing sammelte seine Gedichte und prosaische Aufsätze zuerst unter dem Titel: G. E. L's Schriften. 5 Thle. in 12. Berlin 1753—56. Alles, was diese Sammlung enthält, wollte er, in reiferm Alter, nach und nach umarbeiten und der Nachwelt

in einer schönern Gestalt hinterlassen; er machte auch den Anfang mit einer neuen Ausgabe der Fabeln 1759, und eilf Jahre später mit den vermischten Schriften, 1. Th. Berlin 1771; aber weiter ist seine Meisterhand in dieser Umarbeitung nicht gekommen. Nach seinem Tode gab sein Bruder, Karl Gotthold, den 2, 3 und 4ten Theil der vermischten Schriften, Berlin 1784. heraus; (Diese 4 Theile sind die neue Ausgabe der Schriften von 1753, in 6 Theilen.); von 1791—94 aber fügte der Verleger alle übrigen Werke Lessings in gleichem Format unter dem Titel hinzu: Lessings sämmtliche vermischte Schriften, zusammen 30 Theile, Berlin 1771—94. Diese Ausgabe ist sauber und ziemlich richtig gedruckt, aber nach einem schlechten Plane geordnet; die Uebersetzungen und die von Lessing heraus gegebenen Schriften von C. Mylius, K. W. Jerusalem, dem Fragmentisten u. findet man in dieser Sammlung nicht.

Aloysius Ferdinand, Graf von Marsigli,

Stifter des Instituts der Wissenschaften zu Bologna.

Der schönste Endzweck, den die Wissenschaften erreichen können, ist, wenn sie den Menschen so ausbilden, daß er, begabt mit dem feinen Sinne für Wahrheit, Schönheit und Tugend, ausgerüstet mit der Erfahrung der vorigen Jahrhunderte, nun mit veredelter Wirksamkeit zum Wohl der Gesellschaft, in welcher er lebt, beiträgt, nun mit erleuchterem Verstande die öffentlichen Geschäfte ausrichtet und treibt, die er über sich genommen hat. So war es bei den edelsten Männern der alten Welt. Xenophon und Demosthenes, Cäsar und Cicero und hundert andere scheinen nur deswegen ihren Verstand durch Philosophie, Geschichte und schöne Wissenschaften, die sie deshalb auch vorzugsweise die menschlichen nannten, ausgebildet zu haben, damit sie desto edlere Bürger und Menschen, und

so desto würdiger werden möchten, die öffentlichen Geschäfte den Foderungen der Vernunft und Weisheit gemäß zu führen, oder in dem Umgange mit den Musen sich dann wieder zu erholen, wenn jene nützlichen, aber ermüdenden und zum Theil einförmigen Geschäfte des Bürgers und Staatsmanns ihren Geist abgespannt hatten. Unter diesen edlen Männern, die nicht aus eitler Lohnsucht den Wissenschaften oblagen, behauptete der Graf von Marsigli eine sehr ehrenvolle Stelle. Seine großen, gründlichen Kenntnisse mußten ihm die Führung seiner Geschäfte erleichtern; sie erheiterten seine Tage, da der Staat seine Dienste nicht mehr verlangte, und bis an seinen letzten Hauch fuhr er fort, der Welt mit seinen Einsichten zu nützen, und solche ehrenvolle Denkmale seines Daseins zu gründen, die noch lange nach seinem Tode Gutes verbreiten mußten.

Aloysius Ferdinand Graf von Marsigli ward den 20sten Julius des Jahres 1658 zu Bologna gebohren. Sein Vater war der Graf Karl Franz Marsigli, der von einer alten Patrizierfamilie in Bologna abstammte; seine Mutter die Gräfin Margarethe Cicolani. Er genoß eine seinem Stande angemessene Erziehung; in den Wissenschaften aber bildete er sich selbst auf eine weit erhabenere Art, als es sein Stand erforderte. Schon in seiner frühen Jugend suchte er

die

die berühmteſten Gelehrten Italiens auf; er lernte die Mathematik von Geminiano Montmari, und von Alphonſus Borelli, die Anatomie von Marcel Malpighi; die Naturgeſchichte, durch ſeine eigenen Beobachtungen, die der forſchende Geiſt auf Reiſen und Exkurſionen anſtellte.

Italien, das ſchöne Mutterland der Künſte und Wiſſenſchaften, bot ihm reichen Stoff zur Befriedigung ſeiner Wißbegierde dar; allein es genügte ſeinem Geiſte nicht, immer dieſelben Gegenſtände, Menſchen und Sitten zu beſchauen. Daher verließ er in ſeinem zwanzigſten Jahre den väterlichen Boden, und begleitete den Venetianiſchen Konſul Cuiriani nach Konſtantinopel. Da er ſich dem Soldatenſtande gewidmet hatte, ſo erforſchte er mit eben ſo viel Geſchicklichkeit als kluger Vorſicht den Zuſtand der Ottomaniſchen Macht, und zugleich unterſuchte er als Philoſoph den Bosphorus von Thracien, und ſeine berühmten Ströme. Ueber beide Gegenſtände ließ er lehrreiche Abhandlungen drucken.

Nach einem eilfmonatlichen Aufenthalt in Konſtantinopel kam er nach Bologna zurück. Allein nicht lange hielt er ſich da auf; er reiſte nach Wien, und bot dem Kaiſer ſeine Dienſte an, gerade zu der Zeit, als die Türken mit einem Einfalle in Ungarn drohten. Das Anerbieten wurde von Leopold, der damals auf dem Kaiſerthrone ſaß, willig angenommen. Es war dem Grafen ſehr leicht, zu

beweisen, daß er durch seine Kriegswissenschaft und Kenntnisse der Kriegsbaukunst weit über einen bloßen Soldaten zu setzen war; er entwarf die Linien und Werke an dem Raab, um die Türken abzuhalten, mit großem Beifall der Generale; und im Jahre 1683, als der Feind erschien, und über den Fluß setzen wollte, wurde er mit einer Kompagnie von der Infanterie belohnt. Hier war es, wo er am zweiten Julius, am Tage der Heimsuchung Mariä, nach einem hitzigen Treffen verwundet wurde, und fast sterbend in die Hände der Tatarn gerieth. Marsigli hat die Geschichte seiner Gefangenschaft selbst beschrieben, und es bedurfte nichts mehr als einer ungeschmückten Erzählung, um die Theilnahme jedes fühlenden Herzens rege zu machen. Der Säbel war immer über seinem Kopfe gezückt, und der Tod beständig vor seinen Augen. Er erfuhr eine mehr als barbarische Behandlung, und es ist in der That schwer zu begreifen, wie seine Jugend, seine Gesundheit, sein Muth und die christliche Gelassenheit einen so fürchterlichen Zustand aushalten konnten. Er schätzte sich glücklich, als ihn zween arme Türken erkauften, bei denen er als Sklave die niedrigsten Dienste verrichten mußte. Oft pries er sie als die Retter seines Lebens, denn das Ungemach, das er in ihrem Dienste erduldete, war mehr die Frucht ihrer Armuth als ihrer Grausamkeit. Diese gelinden Herrn ließen ihn jede Nacht an einen Pfahl

binden, der mitten in ihrer elenden Hütte befestiget war, und ein dritter Türke, der bei ihnen war, hatte dieses Amt zu besorgen.

Lange schon hatte Marsigli in dieser traurigen Lage geschmachtet, als er endlich Gelegenheit fand, seinen Verwandten Nachricht von seinen Umständen zu geben. Er wurde losgekauft; und der Tag seiner Befreiung war der 25ste März des Jahres 1684, gerade der Tag der Verkündigung Mariä. Dem religiösen Manne dünkte es wichtig zu seyn, daß er gerade am Feste der Heimsuchung Mariä in die Sklaverei gerathen, und am Feste der Verkündigung Mariä aus derselben befreit worden war. Er glaubte — dies sind seine eigenen Worte — daß ihm an zween Tagen, an welchen die seligste Beschützerin der Gläubigen besonders verehrt wird, eine doppelte Gnade von dem Himmel wiederfahren wäre; die eine bestand in einer heilsamen Bestrafung vormaliger Fehler, die andere in der Aufhebung der Strafe.

Der Graf eilte aus der Sklaverei zu seinen Freunden und Verwandten nach Bologna, um die Freuden des Wiedersehens, nach der schmerzlichsten Trennung, zu genießen. Dann folgte er dem Rufe der Pflicht, gieng nach Wien und zeigte sich dem Kaiser, um seine Stelle bei der Armee wieder einzunehmen. Man trug ihm jetzt die Befestigung von Gran und einigen andern Plätzen, und die

Veranstaltung der nöthigen Vorbereitungen zur Belagerung von Ofen auf, welche die Kaiserlichen unternehmen wollten. Er hatte an der Aufführung einer Brücke über die Donau Antheil, und dies gab ihm Gelegenheit, die Ueberbleibsel von einer alten Brücke des Trajans über eben diesen Fluß zu beobachten.

Im Jahr 1689 wurde er Hauptmann. In dem nemlichen Jahre sandte ihn der Kaiser zweimal nach Rom, um den Päpsten Innocenz XI. und Alexander VIII. von den großen Vortheilen der christlichen Armeen, und von den Entwürfen, die man für die Zukunft gemacht hatte, Nachricht zu geben.

Als der Kaiser und die Venetianer auf der einen Seite, und auf der andern die Pforte, nach einem langwierigen Kriege, der den Christen vortheilhaft war, aber viel Volks kostete, anfiengen, an den Frieden zu denken, und nun die Grenzen zwischen diesen drei Mächten bestimmt werden sollten: so wurde der Graf Marsigli vom Kaiser zu diesem wichtigen Geschäfte gebraucht, weil er als ein guter Soldat wohl einsah, wie viel auf eine wohl verwahrte Grenze ankam, als Gelehrter von den alten Ansprüchen wohl unterrichtet war, und als ein geschickter Unterhändler die Rechte würde behaupten können. Er war an den Grenzen des Venetianischen Dalmatien, als er in einiger Entfer-

nung einen Berg erkannte, an deſſen Fuße die zwei Türken wohnten, deren Sklave er geweſen war. Er ließ im Lande nachfragen, ob ſie noch lebten, und war ſo glücklich ſie wieder zu finden. Er hatte das Vergnügen, ſich ihnen von Truppen umringt zu zeigen, die unter ſeinem Befehl ſtanden oder ihm mit Achtung begegneten, und das noch viel reitzendere Vergnügen, ihr äuſſerſtes Elend zu mildern, und ſie mit Geſchenken zu überhäufen. Er glaubte, daß er ihnen das Geld für ſeine Erlaſſung noch ſchuldig ſey, weil es ihnen der türkiſche Befehlshaber unter dem unerhörten Vorwande weggenommen hatte, daß ihr Sklave ein Sohn oder naher Anverwandter von dem Könige von Polen ſey, den ſie dem Großherrn hätten zuſchicken müſſen. Er that noch mehr für ſie, in der Ueberzeugung, daß ſie die großmüthigen Erretter wären, die ihn aus den Händen der Tatarn befreit hätten. Der Auftrag, die Grenzen zu beſtimmen, ſetzte ihn in den Stand, an den Großvezier zu ſchreiben, und er verlangte für einen von dieſen zwei Türken ein Timariot, welches ein Gnadengehalt der Kriegsbedienten iſt, und er erhielt ein noch viel anſehnlicheres, als er verlangte. Der Großvezier fühlte ſeine Großmuth, ſo wie man es nur von dem erſten Miniſter der geſittetſten und in der Tugend geübteſten Nation hätte erwarten können.

Die verschiedenen Vorfälle eines sehr hitzigen Krieges nebst der Mühe, welche die Bestimmung der Grenzen erfoderte, waren schon hinreichend, einen großen Mann ganz zu beschäftigen. Und dennoch that der Graf Marsigli mitten unter so vielem Geräusch und Unruhe, mitten unter ermüdenden Arbeiten und Gefahren alles, was ein Gelehrter, der ruhig gereiset wäre um Kenntnisse zu erwerben, hätte thun können. Mit den Waffen in der Hand nahm er Risse auf, bestimmte er Sätze für astronomische Methoden, maß die Geschwindigkeit der Flüsse, untersuchte die Fossilien jedes Landes, die Mineralien und Metalle, die Vögel und Fische, und alles, was die Aufmerksamkeit eines Mannes verdiente, der da wußte, worauf er sie lenken sollte. Er gieng so weit, daß er chemische und anatomische Untersuchungen anstellte.

Wenn die Zeit recht angewendet wird, so ist sie viel länger, als sich viele einbilden, die nichts können als sie verderben. Die Geschäfte des Krieges lassen oft freie Stunden, die zuweilen lange anhalten, und meistens zu einer völligen Unthätigkeit oder zu Vergnügungen angewendet werden, die man verdient zu haben glaubt. Diese Stunden waren für den Grafen nicht frei, er wandte sie zu einer sehr edlen Beschäftigung an; er verbrauchte sie als Philosoph und Beobachter; er benutzte sie wie ein Xenophon. Er sammelte eine große Menge nicht

allein von Schriften, von Rissen und Charten sondern auch Merkwürdigkeiten aus der Naturgeschichte.

Die Thronfolge in Spanien hatte wieder einen Krieg erregt, der im Jahr 1701 ganz Europa in Bewegung brachte, und am 6ten September des Jahrs 1703 ergab sich die beträchtliche Festung Breisach durch Kapitulation an den Herzog von Burgund, am dreizehnten Tage nach Eröffnung der Laufgräben. Der Graf von Arco war Kommandant, und unter ihm der Graf Marsigli, der damals General geworden war. Der Kaiser schmeichelte sich, Breisach würde im Stande seyn, sich zu vertheidigen, und eine so schnelle Kapitulation wäre wider alle Regeln unternommen worden; er ernannte Richter, die diesen wichtigen Vorfall untersuchen sollten. Diese thaten den 4ten Februar 1704 den Ausspruch, nach welchem der Graf von Arco den Kopf verlieren sollte, welches auch am 18ten des nemlichen Monats vollzogen wurde, und der Graf von Marsigli aller seiner Ehrenstellen entsetzt und sein Degen zerbrochen werden sollte. Bei einem so schrecklichen Unfalle wünschte er sich wieder in die Sklaverei zurück.

Es ist unmöglich, daß dergleichen Zufälle einerlei Eindruck auf den Schuldigen und Unschuldigen machen können; der eine wird auch wider seinen Willen durch das Zeugniß seines Gewissens nieder-

geschlagen, der andere davon unterstützt und erhalten. Der Graf gieng nach Wien, um sich dem Kaiser zu Füßen zu werfen, und um die Durchsicht seines Prozesses zu bitten: aber es vergiengen acht Monate, und der tief gekränkte Graf konnte nicht vor den Monarchen kommen. Jetzt war es Zeit, seine Ehre vor der Welt zu retten; er schrieb eine Rechtfertigung seines Verhaltens, und verbreitete dieselbe in ganz Europa. Zum Glück für ihn antwortete ein Ungenannter, und es war auch nur ein Mann, den man nicht kannte, darauf, und dies gab ihm Gelegenheit, auch den geringsten Zweifel, den seine Schutzschrift nicht berührt hatte, zu heben. Die Gründe sind, daß er schon lange vor der Belagerung von Breisach sehr ernstlich vorgestellt habe, daß sich die Festung nicht halten könnte, und er beweiset es durch den Zustand der Besatzung und des Kriegsvorraths ꝛc. deren Wahrheit man ihm nicht ableugnen konnte. Man hatte ihm unter dem Vorwande anderer Bedürfnisse alles abgeschlagen, selbst das Nöthigste und Unentbehrlichste. Er war nicht Kommandant, und er hatte weiter nichts gethan, als sich nach dem einstimmigen Entschlusse des Kriegsraths bequemt. — Doch, die Gründe würden verlieren, wenn sie nur im Auszuge mitgetheilt würden; es ist genug, wenn wir sagen, daß das Publikum, das sein Urtheil, ohne förmlich zu erkennen, weit hören läßt, nicht mit dem Ausspruche

der kaiserlichen Kommissarien zufrieden war. Selbst die mit dem Kaiser verbundenen Mächte, welchen an der Erhaltung von Breisach gelegen war, erkannten die Unschuld des Grafen Marsigli; und vorzüglich Holland erlaubte, daß man dieses in öffentlichen Schriften bezeugte. Unter diesen vortheilhaften Stimmen verdient besonders eine ausgezeichnet zu werden, die zwar nur von einem einzelnen Manne ist, aber dieser Mann ist der Marschall von Vauban, dessen Ansehen im äussersten Falle dem Ansehen von ganz Europa hätte entgegen gesetzt werden können, wie Kato's Ansehen dem Ansehen der Götter. Aber im Grunde schien man bei diesem ganzen Vorfalle im Anfange eines so großen Krieges ein schaudervolles Beispiel der Strenge geben zu wollen, indem man die Nothwendigkeit davon in vielen ähnlichen Fällen voraussah. Die Moral der Staaten entschließt sich oft, den Einzelnen aufzuopfern, um große Zwecke zu erreichen.

Marsigli überschickte alle seine Vertheidigungsschriften der Akademie der Wissenschaften zu Paris, deren Achtung er nicht verlieren wollte. Es ist merkwürdig, daß er in den Briefen, die er an sie schrieb, nach einer kurzen Beschreibung von seinem unglücklichen Zufalle, an nichts mehr denkt, als an Entwürfe von Schriften, und sie sehr weitläuftig ausführt, vorzüglich den Einfall, den er hatte, die wahre Richtung der Reihe von Gebürgen,

welche von dem schwarzen Meere anfängt, mit der Donau bis an den Gotthardsberg gleichlauft, und bis in das mittelländische Meer fortgeht, zu beschreiben. — Auf dem Titelblatte seiner gedruckten Schutzschrift befindet sich eine besondere Art von Devise statt einer Vignette, die Beziehung auf seinen unglücklichen Zufall hatte. Es ist ein M, der erste Buchstabe seines Namens, der auf beiden Seiten zwischen den Schenkeln die zwei Stücke eines zerbrochenen Degens hält, mit den Worten: Fractus integro. Würde er wohl diese betrübte Vorstellung erfunden, würde er sie bekannt gemacht haben, wenn er sich nun schuldig bestraft gehalten hätte, und würde er nicht geglaubt haben es zu seyn, wenn ihn nicht die Stimme des Publikums völlig beruhigt hätte?

Er suchte seinen Trost in den Wissenschaften, deren Beistand er sich glücklicherweise erworben hatte, ohne es vorher zu sehen, daß einst eine Zeit kommen würde, da er ihn so nöthig hatte. Das, was ihm bisher zum Vergnügen gedient hatte, ward ihm jetzt eigentliches Geschäfte. Er behielt seine Art auf Reisen zu studieren, die er sich angewöhnt hatte, bei, und diese ist auch wirklich die beste für die Naturgeschichte, die sein Lieblingsstudium war. Er gieng in die Schweitz, wo sich die Natur in so vielen neuen Gestalten zeigt, und dieses Land mußte ihn um so mehr anziehen, da er an einer Abhand-

lung von der organischen Struktur der Erde arbeitete. In der Folge kam er nach Paris, wo sich nicht weniger Nahrung für seine Wißbegierde, obgleich von einer andern Art, vorfand. Von hier aus durchwanderte er Frankreich, und blieb zu Marseille um das Meer zu studieren.

Einst war er am Hafen, als sein Blick auf einen Galeerensklaven fiel, den er zu kennen wähnte; und bald erkannte er ihn wirklich, denn es war der nemliche, der ihn während seiner Sklaverei jeden Abend an den Pfahl angeschlossen hatte. Der Unglückliche gerieth in den äussersten Schrecken, fiel dem Grafen zu Füßen, und bat um die einzige Gnade, sein Elend nicht durch neue Quaalen zu vergrößern. Marsigli schrieb an den Grafen von Pontchatrain, und ersuchte ihn, die Freiheit dieses Sklaven von dem Könige zu erbitten, und sie wurde ihm zugestanden. Man schickte ihn nach Algier, und von daher meldete er seinem Erretter, daß er von dem Bacha eine gelindere Begegnung gegen die Christensklaven erhalten hätte. Das Glück scheint zuweilen einem Romanschreiber nachzuahmen, der zum Vortheil der Tugenden seines Helden unerwartete Begegnisse erfindet.

Der Graf Marsigli wurde im Jahre 1709 von dem Papste Klemens XI. von Marseille zurückberufen, um ihm das Kommando über seine Truppen zu übergeben. So wenig hatte der Vor-

fall von Breisach seinem Ruhme geschadet! Der Papst mußte nothwendig von der Unschuld des Grafen überzeugt seyn, wie hätte er ihm sonst einen so wichtigen Posten anvertrauen können? Als das Kommando durch die Veränderung der Umstände aufhörte, wollte ihn der Papst bei sich behalten. Er bot ihm die wichtigsten Stellen bei den Truppen an, und überdies eine Prälatur, die ihm den Weg zu einem hohen Range bahnen konnte; aber er schlug alles aus, um in der Provinz seine ihm so angenehmen Untersuchungen, die er angefangen hatte, fortzusetzen.

Im Jahr 1710 übersandte er der Akademie der Wissenschaften zu Paris einen sehr weitläuftigen Bericht, in dem die schöne Entdeckung von den Blumen von Korallen enthalten ist. Dieses Werk wurde zu Amsterdam 1715 unter dem Titel: Histoire physique de la mer gedruckt. Häusliche Angelegenheiten riefen ihn nach Bologna zurück; und hier führte er ein Vorhaben aus, worauf er schon lange gedacht hatte; eines Mannes würdig, der durch sein ganzes Leben ans Große gewöhnt war.

Bologna war lange unter allen Städten Italiens als Pflegerin der Wissenschaften und Künste berühmt. Sie hat eine alte Universität, eine Akademie der Mahler, der Bildhauer und der Baukunst, welche Klementina genannt wird, weil sie von

Klemens XI. errichtet worden ist, endlich auch eine Akademie der Wissenschaften.

Der Graf Marsigli wollte noch von dieser Seite sein Vaterland schmücken, ob es gleich weiter keines Putzes bedurfte. Er hatte eine sehr zahlreiche Sammlung von verschiedenen zur Naturgeschichte gehörigen Stücken, von astronomischen und chemischen Instrumenten, von Rissen zu Festungen, Mustern zu Maschinen, Alterthümern und fremden Waffen ꝛc. Alles war nicht allein mit großen Kosten angeschaft, sondern auch mit noch viel größern Kosten von den entlegensten Orten nach Bologna gebracht worden. Er machte dem Senat im Anfange des Jahrs 1712 durch eine sichere Verschreibung ein Geschenk damit, und errichtete eine Gesellschaft, welche alle die geschenkten Schätze erhalten, und zum Vortheil des Publikums einen, nach den Bedingungen des Kontrakts eingerichteten Gebrauch davon machen sollte. Er nannte diese Gesellschaft das Institut der Künste und Wissenschaften zu Bologna. Ohne Zweifel hatte er viele Hindernisse von Seiten der ältern Gesellschaften zu überwinden, verschiedene Absichten zu vereinigen, wohl gar Eigensinn zu bestreiten. Er brachte sein Institut unter die Universität und verband es mit den zwei Akademien.

Der Senat räumte diesem Institut einen Pallast ein, so wie ihn die von dem Grafen Marsigli

erhaltenen Fonds erfoderten, welche man in verschiedene Zimmer nach den Wissenschaften eintheilen mußte. In diesem Pallaste wohnten sechs Professoren, jeder in dem Viertel derjenigen Wissenschaft, die ihm zugehörte. Man glaubte die Atlanti des Kanzlers Baco ausgeführt, den Traum eines Gelehrten wirklich zu sehen. Das Institut wurde im Jahr 1714 durch eine Rede des Pater Herkules Corazzi, Mathematikus der neuen Gesellschaft, eröffnet. Der Graf Marsigli, der nicht zugeben wollte, daß man seinen Namen in einer öffentlichen Schrift nannte, konnte doch den gerechtesten Lobsprüchen des Redners nicht entgehen. Wie konnte man den Stifter von der Stiftung trennen? Abgelehnte Lobsprüche fallen mit mehr Stärke auf, und es ist vielleicht eben so bescheiden, ihnen ihren natürlichen Lauf zu lassen, und sie für nichts mehr anzunehmen, als was sie seyn sollen.

Im Jahr 1715 stellte die Akademie der Wissenschaften zu Paris nach ihrer Vorschrift dem Könige von Frankreich zwei Männer vor, zu einer erledigten Stelle eines Associé Etranger und diese waren der Herzog von Escalonne, Grand von Spanien, und Marsigli. Der König wollte nicht unter ihnen wählen, und befahl, daß man sie zugleich in die Akademie aufnehmen, und die erste Stelle, die von einem Associé Etranger erledigt würde, nicht wieder besetzt werden sollte. — Mar-

sigli war auch Mitglied der königlichen Gesellschaft zu London und Montpellier. Es war auch eine Ehre, die den verschiedenen Akademien nicht gleichgültig seyn konnte, unter ihren Mitgliedern einen Stifter einer Akademie zu haben.

Sie beschäftigte ihn beständig, und er führte alle Plane, die ihm für seine Akademie in den Sinn kamen, aus, sie mochten auch noch so mühsam und kostbar seyn. Er errichtete eine Druckerei, die nicht nur mit lateinischen und griechischen, sondern auch mit hebräischen und arabischen Buchstaben sollte versehen seyn, und er ließ geschickte Künstler aus Holland kommen, um sie zu gießen. Er hatte Gründe, warum er dieses große Werk nicht dem Institute unmittelbar, sondern den Dominikanermönchen zu Bologna übergab, mit der Bedingung, daß alle Schriften des Instituts blos für die Bezahlung der Unkosten sollten gedruckt werden. Diese Druckerei nannte er die Druckerei des heiligen Thomas von Aquino, dessen Schutz er für dieselbe und für das Institut anrief. Der Protektor war wohl gewählt; denn der heilige Thomas würde in einem andern Jahrhunderte und unter andern Umständen Descartes gewesen seyn. Ich übergehe die Prozessionen, bei welchen verordnet war, acht Fahnen herum zu tragen, auf welchen die vornehmsten Umstände dieses Heiligen vorgestellt seyn sollten, aber man hielt es für besser, statt der-

selben seine Reliquien herumzutragen. Die italiänische Andacht erscheint sehr oft unter einer Gestalt, die gar nicht nach unserm Geschmacke ist.

Was aber mehr nach unserm Geschmacke ist, war die Errichtung eines Opferkastens in der Kapelle des Instituts, für die Loskaufung der Christen, und insonderheit der türkischen Sklaven aus Italien. Er unterließ nichts, um diese Milde zu erregen, er erinnerte sich seiner Unglücksfälle zum Vortheile anderer Unglücklichen. Zu dem nemlichen Andenken verordnete er, einen feierlichen Umgang bei dem Institut alle 25 Jahre am Tage der Verkündigung Mariä zu halten. Diese auf Gottesfurcht gegründeten Feste und Gebräuche, konnten auch eine vernünftige und erlaubte Absicht haben: sie verbanden das Institut mit der Religion, und sicherten dadurch dessen Dauer.

Bei der Sammlung aus der Naturgeschichte, welche das Institut im Besitz hatte, fehlten noch viele Stücke aus Indien; und da dieses Land unter der Herrschaft der Europäer stand, so glaubte Marsigli diese Stücke nicht geschwinder erhalten zu können, als in England und Holland. Er gieng von Livorno zu Schiffe nach London, ob er gleich sehr alt war, und von London nach Amsterdam, um seinen gelehrten Einkauf zu endigen. Hier ließ er sein großes Werk Cours du Danube drucken, welches im Jahr 1726 zu Haag erschien, eine

präch-

tige Ausgabe in sechs Foliobänden, und er nahm von den Buchhändlern eine Menge guter Bücher auf, die er für das Institut bestimmte. Als er alle seine neuen Eroberungen nach Bologna beisammen hatte, so schenkte er sie im Jahre 1727 dem Institut.

Glücklich waren nun seine Entwürfe ausgeführt, und jetzt machte er es wie Solon, der ausser Landes gieng, nachdem er seinem Vaterlande Gesetze gegeben hatte, und nichts Gutes mehr stiften konnte. Im Jahr 1728 suchte er seine Zuflucht in der Provinz wieder auf, um seine Untersuchungen des Meeres fortzusetzen, und dem Beobachtungsgeiste, den er besaß, ohne Zwang zu folgen. Aber im Jahre 1729 hatte er einen leichten Anfall vom Schlagflusse, und die Aerzte schickten ihn wieder in die Luft seines Vaterlandes; hier war er immer kränklich bis auf den ersten November 1730, an welchem ihn ein zweiter Anfall hinraffte.

Johann Konrad Dippel.

Theolog und Arzt; Schwärmer und Theosoph.

In der Gallerie des achtzehnten Jahrhunderts prangen die Namen nicht weniger Queerköpfe, Schwärmer und unzeitiger Reformatoren, die, wenn es nach ihrem Sinne gegangen wäre, große Veränderungen bewirkt, und dem Laufe der Dinge eine ganz andere Richtung gegeben hätten. Gewöhnlich fehlte es diesen Menschenkindern nicht an Kopf und Talent, die nur einer bessern Lenkung bedurft hätten, um wohlthätig auf die Beschaffenheit ihres Zeitalters zu wirken. Auch Dippel, der verkezzerte, von einem Lande zum andern umher getriebene Dippel, war, bei aller seiner Schwärmerei und Theosophie, einer der einsichtsvollsten und gelehrtesten Männer seiner Zeit, und es ist der Mühe werth, das Thun und Treiben dieses sonderbaren Mannes während seines Erdenlebens in der Nähe zu betrachten.

Johann Konrad Dippel wurde am 10ten August 1673 auf dem Schlosse Frankenstein gebohren, eine kleine Stunde von Darmstadt, wohin damals seine Eltern der Kriegsgefahr wegen geflüchtet waren. Sein Vater, Johann Philipp Dippel, von Rodheim bei Giessen gebürtig, war lange Zeit Präceptor zu Zwingenberg, dann Prediger zu Niederbeerbach, und endlich zu Niederramstadt im Darmstädtischen, wo er 1704 starb. Schon in seinen ersten Jahren zeigte sich in dem Knaben ein thätiger, feuriger Geist, ein vielfassender Verstand — aber auch schon Zweifelsucht bei Gegenständen, die den Glauben betrafen, und bereits im neunten Jahre seines Alters wurden ihm verschiedene Begriffe und Fragstücke des Katechismus bedenklich. Er begriff das Gute und das Böse bald, wurde seiner Fähigkeiten wegen von seinen Mitschülern beneidet; seine Lehrer sahen in ihm ein nach und nach sich entwickelndes Licht der Welt, und gaben sich Mühe, ihn früh in den höhern Wissenschaften zu unterrichten. Das unbegrenzte Lob, welches dem Knaben von seiner frühen Jugend an so reichlich zufloß, machte ihn aufgeblasen, und er gieng, auf Anrathen seiner Lehrer, und aus eigenem Trieb des Ehrgeitzes, noch nicht ganz sechzehn Jahr alt, und schon damals mit drei Doktoren aus drei Fakultäten schwanger, auf die Universität nach Giessen.

Hier herrschte gerade damals viel Zank und Unruhe. Der Streit mit den orthodox lutherischen Gottesgelehrten und den sogenannten Pietisten hatte sich nicht lange vorher angesponnen und breitete sich schnell aus. Nicht selten wurde er mit der äussersten Heftigkeit geführt, beide Partheien lästerten einander, und setzten Schmähreden an die Stelle der Gründe. Dippel schlug sich zur Parthei der Orthodoxen, und ließ als ein junger feuriger, disputir- und ehrsüchtiger Mann selten eine Gelegenheit vorbei, wo er wider die Pietisten zu Felde ziehen konnte. So wie aber die Pietisten sich immer weiter ausbreiteten, so gerieth er mehr als einmal in Versuchung, ihre Parthei zu nehmen, und dadurch ein glänzendes Glück zu machen; allein sein Ehrgeiz hielt ihn davon zurück, und um jedermann desto lebhafter von seiner Orthodoxie zu überzeugen, so suchte er sich durch ritterliche Uebungen und selbst durch Ausschweifungen vor andern seines Gleichen auszuzeichnen. Freilich empfand er bald, daß eine solche Lebensart einem Christen nicht gezieme, und nicht selten suchte er die Sünden des Tages in der Nacht wieder zu verbeten.

So trieb Dippel sein Wesen drei Jahre lang, und nun ward er Magister, um sich den Weg zu einer akademischen Versorgung zu bahnen. Seine Disputation handelte vom Nichts, weil er gern von einer Materie handeln wollte, die vorher noch nich-

auf den Katheder gebracht worden war. Sein immer mehr gemindertes Vermögen nöthigte ihn jetzt, eine Informatorstelle bei einem Beamten in Odenwalde anzunehmen. Da diese Stelle seinem unruhigen und lebhaften Geiste zu wenig Beschäftigung gab, so wandte er seine Nebenzeit auf eine ausführliche Widerlegung der Pietisten — eine Schrift, die nie gedruckt wurde, weil er sie auf seiner nachmaligen Reise von Strasburg bei einem Gastwirthe verpfändete, und sie nachmals nicht wieder einlösen konnte. Er bekam von neuem Hoffnung zu einer Professur in Giessen, reiste im Jahr 1696 dahin, und behauptete in seiner Disputation, daß wir in allen Wissenschaften — nichts wüßten. Man stritt mit Heftigkeit, ohne Entscheidung der Sache, aber in Ansehung Dippels mit der Folge, daß er die Hoffnung zu einer künftigen Versorgung in Giessen verlor.

Er sehnte sich jetzt in die große gelehrte Welt. Seinem Jugendfeuer war jede Einschränkung zur Last, er glaubte überall durchdringen zu müssen, wo eine weisliche Stille ihm behaglicher gewesen wäre. Da er in Giessen nicht empor kommen konnte, so entschloß er sich nach Wittenberg zu gehen, um daselbst die pietistische Parthei vom Luthers Lehrstuhle aus zu bestreiten. Er war durch Freunde an den Lehrer der Gottesgelehrsamkeit zu Wittenberg, D. Hannecken empfohlen worden, und die Unge-

fälligkeit des Letztern, den er in der Folge auch öffentlich bestritt, scheint die Ursache gewesen zu seyn, die ihn seinen Vorsatz zu ändern, und nach Strasburg zu gehen, bewegte.

Es war ihm von mehrern Freunden versichert worden, daß in Strasburg die Pietisten wenig geschätzt würden, und er glaubte daher sein Glück bei dieser Universität desto eher machen zu können. Allein dies schlug fehl, und sein feuriger Kopf suchte sich nun auf einem andern Wege einen Namen zu machen. Er schrieb eine mit spitzfündiger Gelehrsamkeit ausgeschmückte Streitschrift, in der er bewies, daß alle erschaffene Geister, ihrem Wesen nach, in gewissem Verstande materiell wären. Allein die Schrift durfte nicht gedruckt werden, und Dippel kam nun allmählig zu der Erkenntniß, daß es noch nicht Zeit sey, sich öffentlich gegen die Parthei der Pietisten zu erklären, er fieng sogar an, günstiger von ihnen und ihrem Glauben zu urtheilen. Sein Ruf aber fieng schon an sich immer weiter zu verbreiten, und selbst die gemeinen Leute auf der Straße nannten ihn den hochstudirten Magister. Um sich in der Achtung, in die er in Strasburg gekommen war, zu erhalten, legte er sich mit Eifer auf die Arzneiwissenschaft, und ob es gleich nicht scheint, daß er jemals die medicinischen Hörsäle anhaltend besucht habe, so gereicht es ihm zu desto größerer Ehre, daß er in der Folge als ein Mann,

der alles für sich selbst erlernt hatte, Königen als Arzt beistand, und die Arzneikunde mit neuen und wichtigen Erfindungen bereicherte. Zum akademischen Vortrage wählte er sich die Chiromantie, und die Kunst, die menschlichen Schicksale aus dem Gestirn zu weissagen, in welcher letztern er sehr bewandert war, und die er anfänglich auch nur für eine kleine Zahl seiner Bekannten las. Sobald aber der Ruf von diesen Vorlesungen sich ausgebreitet hatte, wollte ein jeder von ihm sein künftiges Schicksal vernehmen, und er mußte es dadurch, daß er ein Mann zu seyn sich bemühte, der in allem, was nur gewußt werden kann, bewandert wäre, mit aller Macht von sich abzulenken suchen, daß man ihn nicht für einen Propheten und Zeichendeuter hielt.

Nicht selten bestieg er in Strasburg die Predigerstühle und erwarb sich durch die Dreistigkeit, mit welcher er wider das Verderben der Sitten eiferte, vielen Beifall, welchen er aber durch seine eigenen Sitten wieder verscherzte; denn diese verschlimmerten sich mit jedem Tage. Er war der berüchtigste Schläger in Strasburg, und ward einmal in einem Straßen-Tumult in Verhaft genommen, aber von den Studenten wieder befreit. Bei dem Aufwande, welchen er machte, und welcher seinen Stand und sein geringes Vermögen sehr weit überstieg, vertiefte er sich sehr bald in Schulden. Je mehr sich seine Umstände verschlimmerten, jemehr

ihn seine Gläubiger drängten, desto mehr entfernte er sich von der Parthei der rechtgläubig Lutherisch gesinnten und desto größer wurde sein Hang zum Pietismus. Er las nun die Spenerschen Schriften, die Schriften verschiedener Kirchenväter, besonders des Augustinus, und jemehr er las, fieng er an, den Begriff der Rechtgläubigkeit für Thorheit zu halten.

Dippel hatte von seinen Gläubigern bereits Stadtarrest erhalten, und da in Strasburg keine weitere Aussicht für ihn war, so war ein anderer Plan nothwendig. Er gieng bereits damit um, Strasburg heimlich zu verlassen; allein ein unerwarteter Zufall beschleunigte seinen Entschluß. In einer seiner brausenden Gesellschaften ward einer der Anwesenden tödtlich verwundet, die ganze Gesellschaft ward in Verhaft genommen, und Dippels Gläubiger suchten ihn bei dieser Gelegenheit noch enger zu verwahren, allein er rettete sich mit der Flucht und entkam glücklich. Da er von allem Gelde entblößt war, so machte er die Reise nach Darmstadt, wo er nun sein Unterkommen zu finden wünschte, auf eine seinem Charakter angemessene Art; er ließ sich überall herrlich bewirthen, und nahm dann ohne zu bezahlen hinter der Thüre Abschied.

Nach einer sechswöchentlichen beschwerlichen Reise kam Dippel wohlbehalten bei den Seinigen

an. Jetzt empfand er Traurigkeit wegen seines bösen Lebens. Das äusserliche Leben, welches er nunmehr führte, war doch wenigstens das eines ehrlichen Mannes. Er bewarb sich angelegentlich um eine Beförderung, die er, um sich mit seinen Gläubigern ausser Verbindung setzen zu können, sehr wünschte. Er stellte sich dem Darmstädtischen Hofe dar, hatte die Ehre, in Gegenwart seiner Landesherrschaft zu predigen, und fand durch seine Gabe, alles recht in seinem Licht und faßlich darzustellen, und durch seine Freimüthigkeit im Vortrage, besonders durch den Schein des strengsten Pietismus, den er blicken ließ, vielen Eingang. Im Grunde war er, wie er selbst hierüber sagt, in der Haut ein Schalk und ein Feind des Kreutzes Christi, der durch seine Pietät damals vornemlich den Nutzen dieses Lebens suchte, nemlich eine fette Stelle, und eine nicht geringere Heirath. Während dieser Zeit erlangte er durch seinen Fleiß täglich neue und tiefere Einsichten in der Gottesgelehrsamkeit und in der Arzneikunde; und nun überredete ihn seine erhitzte Einbildung, als ob ihm durch geheime göttliche Offenbarungen die Augen seines Verständnisses geöffnet würden. Er brachte den Winter des Jahres 1696 zu Hause zu, im Frühjahr aber gieng er nach Giessen, um einen neuen Versuch zu seiner Versorgung zu machen. Alles ließ sich gut an, und es schien, als wenn er mit einem Dienst zugleich ein

reiches Weib finden würde. Allein auf eine einst zu grob gesponnene Brautwerbung bekam er eine solche völlig abschlägige Antwort, daß er sich von der Zeit an entschloß, nie wieder sein Glück durch Heirathen zu versuchen, welches er auch treulich hielt. Die gehoffte Versorgung schlug ebenfalls fehl.

Es ist leicht zu denken, daß ihm sein beständiger Aufenthalt in Giessen selbst nicht mehr gefallen konnte. Er war in einigen, äusserst freimüthig geschriebenen Schriften, die allgemeines Aufsehn erregten, gegen die herrschende Kirche zu Felde gezogen, und das gewöhnliche Loos der Reformatoren traf auch ihn: er wurde verketzert und verfolgt. Unstet und flüchtig irrte er nun, bis ins Jahr 1704, in Hessen umher, und gab in dieser Zeit eine Menge Schriften heraus, in denen er seine Meinungen vertheidigte und weiter ausführte. Seine üblen äussern Umstände hefteten ihn wieder fester an die Arzneikunde, und erregten in ihm die Neigung zur sogenannten höhern Chemie. Er fand bei einem Prediger unweit Giessen einige alchymistische Schriften, und sogleich gieng seiner schwärmerischen Einbildungskraft ein neues inneres Licht auf, aber ein Licht, welches schon so viele bethört hatte, und auch ihn sehr bald bethörte. Der Gedanke, Gold zu machen, und vermittelst desselben endlich einmal diejenige große Rolle zu spielen, nach der er schon so lange lüstern gewesen war, hatte einen unwider-

stehlichen Reitz für ihn, daher raffte er alle alchymistische Schriften zusammen, wo er konnte, las alles, und versuchte alles, ohne nur die Anfangsgründe der Chemie zu verstehen.

Acht Monate lang hatte er schon über der neuen Kunst gebrütet, als er endlich eine Tinktur erhielt, von der ein Theil nach empfangenem Ferment funfzig Theile Silber oder Queckſilber in Gold verwandelte. Ohne Geld zu besitzen kaufte er nun ein Landgut für funfzig tausend Gulden, wo er mit einigen Freunden in dem Meere der Chemie weiter forschen wollte. Um die Summe der funfzig tausend Gulden desto bequemer bezahlen zu können, wollte er den Ueberrest seines goldmachenden Stoffs vervielfältigen, aber ein widriges Geschick, ein von ihm in der Regierung des Feuers begangener Fehler zertrümmerte ihm in dieser Arbeit sein Glas, und in einem Augenblicke lief die Belohnung seiner langwierigen Geduld, seine einzige Hoffnung in die Asche.

Dieser Verlust würde ihn, wie er versichert, eben nicht so sehr geschmerzt haben, wenn er nicht auf diese Tinktur die Bezahlung des Guts gegründet, und wenn nicht der Termin dazu so nahe gewesen wäre. Er vertröstete nun seinen Gläubiger auf neues Gold und hoffte zuversichtlich, durch die Erweiterung seiner Einsichten in die Chemie, im Stande zu seyn, das in zwei Monaten zu enden,

wozu er sonst beinahe ein Jahr gebraucht hatte. Er betrog sich. Während der Zeit, da er an einer neuen Tinktur arbeitete, wollte er dem Verkäufer des Guts doch auch etwas auf den Kauf geben. Er erwarb sich durch Mittheilung einiger chemischen Partikularien an einem gewissen Orte Zutrauen, und obgleich die von ihm angegebenen Processe, nach angestellten Versuchen, insgesammt fehl schlugen, so hatte er doch mit getrostem Muthe viertehalb tausend Gulden aufgeborgt, und er würde noch größere Summen aufgeborgt haben, wenn nur jemand viel mit ihm hätte wagen wollen. Dieses entlehnte Geld theilte er nach seiner Neigung zur Freigebigkeit, bis auf 1400 Gulden unter die Dürftigen aus. Endlich erfuhr er nach und nach bei seiner übereilten Arbeit, daß sich die Natur nicht zwingen lasse, und es verflossen drei Jahre ohne allen Erfolg. Die ihm auf dem Nacken liegende Bürde seiner Gläubiger, das Lästern seiner Feinde und der Unwille seiner Freunde, bestimmten ihn endlich, ohne seine Schulden bezahlen zu können, auf und davon zu gehen.

Jetzt trieb er sein Wesen in Berlin, und es scheint, daß er mit seiner Goldmacherei nicht allein bei verschiedenen Großen, sondern auch bei Hofe Glauben gefunden habe. Er miethete sich ein prächtiges Haus für mehr als tausend Gulden, verband sich unter andern Schwärmern auch mit dem berüch-

tigten Sporergesellen, Johann Georg Rosenbach, und laborirte mit ihnen gemeinschaftlich — leider auch hier ohne Erfolg, denn wahrscheinlich geschah es auf Veranlassung seiner Gläubiger, daß er im Jahr 1707 gefangen genommen wurde. Doch schon nach Verfluß von acht Tagen wurde er wieder frei gelassen. Bald darauf gerieth er aber, ich weiß nicht ob durch das ungestüme Verhalten seiner Gläubiger, oder wegen eines Briefwechsels, den er mit den damals mit einem großen Theile von Deutschland Krieg führenden Schweden, zum Nachtheile des Berlinerhofes unterhalten haben sollte, abermals in Gefahr des Verhaftes, und mußte derselben durch eine plötzliche Entweichung aus Berlin entgehen. Er entkam zu Pferd, und in schwedische Offiziersuniform gekleidet, glücklich. Er reiste nach Frankfurt am Mayn, und man sah ihn hin und wieder, besonders bei seiner Durchreise durch Jena, für den König von Schweden, Karl den Zwölften an, mit dessen Gesichtsbildung die seine eine große Aehnlichkeit hatte.

Er hatte sich durch die Verfolgungen, die er erlitten, durch seine zahlreichen Schriften, durch seinen geraden Sinn, von dem ihn nichts in der Welt abzubringen vermochte, vielleicht auch durch seine dürftigen Umstände, eine Menge Freunde erworben, die ihn liebten, ehrten, und von denen ein großer Theil durch Lesung seiner Schriften in verschiedenen

Glaubenslehren auf andere Meinung gekommen war. Diese nahmen ihn überall willig und gern auf, und unterstützten ihn auf alle Art.

Von Frankfurt gieng er gegen das Ende des Jahrs 1707 nach Holland, welcher Staat ihm eine behagliche Ruhe, und eine viele Jahre lang daurende Sicherheit gewährte. Er kaufte sich unweit Maarsen, am Kanal zwischen Utrecht und Amsterdam, ein Haus, und in der letztern Stadt das Bürgerrecht. In diesem Hause wohnte er bis 1712, und wandte seine lange Muße zur Erweiterung seiner Kenntnisse in der Naturwissenschaft und Arzneikunde an. Auch die Zergliederung thierischer Körper trieb er für sich fleißig, und suchte durch Hülfe der Vergrößerungsgläser, und der chemischen Zergliederung, die wahre Beschaffenheit der Verbindung der Theile der thierischen Körper zu entdecken. Er erwarb sich bald als praktischer Arzt beträchtlichen Beifall, die Kranken kamen aus den entlegensten Gegenden zu ihm und begehrten Hülfe; er verdiente sich durch seine Heilungswissenschaft ein reichliches Auskommen, welches sogar überflüßig gewesen seyn würde, falls er weniger wohlthätig gewesen wäre. Die Doktorwürde, welche er 1711 in Leiden annahm, schützte ihn nicht lange gegen die Folgen seiner verschwenderischen Lebensart; er that, was er bereits an mehrern Orten gethan hatte — er betrog seine Gläubiger und rettete sich mit der Flucht.

Er gieng 1714 nach Altona, und glaubte in den Staaten des Königs von Dänemark um so eher leben zu können, da ihm dieser Hof einige Jahre vorher die Würde eines Kanzleyraths verliehen hatte. Aber auch hier wurde er mit seiner Aufführung unerträglich, und er selbst so unbesonnen, daß er verschiedene am Regierungsruder sitzende Personen wegen ihrer Amtsverwaltung aufs anzüglichste behandelte. Er mußte daher sehr bald aus Altona flüchtig werden. In Hamburg, wohin er sich begab, that er, aller Warnungen ungeachtet, den unbesonnenen Schritt, daß er eine förmliche Klage wider die Regierung zu Altona in Kopenhagen erhub. Der Hof setzte eine Kommission nieder, welche die Sache untersuchen sollte, und da Dippel als Kläger keine Kaution leisten konnte, so ward er in Hamburg in Verhaft genommen und nach Altona ausgeliefert. Die Untersuchung hatte ihren Fortgang, allein da Dippel keine seiner Angaben beweisen konnte, so ward er im September 1719 als ein Verläumder ehrlicher Männer, und als ein Störer der öffentlichen Ruhe seines Ehrentitels verlustig erklärt, seine Klagschrift gegen die Regierung ward von der Hand des Nachrichters öffentlich und vor seinen Augen verbrannt, und er selbst ward zu einer ewigen Gefangenschaft auf dem alten Schlosse Hammershus auf der Insel Bornholm verurtheilt.

So strenge man ihn hier anfangs hielt, so erträglich wurde ihm doch bald sein Verhaft durch die Nachsicht des Befehlshabers, dessen Mitleiden er erregt hatte; und es kam dahin, daß von Zeit zu Zeit sich viele Menschen dort aus der Nähe und Ferne einfanden, die ihn als Arzt um Rath fragten. Man bekam ihn lieb, bedauerte seine trüben Schicksale und suchte sie ihm durch Trost und thätige Hülfe zu erleichtern. An das kleine Zimmer, in welches er verbannt war, stieß ein großer Saal, in welchem ehedem der Graf Ulefeld gefangen gesessen hatte; in diesem bereitete er sich seine Speisen selbst, so wie die Arzneimittel, deren er bedurfte, und erhielt auch die Erlaubniß, in demselben chemische Versuche anzustellen.

Nach einem fast siebenjährigen Verhafte ward Dippel im Junius 1725 auf Fürbitte der Königin von Dänemark seines Gefängnisses entlassen und wieder in Freiheit gesetzt. Er wollte nunmehr mit einem Schiffe nach Stralsund und Deutschland gehen, da es aber an einer Gelegenheit fehlte, so ließ er sich nach Cimbrishafen in Schonen übersetzen, und begab sich von da nach Idstadt. Ein Kaufmann in Christianstadt, Namens Hofmeister, der ein eben so großer Schwärmer war, als Dippel, hörte hier von ihm, hohlte ihn nach Christianstadt ab, und behielt ihn anderthalb Jahre in seinem Hause.

Ganz

Ganz unvermuthet erhielt er hier einen Brief aus Stockholm, in welchem ihn der König zu sich einladen ließ, weil er seiner kränklichen Umstände wegen sich gern seines Raths bedienen wollte. Dippel folgte dem Rufe, und traf mit dem Anfange des Jahrs 1727 in Stockholm ein. Er genoß vom Hofe und vielen Großen des Reichs vorzügliche Gnade und hatte Hoffnung, daselbst Schutz und steten Aufenthalt zu finden. Allein der geistliche Stand ließ nicht nach, bis Dippel durch ein Reichstagskonklusum genöthigt wurde, das Königreich zu verlassen. Er begab sich nach Schonen, und von da im März 1728 nach Kopenhagen. Wenn ihm zu glauben ist, so erwarb er sich hier, wenigstens als Arzt, vieles Ansehen; selbst der Hof bediente sich seiner Hülfe, und man soll ihm sogar den Antrag gethan haben, in Kopenhagen zu bleiben. Ist dieses gegründet, so spannte Dippel die Saiten vermuthlich zu hoch; indem er auf das Memorial, worin er seine Bedingungen aufgesetzt hatte, keine Antwort erhielt. Er gieng daher im September 1728 wieder nach Deutschland, streifte jetzt in der Irre herum und hielt sich bald hier bald da bei seinen Anhängern im Verborgenen auf, weil er theils vor der durch seine zügellosen Schmähungen aufgebrachten Geistlichkeit, theils vor den von ihm überall betrogenen Gläubigern an keinem Orte lang sicher war.

Endlich kam er im Dezember des Jahrs 1729 nach Berleburg, der damaligen Freistätte für Schwärmer aller Art, und hier genoß er an dem Abende seines unsteten Lebens noch die Ruhe, die seit seiner Abreise von Schweden sein einziger Wunsch gewesen war. Er gab jetzt noch eine große Menge Schriften zur Vertheidigung seiner Religionsmeinungen heraus, woraus wenigstens erhellet, daß er seiner Schwärmerei und seinem ungestümen Charakter bis an seinen letzten Augenblick getreu blieb. Da man ihn einmal öffentlich todt sagte, so gab er im März 1733 ein possenhaftes Manifest heraus, worin er der Welt ankündigte, daß er vor 1808 nicht sterben würde. Allein sein inneres Licht täuschte ihn auch hier, so wie es ihn schon oft getäuscht hatte, denn man fand ihn den 24sten April 1734 auf dem Schlosse Witgenstein, wohin er sich zum Besuche begeben hatte, des Morgens im Bette todt, indem vermuthlich ein Stickfluß seinem Leben ein Ende gemacht hatte. Er wurde zu Berleburg begraben.

Dippel besaß alle Eigenschaften eines Reformators, uneingeschränkte Kenntnisse, einen alles fassenden, der Uebersehung des Ganzen fähigen Geist, ein reifes, aber zuweilen durch Hitze übereiltes Urtheil, und eine bis an Kühnheit grenzende Freimüthigkeit. Weit entfernt, alles für wahr zu halten, was er gesagt hat, muß man ihm dennoch die Ge-

rechtigkeit wiederfahren lassen, daß er einer der ersten war, der uns auf unsre Theologie aufmerksam gemacht und bewiesen hat, daß zwar die Bibel, nicht aber unsre Erläuterung derselben von Gott sey. Wenn er auf Duldung drang, wenn er sagt, daß Menschenliebe und wahre Religion mit einander durch ein unzertrennliches Band verbunden seyn sollen; daß Christi Reich nicht in denen wohne, die andere, der Religion wegen, hassen und verfolgen; wenn er mit Wahrheitsbegierde, und bekümmert, sie zu finden, nach der wahren Auslegung der Schrift forscht; wenn er auf thätiges Christenthum dringt; wenn er in Betracht der Ausübung der Religion sogar mehr verlangt, als die menschliche Schwachheit erlaubt; so bleibt er ein nachahmungswerther Mann, dessen Asche die wärmste Verehrung und den Dank aller Redlichen verdient: wenn er aber sich selbst und seinen Kräften zu viel zutraut; wenn er jede seiner Ueberzeugungen für allgemein wahr und annehmungswerth hält; wenn er diejenigen verachtet, die anders denken als er; wenn ihn seine Heftigkeit oft Sätze, ohne sie vorher genau geprüft zu haben, zu behaupten verleitet; wenn er wichtige und in der Schrift tief gegründete Wahrheiten von Christo zu schwächen sucht, und wenn er mit seinen Gegnern nicht immer nach den Grundsätzen der Liebe, die uns Christus geboten hat, handelte, so sieht man, daß er ein Mensch war, der irren konnte.

Die Arzneiwissenschaft und die Chemie gehörten unter seine Lieblingswissenschaften. Seine Begierde, alles zu wissen, und seine kümmerlichen äusserlichen Umstände schienen ihn am meisten zu denselben getrieben zu haben. Er hat auch den Aerzten sein Andenken verehrungswerth gemacht. Er hat gesunde Begriffe, die damals, wo alles nach dem Leisten der verschiedenen Sekten gewebt seyn sollte, seltene waren, ausgebreitet; er erfand das Berlinerblau, und mehrere seiner Erfindungen sind verloren gegangen. Auch philosophische Untersuchungen liebte er. Am meisten beschäftigte er sich mit zweideutigen, unter den Weltweisen streitigen Fragen, und wo es ihm nur möglich war, da suchte er das System des Spinoza und die Meinungen des Cartesius zu vernichten. Auch zur Dichtkunst hatte er Gaben, und man hat unter andern einige deutsche Kirchenlieder von ihm.

Dippel war im Umgange ein munterer, freimüthiger, offener, keiner Verstellung fähiger Mann. Sein Herz war zur wärmsten Freundschaft gestimmt, und er half seinen Freunden wo er konnte, mit einem Diensteifer, der oft zu seinem Schaden gereichte. Kein Versprechen, keine Gunst und keine Gewalt konnte ihn von seinen Ueberzeugungen abbringen. Er half, wo er konnte, seinem Nächsten ohne Unterschied. Seine Arzneimittel gab er meist ohne Lohn weg, und verdiente sich, bei seinem

ausgebreiteten Rufe, mit allen seinen Wissenschaften nichts. Er liebte keine Bequemlichkeit, und sammelte nichts. Seine Büchersammlung überstieg selten die Zahl von zwölfen. Er gewann durch seine Güte des Herzens diejenigen leicht, die mit ihm umgiengen; diejenigen, welche aus feindlichen Absichten zu ihm gekommen waren, giengen oft als seine Freunde von ihm. Ueber seine ungestüme Hitze und seinen Jähzorn klagt er oft mit Rührung, und er sucht oft die unzeitigen Ausbrüche desselben durch die äusserste Güte wieder zu ersetzen. Diese Hitze, und die unbegrenzte Ehrsucht, die ihm als Jüngling noch zu verzeihen war, und ohne die er vielleicht nicht zu der Höhe von Kenntnissen gelangt seyn würde, die er besaß, finden vielleicht noch am ehesten Verzeihung.

Bei einem schlanken Wuchs, und einer etwas mehr als mittlern Größe, hatte Dippel eine lebhafte, und bis eine zeitlang vor seinem Tode eine feste Gesundheit anzeigende Gesichtsbildung. Er hatte große feurige Augen, einen etwas finstern, nachdenklichen Blick, und einen solchen Anstand in seiner Bildung, der selbst seine Feinde oft in Verwirrung setzte.

Eine Sammlung seiner Schriften, bis zum Jahr 1709, erschien schon bei seinem Leben; in drei Quartbänden wurden sie im Jahr 1747 zu Berleburg zusammen gedruckt.

Jakob Paul Freiherr von Gundling.

Königl. Preuß. Geheimer Kriegs-, Kammer-, Ober-Appellations- und Kammergerichts-Rath.

Es gab Zeiten, da die Großen der Erde fast keinen Stand geringer schätzten, als — den Stand der Gelehrten. Noch im ersten Drittheil des 18ten Jahrhunderts hatten unsre Fürsten fast für nichts ein Gefühl, als für ihre Harems, Pferde, Hunde, Hofnarren und Pokale. Wissenschaften und Weisheit, ohne die doch der Regent so leicht zum Ungeheuer werden kann, wurden für Pedanterei gehalten, und man suchte gleichsam ein Verdienst darin, diejenigen mit der Schellenkappe zu begnadigen, welche sich durch ihre Kenntnisse von der gewöhnlichen Menschenmasse auszeichneten. Glücklich haben sich in dieser Rücksicht die Zeiten geändert. Regenten und Fürsten machen sich jetzt selbst eine Ehre daraus, unter jenen Reihen zu stehen, unter welchen

nicht Zepter und Kronen, nicht Ahnen und Stammbäume, sondern allein die Grade der höhern Bildung und Wissenschaft den Vorzug geben; und die Gelehrten werden jetzt nicht leicht mehr genöthigt, Rollen zu spielen, durch welche sie sich dazu qualificiren, daß sie die Nachwelt höchstens als merkwürdige Glieder in der Geschichte — der Narren aufstellen kann. In dieser Zunft behauptet einen Platz

Jakob Paul Gundling, gebohren den 19. August 1673 auf der Flucht zu Hersbruck, wohin sich seine Mutter wegen Kriegsgefahr retirirt hatte. Sein Vater, Wolfgang Gundling, war Pfarrer zu Kirchsittenbach, einem Dorfe im Bisthum Aichstädt, und starb 1689 als Prediger an der Lorenzkirche in Nürnberg. Sein Bruder war der berühmte Nicolaus Hieronymus Gundling, der im Jahre 1730 als Geheimerrath und Professor der Rechte, der Beredsamkeit und Alterthümer in Halle starb. Die Talente, welche der Vater an seinen beiden Söhnen wahrnahm, bestimmten ihn, sie dem Studiren zu widmen. Beide besuchten die Universität Altdorf, verweilten dann einige Zeit in Helmstädt und Jena, und unser Gundling gieng darauf mit zween jungen Edelleuten auf Reisen, besuchte Holland und England, und kam endlich nach Berlin. Hier wurde er im Jahr 1705 Professor der Geschichte und Literatur an der Ritterakademie, welche König Friedrich I. von Preußen

in der Absicht gestiftet hatte, um den Adel in seinen Staaten von den kostbaren Reisen ins Ausland abzuhalten. Allein das Institut neigte sich im vorigen Jahre zu seinem Ende, und Gundling, schon damals eben so bekannt durch seine Liebe zur Trunkenheit als durch seine historischen Kenntnisse, sah einer brodlosen Zukunft entgegen, als er plötzlich in eine neue, glänzende Lage versetzt wurde.

Es herrschte damals fast an allen Höfen die Gewohnheit, daß einer von denen, die zum Hofstaat gezählt wurden, sich als Hofnarr gebrauchen lassen mußte. Die Absicht dabei war: den regierenden Fürsten in verdrießlichen Stunden durch allerhand witzige Einfälle und Schwänke wieder aufzumuntern, und ihn das Unangenehme vergessen zu machen. Der neue König von Preußen Friedrich Wilhelm I. verschmähte dieses Mittel nicht, sich zuweilen damit die Grillen zu vertreiben. Schon als Kronprinz, wenn er in Berlin seyn mußte, hatte er Krieg mit der Zeit. Um dieselbe zu tödten, ritt er auf seinen Pagen und Lakayen im Zimmer herum, und prügelte sodann diese Ecurie zum Zimmer hinaus. Nach dem Antritte der Regierung mußte diese Fürstenlust wegfallen, und nun nahm er seine Offiziere gegen Abend in eine Tabagie zusammen. Dieses Kollegium versammelte sich da, wo sich der König während der verschiedenen Jahreszeiten aufhielt; entweder in Berlin, zu Potsdam,

oder zu Wusterhausen. Das wenige Wissen, was die Herren zusammen brachten, war bald erschöpft. Das Lesen der Zeitungen gieng auch bald vorbei, und von deren Untersuchung nach der Wahrscheinlichkeit wußte diese Gesellschaft so wenig, als von den Ursachen und Folgen eines Vorfalls. Also rauchten und gähnten die Herren einer den andern an. Ob nun wohl der herrliche Abschluß schon gemacht war: daß alle Menschen, die was wüßten, Narren wären, so fiel dem Könige doch bei, sie hätten einen solchen nöthig, der ihnen vorplauderte und Anlaß zum sprechen gäbe. Jeder that einen Vorschlag, und die Wahl fiel zuletzt auf Gundling, von dem man versicherte, daß er viel verstünde, gut plaudern und die Gesellschaft unterhalten könnte.

Gundlings Glück war jetzt gemacht, wenn er nur seine neue Lage weislich zu benutzen gewußt hätte. Täglich war er in der Gesellschaft des Königs, und er begleitete denselben überall, wo sich derselbe des Vergnügens wegen befand; der König unterhielt sich gerne mit ihm, und fand ein Wohlgefallen an seinen Gesprächen. Bei Hofe hatte Gundling den Genuß der freien Tafel, und dabei wurde sein Apetit nach Wein, Brantewein und Bier auf keine Weise eingeschränkt. Diese Wohlthat war aber gerade die Quelle seines Verderbens. Denn nicht allein seine Pedanterei, sondern auch

mehr die Thorheiten, welche er in der täglichen Trunkenheit beging, verringerten allmählich die Achtung, die man anfangs für ihn hatte. Die Offiziere und Hofleute ließen nun bald kein Mittel ungenutzt, um ihn lächerlich zu machen und alles Ansehens zu berauben, besonders da die ersten Versuche dieser Art sehr gut aufgenommen wurden. Dazu kam noch der Hauptumstand, daß man sich dadurch dem Könige angenehm zu machen suchte, daher es zuletzt selbst niedrige Personen wagten, ihn zu necken. Man freute sich, ein Subjekt gefunden zu haben, das die angenommene Meinung bestätigte, daß die Wissenschaften überflüssig, oder doch keine sonderliche Achtung verdienten, weil ihre Anhänger weder sittlicher noch musterhafter würden. Und da diese Anwendung nicht mißfiel, so ward Gundling zum Beweise gemacht, daß die Gelehrten Thoren oder Pedanten wären, und er mußte mit dazu dienen, die Begriffe, welche man von der Unwichtigkeit und Nichtigkeit der Gelehrsamkeit und der Wissenschaften festgestellt haben wollte, zu verstärken. Indessen arbeitete er unter allen diesen unangenehmen Behandlungen manches zu seiner Zeit nützliche Buch aus, und gab sich Mühe, die Geschichte der preußischen Staaten, und besonders deren geographische Beschreibung, mehr aufzuhellen und zu verbessern.

Gundling stieg schnell von einer Würde zu andern, denn er erhielt in kurzer Zeit den Titel

eines Hof- Kammer- Kriegs- Geheimen- Oberappellations- und Kammergerichts-Raths, mit der Freiheit, den Sitzungen aller dieser Kollegien beizuwohnen, von denen er seine Prädikate erhalten hatte. Er durfte sogar zu den Verhandlungen seine Meinung sagen, und dem Könige über das Vorgefallene Bericht erstatten — ein Umstand, der diesen Dikasterien nothwendig sehr unangenehm seyn mußte. Gundling bekam dadurch ein großes Ansehen, und wenn man ihn nicht schätzte, so fürchtete man ihn doch, weil er leicht schaden konnte. Dazu hatte er täglich Gelegenheit, er soll es aber, wie man von ihm rühmt, nie gethan haben. Oft war er bei dem Könige allein im Kabinette, arbeitete und schrieb in dessen Gegenwart. Viele angesehene Personen machten ihm ihre Aufwartung, und erhielten durch ihn eine Bedienung, oder andere Gnadenbezeugungen und Ehrenstellen. Er selbst ward im Jahr 1717 Oberceremonienmeister, und im folgenden Jahre sogar Präsident der Akademie der Wissenschaften. Auch in dem General-Direktorium hatte er Sitz und Stimme.

Alle diese hohen Würden gewährten ihm aber keine Sicherheit vor dem Spott der Hofleute. Seine unbändige Neigung zum Trunk, sein Hang zur Pedanterei, und sein steifes komisches Ansehen vereitelten allen Anschein des Glücks und der Würde. Er war im Weintrinken nicht zu ersättigen und

klagte immer über Durst, daher erhielt er auch oft ein voll gerütteltes und überflüßiges Maaß, womit ihn Hofleute und Offiziere reichlich beehrten, weil sie ihn alsdenn desto besser schrauben konnten. Hätte er den aufgeweckten Kopf eines Aristippus zu Syrakus gehabt, der allenthalben seine Würde behaupten konnte, so würde zu seinem äusserlichen Glück nichts gefehlt haben; allein er besaß keineswegs den Witz, der durch gewisse Ausfälle kurzweilig und poßierlich wird, sondern sein ganzes Wesen war dunkel und ernsthaft, und dabei strotzte er von einem pedantischen Hochmuth, als wenn alle Gelehrsamkeit in ihm vereinigt wäre. Diese Einbildung von der Vortreflichkeit seiner Verdienste machte mit den begangenen Fehlern seiner Beurtheilungskraft einen seltsamen und lächerlichen Kontrast. Die Ehre, beständig mit Fürsten und großen Herren umzugehen, blähte ihn auf. Ein steifer zurück gebogener Kopf, eine stolze und spröde Miene, eine lange herabhängende Staatsperücke, große Augen, die keinen Geist hatten, aufgeworfene Lippen, und Schritte, die, wie Loen sagt, nach der Scansion in der heroischen Versart abgemessen waren — alles dieses diente dazu, ihn noch lächerlicher zu machen. Man bot alles auf, ihm solche Streiche zu spielen, die auch einen ausgemachten Narren böse machen können.

Dies wurde ihm auch einst so unerträglich, daß ihn Trieb von vernünftiger Selbstschätzung bei ihm erwachte, und ihn zu dem Entschlusse brachte, die Flucht zu ergreifen. Seine Absicht war, sich in die Oesterreichischen Staaten zu begeben, und daselbst ein besseres Glück zu suchen. Kaum vermißte man ihn aber, so ließ ihm der König nachsetzen. Man fand ihn zu Breslau und brachte ihn von da wieder zurück. Der König, der an diesen Mann so gewöhnt war, daß ihm sein Verlust schwer fiel, befahl, daß alles aufgeboten werden sollte, ihn zu bekommen. Als Gundling wieder in Berlin angekommen war, schien der König gegen ihn sehr aufgebracht zu seyn, allein nach einer kurzen Aengstigung begnadigte er ihn wieder, vermehrte seine Besoldung mit einer Zulage von tausend Thalern, und erhob ihn 1724 sogar in den Freiherrnstand. Nach zwei Jahren ward er Kammerherr, und der König beschenkte ihn zugleich mit einer Kutsche und zwei Pferden.

Daß Friedrich Wilhelm Gundlingen, trotz aller Beförderungen und Ehrenstellen, doch nur zu seiner Belustigung und Kurzweil um sich hatte, war keinem Zweifel unterworfen und der König legte es schon durch die sonderbare Kleidung an den Tag, die Gundling als Ober-Ceremonienmeister tragen mußte. Sie bestand in einem rothen mit schwarzem Sammet aufgeschlagenen, mit goldnen Knopflöchern

gezierten, und nach der neuesten Mode mit großen Aufschlägen versehenen Sammtrocke, in einer reichen Weste, in einer auf beiden Seiten lang herabhängenden Staatsperücke von weißen Ziegenhaaren, in einem Huthe mit einem rothen Federbusche; dazu kamen rothseidene Strümpfe mit goldenen Zwickeln und Schuhe mit rothen Absätzen. Dem Herrn Oberceremonienmeister wollte diese Kleidung nicht recht gefallen, daher suchte er sie bald abzutragen, in Hoffnung eine anständigere zu bekommen; allein man ließ ihm ein anderes Kleid von braunem Tuche machen, welches auf den Kanten mit Silber gestickt war, und wo in einem verschlungenen Zuge die Buchstaben WVRMG sehr deutlich mit eingeflochten waren.

Zahllos waren die Neckereien und Mißhandlungen, die der geplagte Mann über sich ergehen lassen mußte. Besonders boten die Offiziere allen Witz und alle Erfindungskraft auf, ihn lächerlich zu machen. Zum Beispiel, wenn sie ihn umarmten, wußten sie ihm auf eine geschickte Art Merkmale ihrer freundschaftlichen Ausbrüche zu hinterlassen. Denn entweder hatte der ehrliche Gundling Figuren von Kreide, von Ruß, oder von Papier, Tuch und andern Zeugen ausgeschnitten, die Hasen, Affen, Esel und andere verächtliche Thiere vorstellten, auf dem Kleide, oder gar im Gesicht kleben; worüber denn herzlich gelacht wurde, ohne daß er anfänglich

begreifen konnte, warum solches geschahe. Entdeckte er nun die Schalkheit, so flossen alsdann eine Menge Scheltworte und Schimpfreden auf den Thäter, der ihm mehrentheils unbekannt blieb; und dies diente zur Belustigung.

Als er einst mit an der Tafel saß, wurde ein junger Affe hineingebracht, der eben so gekleidet war, als er. Er hatte nemlich ein Röcklein von schwarzem Sammet, mit rothsammetnen Aufschlägen, eine große Perücke auf dem Kopfe, und einen Hut mit einer Feder. Ja er trug sogar einen hölzernen vergoldeten Kammerherrnschlüssel, damit er Gundlingen in allen Dingen ähnlich sähe. Dieser Affe hatte ein Memorial zu übergeben, in welchem vorgestellt wurde, er wäre Gundlings leiblicher Sohn, den er zur Zeit seines wilden Ehestandes gezeugt hätte; weil er ihn aber nicht für seinen Sohn erkennen wollte, auch sich weigerte, ihm den gehörigen Unterhalt zu geben, so bäte er, daß er sowohl zu dem einen als zu dem andern möchte angehalten werden. Gundling erzürnte sich anfangs über diesen Possen, nach seiner Gewohnheit, nicht wenig; aber am Ende fand er sich darin, fieng selbst an zu lachen, nahm sein liebes Söhnlein in die Arme, und küßte es nach Herzenslust.

Indessen suchte sich Gundling nicht selten wegen solcher Streiche auf eine empfindliche Art zu rächen, und fieng an, besonders nach seiner Rück-

kunft von Breslau, tückisch zu werden. Einem Mann von Ansehen, der ihn einst neckte, als er sich eben erleichtern wollte, versetzte er mit einer Muskete einen so derben Streich, daß er ohnmächtig zur Erde sank. Einem königlichen Kammerdiener, den er zu einer andern Zeit in Verdacht hatte, daß er ihm einen Possen gespielt habe, überfiel er in seinem Bette, und wollte ihn in der Trunkenheit erwürgen. Und in einer ähnlichen Lage warf er nach einem Offizier eine gefüllte Bouteille.

Wenn sich Gundling voll gesoffen hatte, ihm die Besinnung mangelte, die Zunge ihren Dienst versagte, oder wenn er andere Ausschweifungen begieng, welches nicht selten war; dann erlaubte der König, daß man ihm einen Bart von zerriebenem Pulver machen, oder sonst einen Possen spielen konnte. Als Gundling einmal zu Wusterhausen von der Tafel aufstund, um sich eines Bedürfnisses zu entledigen, trat er unwissend in einen Haufen Unrath, der von jungen Bären hergekommen war, die dort herum liefen. Besudelt setzte er sich wieder zu Tische und verdarb die weissen Stiefeletten seines Nachbars, eines Prinzen. Sobald man dies bemerkte, wurde die Tafel aufgehoben, und Gundling bekam von hinten, ohne zu wissen von wem, einen Bart von zerriebenem Pulver. Er drehte sich um, und versetzte einem königlichen Büchsenspanner, den er für den Thäter hielt, einen so derben Schlag

ins

ins Genick, daß der arme Mensch beinahe zu Boden sank. Der König sah dieser Scene von ferne zu, stellte sich aber, als ob er nichts bemerkt hätte. Ernsthaft gieng er auf Grundling zu, und fragte ihn, warum er so viel Lärm mache? Dieser gerieth in Verlegenheit, fieng an zu stottern, und schob die Schuld auf die Bären: Die Bären, rief er, die Bären Ew. Majestät, die Bären richten so viel Unheil an. Diese Worte begleitete er mit so lächerlichen Geberden, daß alle Anwesenden in ein lautes Gelächter ausbrachen; und damit endigte sich dieses tragikomische Spiel.

Nicht selten ließ ihn der König, wenn er besoffen war, in die Wache schicken, wo er gemeiniglich mit dem wachthabenden Offizier schmauste, und aufs neue zu zechen anfieng. Einst hatte er sich bei einer Gasterei so betrunken, daß er weder stehen noch gehen konnte, als er den königlichen Befehl erhielt, sich bei der Abendgesellschaft auf dem Schlosse ungesäumt einzufinden. Er ließ sich durch zwei handfeste Leute dahin führen, allein die frische Luft wirkte so stark auf ihn, daß er beim Eintritt in das königliche Zimmer den Gebrauch der Sinne verlor. Der König ließ ihn ins Stockhaus bringen, wo er die Nacht durch schlief, und sich beim Erwachen nicht wenig über sein neues Logis wunderte. Gegen Mittag wurde er zum Könige geführt, der schon bei der Tafel saß. Sein verwirrtes Ansehen,

und das in Unordnung gerathene Aeusserliche machte ihn höchst lächerlich; noch mehr aber die Verlegenheit und Furcht, wie ihn der König, dem er nie traute, anlassen werde. Allein dieser ward, da der Sünder zitternd und bebend die Hände faltete, und wehmüthig: peccavi! peccavi! ausrief, besänftigt, gab ihm einen derben Verweis, und ließ ihn wieder gehen.

Als er einst zu einem gewissen Herrn zu Gaste gebeten war, setzte man ihn in eine Sänfte, in der Sitz und Boden so eingerichtet waren, daß sie unterwegs heraus fielen. Da nun die Träger darauf vorbereitet waren, und Befehl hatten, nicht stille zu halten, so mußte Gundling in diesem engen Gefängniß mit großer Unbequemlichkeit zu Fuße laufen.

Zu Wusterhausen hatte er sich einmal so vollgesoffen, daß er taumelnd zu Hause gieng. Auf der Brücke, welche über den gefrornen Schloßgraben gieng, packten ihn sechs große Grenadiere verabredetermaßen an, befestigten ihn an starke Stricke, und ließen ihn, ohne sich an sein entsetzliches Geschrei zu kehren, in den Schloßgraben hinab. Sie versahen es aber, und ließen ihn unglücklicher Weise eher fahren, als er mit dem Körper das Eis erreicht hatte, welches Gundling durch die Schwere seines Körpers eindrückte. Der Hintere lag im Wasser, mit beiden Ellenbogen stützte er sich auf das haltende Eis, um nicht ganz zu versinken; Huch und

Perücke waren verloren. Diese Scene ließ der König zum öftern mahlen, und die Gemälde in seine Lust- und Jagdschlösser anbringen.

Die Mohren und Jägerbursche bei Hofe waren Gundlings allergemachteste Feinde, die ihn überall zu necken suchten, besonders dadurch, daß sie, sobald er sich blicken ließ, wie Haasen quäckten, oder wie Esel schrieen. Dies schmerzte Gundlingen anfangs; am Ende aber quäckte und schrie er auch mit, und so nahm der Spaß ein Ende.

Die gefährlichste Jahreszeit für ihn war der Herbst. Diesen brachte der König gewöhnlich in Wusterhausen mit der Rebhüner- und Parforce-Jagd zu. Es versammelten sich da mehrere Generale, fremde Minister, Gesandte, Präsidenten und Räthe. Mit allen diesen bekam Gundling nach und nach etwas zu schaffen, welches besonders in den Abendgesellschaften geschah, da ein jeder seinen Witz spannte, um ihm etwas anzuhaben und dem Monarchen damit ein Vergnügen zu machen. Der Scherz, den man mit ihm trieb, war eben nicht der feinste. Wenn z. B. Gundling hinaus gieng, beschmierte man ihm die Brille mit Talg oder andern Fettigkeiten, daß er nicht durchsehen konnte; oder man riß aus dem Taschenbuche, worin er das Wichtigste aus den Zeitungen auszuzeichnen pflegte, eins oder mehrere Blätter aus; oder zwei und mehrere Personen bliesen ihm von hinten zu so viel

Tobacksrauch in seine Staatsperücke, daß er im Dampf zu schweben schien, und fast unsichtbar wurde, auch wohl Gefahr lief zu ersticken. Man setzte ihm von allen Seiten mit Stichelreden und witzig seyn sollenden Einfällen zu, die aber wahre Beleidigungen waren; oder man heckte Knittelverse auf seine Person aus, die meist schmutzig und elend ausfielen, aber dennoch herzlich belacht wurden. Besonders war ein gewisser Herr von Prinz eine wahre Geissel für den armen Gundling. Einst schloß er sich, während der König auf der Jagd war, fest in seine Stube ein, um vor Prinzens Verfolgungen sicher zu seyn. Dieser fand aber dennoch Mittel ihn zu ängstigen, indem er ein Loch in die Thüre machte, und durch dasselbe eine Menge Schwärmer und hölzerner Granaten hinein warf, wodurch die Stube ganz in Feuer kam, und Gundlings Schlafpelz und Betten in Brand geriethen. Seine Angst, sein Schreien und Lärmen war fürchterlich. Ein andermal brachte man ihn mit Bären zusammen, von denen ihn einer so drückte, daß er einige Tage lang Blut auswarf.

Wenn sich der König auf der Sauhetze befand, mußte Gundling gemeiniglich einem kleinen wilden Schweine mit einem Messer den Fang geben. Seine natürliche Zaghaftigkeit und Furcht veranlaßte gewöhnlich allerlei komische Posituren, die den König herzlich belustigten. Bei einem Gastmahle trank

der Monarch seine Gesundheit und nannte ihn Excellenz. Der Herr von Ilgen, der an diesen Titel gewöhnt war, und nicht bemerkte, daß der König mit Gundlingen scherzte, stand auf um zu sehen, wer ihm diese Gesundheit zubrächte. Der König aber erklärte sich sogleich deutlicher und sagte: Ich meine hier die närrische Excellenz.

Es befand sich in Berlin die Tochter des berühmten Geschichtschreibers Larray, eines französischen Edelmanns, der Brandenburgischer Resident zu London gewesen war. Dieses Frauenzimmer besaß nur wenig Vermögen, aber desto mehr Hochmuth. Man glaubte, daß sie mit Gundlingen ein artiges Paar ausmachen würde, und stiftete also im Jahr 1718 unter ihnen eine Heirath, wobei sich die Offiziere tausend Kurzweil versprachen; allein Gundling bekam Wind davon, stellte sich auf Anstiften seiner Braut krank, ließ einen Geistlichen rufen, und verlangte, ihn auf dem Krankenbette zu trauen, welcher auch keinen Anstand nahm es zu thun, weil er schon dreimal in der Kirche war aufgeboten worden. Darüber ärgerten sich nun freilich seine Hochzeitgäste nicht wenig, weil sie alle ihre Anschläge vernichtet sahen; es war aber nun nicht mehr zu ändern.

In seinem Aeusserlichen war Gundling ein wahrer Cyniker, und auf seinen Körper wendete er nicht die mindeste Sorgfalt. Der häufige Gebrauch

des Tobacks, Biers und Branteweins setzte ihn stets in eine unreinliche Ausdünstung. Daher floh ihn besonders das schöne Geschlecht, und in gewissen Fällen war er genöthigt, seine Zuflucht zu dem niedrigsten Theile desselben zu nehmen. Die Bettfedern waren gar reichlich auf seinen Kleidern zu finden, und meistens erblickte man an ihm die größte Nachläßigkeit im Anzuge, welche die Verachtung, womit man ihn behandelte, nur noch vermehren mußte. So trug er nicht selten schwarze Strümpfe mit weissem Zwirn gestopft; Knöpfe auf den Kleidern, die nicht dazu passend waren; und die Nägel an seinen Fingern beschnitt er so sparsam, daß sie gemeiniglich den chinesischen sehr ähnlich waren.

Sonst war Gundling wirklich ein gelehrter Mann, und er hat viel geschrieben, als: Geschichte und Thaten der Kaiser Heinrich VII. Konrad IV. Wilhelm, Richardt und Konrad III.; Nachricht vom Lande Tuscien oder Florenz; von Parma und Piacenza; Leben und Thaten Friedrichs II., Joachim I., Joachim II., und Johann Georg Churfürstens zu Brandenburg; Auszug aus der Churbrandenburgischen Geschichte; Origines Marchionatus Brandenburgensis ex Diplomatibus, Brandenburgischen und Pommerschen Atlas, Alterthum der Stadt Halle, Hand- und Bataillen-Kalender. Er erhielt auch bisweilen ansehnliche Geschenke, wenn er seine Bücher großen Her-

ren zusandte; als er z. B. eine kleine Schrift unter dem Titel: Bestand des Rußischen Kaiser-Titels drucken ließ, und sie der damaligen Kaiserin Katharina überschickte, erhielt er fünf goldene Medaillen, die über 400 Reichsthaler am Werthe betrugen. Kaiser Karl VI. beehrte ihn auch 1730 mit seinem Portrait mit Diamanten besetzt, und mit einer goldenen Kette, deren Werth zusammen sich auf tausend Thaler belief, wegen einiger kleinen Schriften, die er zum Besten des österreichischen Hauses geschrieben hatte. Der berühmte Thomasius aber fällte kein günstiges Urtheil von seinen Schriften, denn er sagte: er fienge eine Sache in einem Buche wohl zehnmal an, und wäre nicht fähig, einen einzigen richtigen Paragraphen weder lateinisch noch deutsch zu schreiben. Ja der damalige Hofrath Löper soll auch verschiedenes geschrieben haben, was unter seinem Namen herausgekommen ist. Loen hingegen urtheilt günstiger von Gundlings Schriften; er sagt: ich habe selbst einige Briefe von ihm, die ein ganz ordentliches und gesetztes Wesen anzeigen, und nicht das geringste Ausschweifende haben; seine Bücher, die er herausgegeben, sind alle gründlich geschrieben, doch ohne vielen Geist. Indessen wurde es ihm doch zuweilen schwer, zu seinen Schriften Verleger zu finden. Er mußte sich deshalb um Unterstützung bewerben, die ihm der König sehr oft, besonders wenn sie die

Geschichte seiner Vorfahren und seines Staats zum Gegenstande hatte, hergab. Auch ward es bisweilen den Offiziers, die ihn am meisten geneckt hatten, zur Strafe auferlegt, von seinen Arbeiten Etwas auf ihre Kosten drucken zu lassen, wodurch er denn wieder besänftiget und mit ihnen ausgesöhnt ward.

Gundling wurde endlich 1731 zu Potsdam krank, und starb nach vierzehn Tagen den eilften April. Als er eröffnet wurde, fand man ein Loch im Magen, welches man den vielen hitzigen Getränken zuschrieb. Schon zehen Jahre vor seinem Tode hatte man für ihn einen Sarg in Gestalt eines Weinfasses verfertigt. Es war ringsum mit Reifen gleich einem Fasse belegt, und so eingerichtet, daß die Hälfte der Länge nach abgenommen werden konnte, die statt eines Deckels diente. Man hatte dieses Faß wie einen Sarg schwarz angestrichen, und ein weißes Kreuz oben darauf gemahlt. Auf beiden Seiten standen folgende Verse:

Hier liegt in seiner Haut,
Halb Schwein, halb Mensch, ein Wunderding,
In seiner Jugend klug, in seinem Alter toll,
Des Morgens voller Witz, des Abends toll und voll.
Bereits ruft Bachus laut:
Das theure Kind ist Gundeling.

Ferner: Gundling hat nun ausgesoffen,
Und forthin nichts mehr zu hoffen

Von dem Wein aus diesem Faß;
Auch beim Abschied schmerzt ihm das.
Drum war es sein letzter Wille,
Daß doch ja in aller Stille,
Sein mit Wein gemäster Bauch
Käm' in eben diesen Schlauch,
Daraus er sich unverdrossen',
Oft die Nase hat begossen.
Sage Leser! wenn du's liest,
Ob das nicht ein Schweinpelz ist.

Er hatte in seinem Leben mehr als einmal in diesem Sarge gelegen, auch oft ein Glas Wein darin getrunken. Er wurde in der Kirche zu Bornstädt, einem nahe bei Potsdam gelegenen Dorfe, unter zahlreicher Begleitung von Offizieren, königl. Bedienten, Magistratspersonen und der Schule zur Erde bestattet; nur die reformirten und lutherischen Geistlichen weigerten sich, wegen der Form des Sarges, mitzugehen.

Schon zehn Jahre vor seinem Tode erhielt er folgende auf ihn verfertigte Grabschrift mit einer Estaffette:

Bewundre, Leser, nicht, was uns die Fabel sagt,
Daß dort beim Lucian ein Mensch zum Esel worden,
Daß sich ein Jupiter zum Stier und Ochsen macht,
Und des Ulysses Koch tritt in der Schweine Orden.
Hier muß ein theures Haupt in dieser Gruft verwesen,
Das Esel, Schwein und Ochs zu gleicher Zeit gewesen.

Ritter D'Eon du Beaumont.

Doktor des Civil- und kanonischen Rechts, Dragoner-kapitain, Ritter des königl. franz. Militärordens vom heil. Ludwig, bevollmächtigter Minister am rußischen und hernach am englischen Hofe.

Der Ritter D'Eon war zu Tonnern in Frankreich am 5ten October 1728 gebohren. Schon in seinen ersten Lebensjahren kam er nach Paris, um unter den Augen seiner Verwandten erzogen zu werden. Er studirte im Mazarinischen Kollegium, und wurde wegen seiner vorzüglichen Geschicklichkeit sehr früh als Doktor des bürgerlichen und geistlichen Rechts, und darauf zum Advokaten beim Pariser Parlement aufgenommen. Zwo Lobschriften in lateinischen Versen, die eine auf die Herzogin von Penthievre, die andere auf den Grafen von Ons-en-Bray, waren die Erstlinge seines fruchtbaren Genies. Es währte nicht lange, so verband er mit

dem Studium der schönen Literatur die Staatswissenschaft. Indem er durch Fleiß und Nachdenken den Mangel an Erfahrung ersetzte, schrieb er noch sehr jung den historischen Versuch über Frankreichs verschiedene Lagen in Absicht auf die Finanzen, wie auch zween Bände politischer Betrachtungen über die Staatsverwaltung bei den ältern und neuern Völkern. Im Jahr 1755 gab er eine lehrreiche Schrift über des Abbé Lenglet du Fresnoy Leben und Werke heraus. Unter seinen gelehrten Beschäftigungen vergaß er nicht, sich in den Waffen und in allen ritterlichen Spielen zu üben.

D'Eon's politische Laufbahn begann mit dem Jahre 1755. Auf Empfehlung des Prinzen von Conti gab ihm der König den schwierigen Auftrag, ganz insgeheim in Rußland an einer Aussöhnung zwischen Petersburg und Versailles zu arbeiten. Er gewann das Vertrauen der Kaiserin Elisabeth und ihres Günstlings, des Vice-Kanzlers, Grafen von Woronzow. Großentheils auf seinen Antrieb geschah es, daß die Kaiserin das Kriegsheer, welches sie zu Gunsten des Königs von Preußen bewaffnet hatte, nunmehr gegen diesen König zu Gunsten von Oesterreich und Frankreich vorrücken ließ.

Mit der Nachricht von dieser neuen Entschließung und mit dem rußischen Kriegsplan in der Tasche, begab sich D'Eon nach den beiden Höfen von Wien und Versailles, dem letztern Hof überreichte

er ein politisches Gemälde nicht nur von der damaligen rußischen Verfassung, sondern auch Aussichten über dieselbe, welche hernach die Erfahrung und Zukunft als begründet darstellte. Diese Denkschriften hatte er schon im Jahr 1757 in Ordnung gebracht, und in denselben zum voraus Rußlands geheime Absichten auf Polen entdeckt. Allzuentfernt glaubte der Hof zu Versailles die Ausführung derselben, um auf diese politische Vorahndung zu achten: hingegen richtete er seine Aufmerksamkeit auf eine geheime Korrespondenz, welche ebenfalls D'Eon zwischen dem rußischen Großfürsten und dem Könige von Preußen entdeckte. Um die Parthei dieses Königs an dem Petersburger Hofe zu schwächen, war niemand geschickter als D'Eon. Als Gesandtschaftssecretair reiste er also wieder nach Rußland. Der König von Frankreich verdoppelte ihm sein Gehalt, beschenkte ihn mit seinem Portraite, und beehrte ihn mit dem Brevet eines Dragoner-Lieutenants bei dem Generalstab.

Kaum war D'Eon zu Petersburg angekommen, so geschah daselbst alles nach dem Wunsche der Höfe von Wien und Versailles. Der Großkanzler des Reichs, Graf Bestuschew-Rumin, das Haupt der preußischen Parthei in Rußland, wurde in dem kaiserlichen Pallaste arretirt.

Der Ritter D'Eon blieb bis in das Jahr 1759 in Petersburg. Auf der einen Seite besorgte

er die Geschäfte eines französischen Gesandschafts-sekretairs, auf der andern Seite theilte er sich mit dem Grafen Wrbna, dem nunmehrigen Groß-kanzler, in die unmittelbare und geheime Korrespon-denz zwischen Frankreich und Oesterreich. Ludwig der Funfzehnte schickte ihm die Anweisung auf ein Jahrgehalt von zweihundert Dukaten, nebst dem Brevet eines Dragonerkapitains. Die Kaiserin suchte ihn ganz in ihre Dienste zu ziehen, allein keine noch so blendende Geschenke und Versprechun-gen zogen ihn von dem Dienste des Vaterlandes ab. Eine Krankheit beschleunigte seine Rückkehr nach Frankreich, und der Hof belohnte die Verdienste des Ritters mit einem Jahrgehalte von 2000 Livres.

Mit dem Ruhme, welchen D'Eon im Kabi-nete erwarb, verband er nun Heldenruhm. Er er-hielt die Erlaubniß, den deutschen Feldzug im Jahr 1760, und zwar als Hauptmann bei den Drago-nern und Volontair der Armee, und als General-adjutant des Marschalls, Grafen von Broglio, mitzumachen. Durch seine Bravour rettete er, mit-ten unter dem feindlichen Feuer an den Ufern der Weser, das Geschütz und die Equipage des Königs. In dem Treffen zu Uktrop bei Soest wurde er an dem Haupt und an der Hüfte verwundet. Am 7ten November 1761 griff er unweit Eimbeck die Bergschotten an, nöthigte sie zur Flucht und ver-folgte sie bis ins englische Lager. Bei Osterwick

that er mit solcher Unerschrockenheit und Klugheit einen Angriff auf ein preußisches Freibataillon, welches die Kommunikation mit der französischen Armee bei Wolfenbüttel abschnitt, daß dies Bataillon sich zu Kriegsgefangenen ergeben mußte. Die freie Kommunikation und die Einnahme von Wolfenbüttel durch Prinz Xaver von Sachsen waren Folgen dieser heroischen That.

So glänzend war D'Eons Eintritt in die kriegerische Laufbahn; allein im September des Jahres 1762 wurden die Friedenspräliminarien abgeschlossen, und man beschäftigte er sich von neuem mit Friedensunterhandlungen. Als Gesandtschaftssecretair begleitete er den Herzog von Nivernois nach London, um den Frieden von 1763 abzuschließen, und ohne seine Klugheit hätte sich wahrscheinlich die ganze, für zwei Nationen so wichtige Unterhandlung zerschlagen. Man höre nur, was er that.

Der Herzog von Nivernois, eifrig bis zur Unbesonnenheit, wenn es auf das Interesse seines Hofes ankam, veränderte einige Artikel in dem Ultimatum des Friedensvertrags, und brachte dadurch das englische Ministerium so sehr gegen sich auf, daß der Graf de Viry, welcher großen Antheil an der Unterhandlung hatte, den Herrn D'Eon holen ließ, und ihm geradezu erklärte, daß der Herzog von Nivernois, wenn er sein Ultimatum nicht wieder zurücknähme, und das andere, von beiden

Höfen genehmigte, an dessen Stelle setzte, nur einen Wagen vor seine Thür fahren lassen, und nach Paris zurück reisen könnte. Der Herzog von Nivernois, aufgebracht und bestürzt darüber, erklärte dagegen seinem Unterhändler D'Eon, daß weder die Würde seines Hofes, noch seine eigene Ehre eine solche Zurücknahme gestatte, da die Schrift im Namen des Königs übergeben wäre. Eine offenbare Kälte zwischen dem brittischen Ministerium und dem Herzog von Nivernois war die Folge dieser Antwort.

Der Ritter D'Eon, wegen der weitern Folgen besorgt, sagte dem Herzog, daß er mit seiner Genehmigung sowohl ihn als das englische Ministerium aus der Verlegenheit ziehen wolle. Wie ist das möglich? fragte der Gesandte. Nichts ist leichter, erwiederte D'Eon. Ich will den Lords Bute und Egremont erklären, daß ich aus übertriebenem Eifer für das Beste meines Hofes und wegen der Folgen unbekümmert, ohne Ihr Wissen, eigenmächtig verschiedene Worte und Stellen im Ultimatum abgeändert habe, und daß das ganze Mißverständniß lediglich auf meine Rechnung komme. Aller Zungen und Mund werden gegen mich schreien. Mögen sie's! Sie können sogar hinzufügen, daß Sie mich auf Verlangen sogleich nach Frankreich zurück senden wollen. — Der Herzog gerieth ausser sich vor Freude, schloß den edlen Mann in seine

Arme, und nahm dieses Auskunftsmittel mit lautem Beifall an. D'Eon führte sogleich den Plan aus, und das Einverständniß war wieder hergestellt. Der Herzog machte von diesem Vorgange einen besondern Bericht an den König, und nun wird man sich erklären, warum der französische Hof unserm Ritter, Orden und Pensionen gab.

Als der Herzog von Nivernois nach Frankreich zurückging, wurde der Ritter D'Eon französischer Resident am Londner Hofe; einige Zeit nachher aber wurde er zum bevollmächtigten Minister an diesem Hofe ernannt. Er behauptete diesen neuen Charakter mit aller der Würde und Einsicht, welche die Größe und das Interesse seines Königs erfoderten, ob man ihm gleich genug Anlaß zu Klagen und zum Misvergnügen gab, indem man ihm — seiner frühern Dienste vergessend — keine seinem Charakter gemäße Einkünfte anwies, und nicht einmal die Schulden bezahlte, die er auf seiner blos zum Dienste des Hofes unternommenen Reise nach Rußland hatte machen müssen. In der Folge gerieth er in verdrießliche Händel mit dem französischen Botschafter am großbritannischen Hofe, dem Grafen von Guerchy. Er büßte dadurch seine Titel und sein Glück, nicht aber das Vertrauen seines Fürsten ein, der ihn bis zu seinem Tode mit seiner geheimen Korrespondenz beehrte.

Wie

Wie treu D'Eon Frankreich ergeben geblieben, mag unter andern folgende Anekdote beweisen. Im Jahr 1764 hatte die Oppositionspartei in dem englischen Parlemente die Urheber des mit Frankreich geschlossenen Friedens der unreinsten Absichten beschuldigt; es war für diese Parthei sehr wichtig, alle geheimen Gänge der gepflogenen Unterhandlungen zu entdecken, und für die Entdeckung derselben boten ihre Häupter dem Ritter D'Eon eine Summe von vierzig tausend Pfund Sterling an; allein er dachte zu groß, um auch nur das Geringste verrathen zu wollen. Indeß unterlag nichts desto weniger seine Ehre den Streichen der Verleumdung.

Seiner Stellen beraubt, und gleichsam aus seinem Vaterlande verbannt, lebte D'Eon vierzehn Jahre lang als Privatmann in London. Während seiner einsiedlerischen Muße schrieb er über allerlei Gegenstände mehrere Bücher. Im Winter schloß er sich in seine Bibliothek ein; hier arbeitete er täglich funfzehn Stunden; er nahm in der Woche gar keinen Besuch an, nur des Sonntags konnte man ihn von zehen bis zwei Uhr sprechen. Nach zwei Uhr that er eine mäßige Mahlzeit, die einzige in 24 Stunden; hierauf gieng er wieder in seine Bibliothek; er legte sich sehr spät zu Bette, und stand öfters des Nachts auf, um die Gedanken, die ihn aus dem Schlaf weckten, niederzuschreiben. Die übrige Zeit vom Jahre, ausser dem Winter,

brachte er auf dem Landgute seines Freundes, des Lord Ferrers hin, wo er seine Zeit theils den Studien, theils der Jagd und dem Reiten widmete.

Ludwig der Funfzehnte wurde durch die Nachricht von der guten Aufführung des Ritters und von seiner unverletzlichen Anhänglichkeit an Frankreich gerührt. Er ließ ihm durch den neuen französischen Minister in London ein Gehalt von zwölftausend Livres zusichern, um ihn (wie er sich erklärte) darüber zu trösten, daß er so lange das bedaurenswürdige Opfer seines Geheimnisses gewesen.

Im Jahr 1770 erwarb sich D'Eon zu gleicher Zeit bei beiden Höfen, sowohl bei dem englischen als bei dem französischen, neue Verdienste. Es geschah bei Veranlassung der immer wachsenden Gährung, welche in dem englischen Parlemente die Verkleinerung des Pariserfriedens verursachte. D'Eon rechtfertigte das Betragen des Hofes und der Minister, und brachte durch seine juridischen Zeugnisse den Doktor Musgrave zum Schweigen. Aus Erkenntlichkeit anerbot ihm der englische Hof ähnliche Kriegs- und Staatsbedienungen mit denjenigen, die er in Frankreich verloren hatte: allein standhaft schlug er sie aus. So viele Beweise der Treue bewogen Ludwig den Funfzehnten zu seiner Zurückberufung: allein D'Eon wagte es nicht, seinen Feinden bei Hofe entgegen zu gehen. Man anerbot ihm zwar Reichthum und Glanz,

aber man verweigerte ihm öffentliche Ehrenerklärung. Wenige Zeit hernach starb der König in Frankreich. Unter seinen Papieren entdeckte Ludwig der Sechzehnte desselben Briefwechsel mit D'Eon, und in den Briefen zugleich das Geheimniß von D'Eons Geschlechte.

Schon vorher hatte das Gerücht etwas davon verrathen; nun aber erfuhr ganz Europa, daß jener kluge und erfahrne Staatsmann, jener tapfere Krieger, jener tiefgelehrte Schriftsteller, kurz, daß Ritter D'Eon in der That — eine Dame sey. In England und anderswo hatte man über ihr Geschlecht die größten Wetten gewagt. Die Wetten beliefen sich von Seite der Engländer über 200 tausend Pfund Sterling, und von Seite der Ausländer über achtzig tausend Pfund. Wer hätte den Ritter — oder (wie wir sie jetzt nennen müssen) — die Ritterin D'Eon gehindert, insgeheim von diesen Wetten den beträchtlichsten Vortheil zu ziehen? Weit entfernt aber, sich auf solche Weise zu bereichern, empörte sie sich vielmehr gegen den Uebelstand eines solchen Wettspiels, und sie drang öffentlich auf die Abschaffung desselben. Wirklich erfolgte auf ihre Klage unterm 31sten Januar 1778 ein Spruch, vermöge dessen der Lord Mansfield, als Präsident bei der königlichen Justizbank, in Gegenwart von den zwölf englischen Oberrichtern, alle geschehenen Wetten als ungültig erklärte. In Kraft einer englischen

Parlementsakte vom 20sten März 1778 wurde D'Eon in einem Kupferstiche, weder als Mann noch als Weib, sondern als Pallas, mit dem Helm auf dem Kopfe, und mit der Egide unter dem Arme vorgestellt.

Kaum hatte Ludwig der Sechzehnte aus den Papieren seines königlichen Vorfahren das Geschlecht der Ritterin D'Eon entdeckt, so urtheilte er, daß es unschicklich seyn würde, sie länger mit kriegerischen Ehrenzeichen geschmückt herum gehen zu lassen. Er schickte den Marquis von Pruneval nach London, und anerbot ihr, unter der Bedingung ihrer Rückkehr nach Frankreich, ein Gehalt von funfzehntausend Livres, nebst sicherm Geleit. Madame D'Eon aber drang vor allen Dingen auf eine öffentliche Ehrenerklärung. Endlich hatte sie unterm 25sten August 1775 folgende, von dem Minister Vergennes und von dem Könige selbst unterzeichnete schriftliche Versicherung erhalten: „Se. Majestät werden alle jene fatale Streitigkeiten für immer und ewig in das tiefste Stillschweigen vergraben, so daß D'Eon unangefochten und mit völliger Freiheit — es sey auswärts oder in Frankreich, — ohne die geringste Verletzung seiner Person oder seiner Ehre soll hin und her gehen dürfen. Wegen der Unterhandlungen, wegen der öffentlichen und geheimen Aufträge, die ihm der verstorbene König aufgetragen hat, und wegen der

daher entstandenen Mißhelligkeiten soll ihn Niemand beunruhigen; dagegen soll auch D'Eon das heiligste Stillschweigen beobachten."

Noch ziemliche Zeit währte es, bis D'Eon sich entschließen konnte, von London nach Paris zu gehen. Unterm 12ten Julius 1777 erhielt er von dem französischen Minister eine neue Einladung. „Sie können, schrieb er, auf sicheres Geleit zählen, allein Sie wissen schon, unter was für Bedingungen, nemlich wofern Sie über das Vergangene unbedingtes Stillschweigen halten, wofern Sie die Zusammenkunft mit jenen Personen, die Sie als Urheber Ihrer Unfälle betrachten, sorgfältig vermeiden, und endlich, wofern Sie in weiblicher Kleidung erscheinen. Sie kennen die Strenge unsrer Gesetze über solche Verkleidungen."

Den 13. August 1777 verreiste hierauf D'Eon, und zwar in der Uniform des Regiments, von London, und langte den 17ten zu Versailles an. Hätte sie bei Ludwig dem Sechzehnten gleichen Eingang, wie bei seinem Großvater, gefunden, wie viel Unheil wäre dann einem großen Theile des Menschengeschlechts vielleicht erspart worden! Sie wendete nemlich jetzt alles an, was nur in ihren Kräften stund, um den Grafen von Vergennes von der Theilnahme an dem amerikanischen Kriege abzuhalten. Sie erbot sich, darzuthun, daß die Gründe dafür, wie sie im französischen Manifeste aufgeführt

wären, weder auf philosophischen noch auf politischen Principien beruheten, und — wie wahr, wie richtig urtheilte das einsichtsvolle Frauenzimmer! — daß sich der französische Hof dadurch selbst eine Ruthe gebunden hätte, wenn es seinem eigenen Volke einmal einfallen sollte, auch frei zu werden. So sagte D'Eon als Prophetin zehen Jahre vorher, was im letzten Dezennium des achtzehnten Jahrhunderts auf eine, für Frankreich höchst schreckliche Weise in Erfüllung gegangen ist.

Doch die triftigsten und unumstößlichsten Gründe fanden jetzt kein Gehör. Ludwig der Funfzehnte, D'Eons heimlicher Beschützer, war jetzt nicht mehr. Herr von Beaumarchais, der allein bei dem Kriege gewinnen konnte, hatte sich aller Posten und Zugänge zum Kabinet von Versailles, und selbst zu dem Grafen Maurepas und Vergennes versichert. Vergennes hörte ihm zwar gerne zu, aber er handelte nicht allein, und Maurepas wendete alles an, um ihr den Zutritt zum Könige zu versperren, den sie sehnlichst zu sprechen wünschte. Hingegen ersuchte er sie, Paris zu verlassen, und sich nach Tonnern, ihrem Landsitze, zu begeben. Madame D'Eon gieng also nach Versailles zurück, um ihre Papiere fortzuschaffen: allein der Verdruß stürzte sie in eine Krankheit, und sie mußte drei Wochen lang das Bette hüten. Das war zu lange für Maurepas, und er ließ sie bei

der Nacht gewaltsam weg und nach Dijon, auf die Burg der alten Herzoge von Burgund bringen. So begann der amerikanische Krieg, und so endigte sich der seinige mit der Ritterin D'Eon. Um diese Zeit ersann Herr von Maurepas, wahrscheinlich um sich einen Spaß zu machen, (der aber eher eines Kupfers als eines Ministers würdig war), einen Heirathsplan zwischen Beaumarchais und der Ritterin. „Eine solche Verbindung, glaubte er, wäre der kürzeste Weg, sie ohne königliche Kosten zu bereichern. Sie brauchte eben kein Kapitalverbrechen gegen ihren Eheherrn begangen zu haben, um bald nach der Hochzeit von ihm wieder verstoßen zu werden, und dann möchte sie unter dem Publikum ein Pamphlet gegen Peter August Caron von Beaumarchais ausstreuen, das er in Prosa und Versen schon beantworten werde, um den Lachern in Paris eine Posse zu geben.“ Maurepas muß seine Leute am besten gekannt haben, denn gutdenkende Menschen dürften dabei wohl wenig Stoff zum Lachen gefunden haben.

Die Ritterin D'Eon verließ bald nachher wieder ein Land, in dem sie, statt des Danks und der Belohnung, so viel Verdruß und Widerstand gefunden hatte. Sie gieng wieder nach London, wo sie immer eine würdigere Aufnahme gefunden hatte, als in Frankreich. Ohne alles Geräusch verlebte sie ihre Tage im Stillen, und widmete ihre Zeit vor-

züglich den Wissenschaften und dem Umgange mit einigen erlesenen Freunden. Die großen und wichtigen Auftritte, welche die Revolution in ihrem Vaterlande herbei geführt hatte, erzeugten in ihr den Entschluß, im Jahr 1791 nach Frankreich zurück zu kehren, und daselbst ihre übrige Lebenszeit hinzubringen. Auch bei dieser Gelegenheit zeigte sie die ganze Redlichkeit, welche alle ihre Schritte in ihrem ganzen thatenvollen Leben bezeichnete, indem sie darauf bedacht war, durch den Verkauf ihrer sehenswürdigen und ausgesuchten Sammlung von Handschriften und Büchern einige Schuldfoderungen zu berichtigen, die keineswegs Wirkungen ihrer Schuld oder Unbesonnenheit waren. Um von der Wahrheit des letztern überzeugt zu werden, darf man nur den Umstand erfahren, daß ihr Souverain, um sie in den Stand zu setzen, einige während ihrer Gesandtschaft kontrahirte Schulden zu bezahlen, einen Agenten mit ansehnlichen Geldsummen für sie nach England geschickt hatte. Dieser ließ die Zahlung durch einen englischen Lord besorgen. Allein nicht lange nachher starb derselbe, und die Ritterin D'Eon gerieth mit seinen Erben wegen der Depositengelder in einen langwierigen Prozeß.

Die nähern Umstände von dieser Streitsache sind in der Vorrede zum erläuterten Catalog (Catalogue raisonné) von ihren Büchern und Manuscripten angeführt, welcher sich mit folgender Be-

kanntmachung endigt: „Madame D'Eon will nicht, daß ihre Gläubiger bei dieser ungerechten Sache leiden. Sie erklärt hiemit, daß sie lieber alles aufopfern will, was sie in London besitzt, und deswegen bei dem Herrn Auctionator Christine verkaufen lassen wird: alle ihre Bücher, Handschriften, Kupferstiche, Sachen, Meublen, Kleider, Uniformen, Negliges und Reifröcke, Flinten, Pistolen, Bajonette, Degen, Küraſſe, Schnürbrüſte, Helme, Spitzen, Diamanten, Edelsteine und besonders alles, was zur Kleidertracht eines alten Dragoner-Kapitains und eines Frauenzimmers gehört; daß sie nichts von dieser Insel mitnehmen will, als — ihre Ehre, und die Betrübniß, sie zu verlassen. — Sie kann sich bei der Ungerechtigkeit der Männer nur durch folgende Bibelstelle trösten: „Was Männer ungerechter Weise den Männern entziehen, wird Gott diesen zehenfältig wieder geben: was aber Männerhabsucht den Weibern vorenthält, wird Gott ihnen hundertfältig erstatten.“

Wäre die französische Revolution in einer Zeit zum Ausbruche gekommen, da die Ritterin noch in vollem Gefühl ihrer Kräfte gestanden wäre; höchst wahrscheinlich hätte sie dann in diesem tragischen Schauspiele eine wichtige Rolle gespielt. Jetzt aber, in ihrem herannahenden Alter, trat sie von der

Bühne ab, und verlebt noch jetzt ihre übrigen Tage in stiller Muße.

Wer die Geschichte dieses merkwürdigen Frauenzimmers liest, wird wohl auch begierig seyn zu erfahren, was wohl die Veranlassung dazu gegeben haben mochte, daß D'Eon de Beaumont von ihrer Wiege an als Knabe erzogen wurde. Nach der gemeinen Meinung geschah es, weil ihr Vater lieber einen Jungen als ein Mädchen haben wollte. Um sich an der Natur zu rächen, entschloß er sich, seiner Tochter wenigstens äusserlich einen männlichen Anschein zu geben. Ein neuerer Schriftsteller behauptet, die wahrscheinliche Ursache dieser sonderbaren Verwandlung sei folgende: Madame D'Eon, die Mutter des Mädchens, hatte einen alten Bruder, der unverheirathet und dabei sehr reich war. Dieser hatte beschlossen, sein ganzes Vermögen einem Kinde seiner Schwester zu hinterlassen, welches aber, wenn es erbfähig seyn wollte, durchaus ein Knabe seyn sollte. Madame D'Eon hatte eine Tochter; als sie sich von neuem schwanger befand, sehnte sie sich folglich nach der Geburt eines Sohns und — gebahr abermals eine Tochter. Diese fehlgeschlagene Hoffnung war desto schmerzlicher für sie, da sie schon in einem Alter war, wo sie schwerlich auf mehrere Kinder rechnen

durfte; dazu kam, daß die schwächliche Gesundheit ihres Gemahls seinen baldigen Tod besorgen ließ, welcher auch wirklich bald darauf erfolgte. Sie bedachte sich also nicht lang, und kleidete das neugebohrne Mädchen als Knaben, gab es von Stund an öffentlich dafür aus, und ließ es auch so erziehen, damit es in dieser Metamorphose den reichen Onkel beerben könnte, welches auch geschah.

Moritz August, Graf von Benjowsky

Ungarischer und Pohlnischer Magnat.

Das Leben mancher Menschen ist im eigentlichen Sinn — eine Reise! — Nirgends ist des Bleibens lange, immer werden sie von einem Lande zum andern getrieben, und erst dann legen sie den Wanderstab nieder, wenn sie zur Ruhe des Grabes hinabwandern. Graf Benjowsky war ein solcher Wanderer, den Geschick und Neigung in die entferntesten Gegenden der Erde verschlug, dessen Schicksale zuweilen so romanhaft sind, daß man ihre Glaubwürdigkeit bezweifeln möchte, und der nicht eher Ruhe fand, bis ein gewaltsamer Tod sein unstetes Leben endigte.

Moritz August, Graf von Benjowsky wurde 1741 zu Verbowa in Ungarn, dem Erbsitze seiner Familie, gebohren. Sein Vater war kaiserlicher General der Kavallerie, und er diente als

Lieutenant bis 1758 unter den kaiſerlichen Truppen, in welchem Jahr ihn einer ſeiner Verwandten zu ſich nach Polen kommen ließ. Seine Neigung gieng immer dahin, ſich in der Welt umzuſehen, und als er 1767 im Begriff war, Oſtindien zu beſuchen, beriefen ihn einige polniſche Magnaten zurück, um bei der damals ſich formirenden Krakauer Konföderation Dienſte zu nehmen. Hier ward er Generalinſpektor der Kavallerie, befehligte zuweilen fünf tauſend Pferde, zeichnete ſich in allen Gefechten mit den Ruſſen durch Tapferkeit und kluge Anordnung aus, fiel aber 1768 ſchon in ihre Gefangenſchaft.

Doch dieſe Verhaftung war von kurzer Dauer. Seine Freunde ranzionirten ihn in Kiow mit 2000 Dukaten, er ward aber bald darauf am 20ſten May 1769 zum zweitenmale gefangen und zugleich verwundet, als er nebſt dem Grafen Pulawsky die Ueberbleibſel der Barer Konföderation an den türkiſchen Grenzen gegen die Ruſſen anführte. Er erfuhr in dieſem Zuſtande die härteſte Behandlung, ward mit den geringſten Gefangenen in die elendeſten Löcher eingeſperrt, und mußte an den nothwendigſten Bedürfniſſen Mangel leiden; 35 ſeiner Mitgefangenen ſtarben und verweſten unter den Lebendigen. Von Kiow, wo er eine geraume Zeit leiden mußte, ward er nach Kaſan transportirt, wo damals ohngefehr 7000, meiſt polniſche Gefangene

verwahrt wurden. Schon hier fieng er an, nebst seinen Mitgefangenen, an seine und ihre Befreiung zu denken, weil die russische Besatzung äusserst schwach war, der Adel dieser und der benachbarten Provinzen nur auf einen Anführer warteten, das russische Joch abzuschütteln, und zehen tausend casanische Tatarn, die sich in der Folge mit Pugatschews Anhange vereinigten, bereit standen, die Revolution in der Festung zu unterstützen. Allein die Verschwörung ward von den Russen entdeckt, und eben wie der Graf in engere Gewahrsam gebracht werden sollte, fand er Mittel zu entwischen, und mitten durch Rußland über Wladimir und Moskow nach St. Petersburg zu entkommen.

Hier hatte er bereits mit einem holländischen Schiffer einen Accord getroffen, um übers Meer weiter zu kommen, als dieser ihn verrieth und einer russischen Wache überlieferte. Nun ward er in der Hauptstadt scharf verhört über die Angelegenheiten der Konföderirten, ob Frankreich solche mit Geld unterstütze, über die kasanische Konspiration, und die Absicht seiner Reise nach St. Petersburg. Nach oft wiederholten Verhören fiel endlich der Bescheid, daß er Rußland ungesäumt verlassen, und nie gegen die Kaiserin dienen sollte. Statt dessen ward er aber nach Tobolsk geschickt, um von hier weiter nach Kamtschatka geschleppt zu werden. In Sibirien passirte er eine Menge Orte, die blos von

Verbannten bewohnt waren, worunter er einige Offiziers von der kaiserlichen Garde fand, die Zeugen von dem Tode Peters III. gewesen waren, und litt sehr durch Hunger und Kälte. Oft war der Mangel bei der Karavane so groß, daß sie blos von der Birkenrinde in Wasser getaucht leben mußten.

Mit Entsetzen überzeugte sich Benjowsky bald genug, daß kein elenderer Ort auf der ganzen Erde sey, als Kamtschatka, und keine Sklaverei schrecklicher, als die Verbannung dahin. Man speist getrocknete, gekochte oder zu Brod gebackene Fische, und trinkt ekelhaftes Wasser. Der Graf wurde wie die übrigen Staatsgefangenen behandelt. Man gab ihm Lebensmittel auf drei Tage, nemlich neun Pfund getrocknete Fische, ein Gewehr nebst Ammunition, eine Lanze, ein Beil nebst etlichen Messern und andern Geräthschaften, um für seinen künftigen Unterhalt und Wohnung selbst zu sorgen. Er durfte sich aber ohne Erlaubniß nicht über 24 Stunden vom Orte entfernen, und mußte versprechen, ausser einigen Geschenken an die dortige Kanzley, das erste Jahr hundert Rubel in Pelzwerk zu erlegen, und wöchentlich einen Tag für die Regierung allerlei Arbeiten zu verrichten. Nach den Verordnungen Peters des Großen darf kein Verbannter in Kamtschatka etwas Eigenthümliches besitzen, daher die Soldaten die Freiheit haben, sie ungehindert auszuplündern, auch darf kein Einwohner einen

ſolchen Verbannten in ſein Haus aufnehmen. In dieſer ſchrecklichen Lage reifte in Benſowskys Seele bald der kühne Entſchluß, ſich in Freiheit zu ſetzen, es koſte was es wolle. Er theilte ſeine Plane mehrern Verbannten mit, und alle arbeiteten insgeheim an der Ausführung des Vorhabens, aus dem fürchterlichen Lande ihrer Sklaverei durch die See zu entwiſchen. Ein Plan, deſſen Ausführung die Beſiegung großer und mannichfaltiger Schwierigkeiten vorausſetzte.

Da Benjowsky verſchiedene Sprachen redete, ſo empfahl er ſich dadurch dem Gouverneur, daß er ihn zum Lehrer ſeiner Kinder wählte, und von öffentlichen Arbeiten befreite. Er empfahl ſich auch andern Befehlshabern durch ſein Schachſpielen, und erwarb ſich damit anſehnliche Summen, daß ihm mancher Abend etliche hundert Rubel einbrachte, und er ſeine Verbannte thätig unterſtützen konnte. Der Graf wußte ſich überhaupt ſo beliebt zu machen, daß man ihm in allen Geſellſchaften Zutritt erlaubte. Er veranlaßte die Erbauung eines öffentlichen Schulhauſes, und nahm ſich mit thätigem Eifer der Bildung der Jugend an. Unter ſeinen 23 Schülern waren drei ruſſiſche Kaufleute, die er im Rechnen unterrichten mußte.

Mitten unter dieſen günſtigen Ausſichten wäre der Anſchlag zur Flucht beinahe vereitelt worden. Das Schiffsvolk eines ruſſiſchen Kaufmanns, der

gegen

gegen den Grafen Benjowsky im Schachspiel viel Geld verloren, hatte einen Aufstand erregt, um mit dem Schiffe fortzugehen, sich auch deswegen mit den Verbannten vereinigen wollen. Dies erfuhr der Eigenthümer des Schiffs, und er wollte den Grafen beim Gouverneur anklagen. Er fand indessen Mittel, diesen früher davon zu benachrichtigen, und wie der aufgebrachte Kaufmann den Grafen deswegen meuchelmörderisch anfiel, er aber der Gefahr entging, so ward dieser vereitelte Anschlag, und der Versuch eines andern, ihn zu vergiften, das Mittel seiner völligen Befreiung, kraft einer andern Verordnung Peter des Großen, daß ein Verbannter, der eine Verschwörung gegen die Befehlshaber entdeckt, in Freiheit gesetzt werden solle. So ward der Fall der Vergiftung vorgestellt. Am meisten bewirkten dies aber die Summen, welche Benjowsky im Spiel von russischen Kaufleuten in Gesellschaft einiger der vornehmsten Befehlshaber gewonnen hatte. Auch schlug sich Aphanasia, des Gouverneurs Tochter, auf des Grafen Seite, und nahm ihn bei ihrem Vater in Schutz, denn in ihrem Herzen wohnte Liebe zu dem einnehmenden Verbannten.

Die so unerwartet wieder erlangte Freiheit ward nun noch mehr als vorher dazu benutzt, eine Flucht zur See ins Werk zu setzen. Der Graf schlug dem Gouverneur vor, eine Kolonie von den

Verbannten auf der südlichsten Spitze der Halbinsel zu gründen. Dieser Vorschlag gefiel, der Graf wird von der Verbannung losgesprochen, in kaiserliche Dienste aufgenommen, und mit der Hand der Tochter des Gouverneurs belohnt, die er nicht ausschlagen kann, ob er schon eine Frau verlassen hat. Jetzt erwacht der Neid! Mit scheelen Augen betrachten die andern Verbannten sein Glück, und drohen ihm, den ganzen Anschlag der Flucht zu verrathen. Verschiedene solcher Verrätherein werden von dem Grafen und seinem Anhange glücklich entdeckt, und ihre für sie nachtheiligen Folgen zu rechter Zeit hintertrieben, so daß selbst die Ankläger des Grafen für ihn zeugen. Endlich aber überzeugen sich die russischen Befehlshaber von Benjowskys Schuld, und offen liegt vor ihnen sein Plan zur Flucht. Schon ist der Befehl gegeben, den Grafen, als das Haupt der Verschwornen, zu arretiren. Jetzt aber greifen die Verschwornen plötzlich zu den Waffen, schlagen das ausgesandte militairische Kommando zurück, und überrumpeln die Festung ohne große Mühe. Bei dieser Gelegenheit wird der Gouverneur, der sich nicht ergeben wollte, erschlagen. Die Verschwornen sind jetzt zwar im Besitz der Festung, allein die Gefahren sind noch nicht alle besiegt. Es sammelt sich ein Haufen von 700 Kosaken und Kamtschadalen, welche das Fort umgeben, und den Grafen mit den Verschwornen auszuhun-

gern bedrohen. Diese Drohung wurde aber dadurch vereitelt, daß die Verschwornen Anstalten machen, die Weiber und Kinder der Soldaten, in eine Kirche zusammen gedrängt — zu verbrennen.

Dies bewirkt den Frieden. Die Kamtschadalen müssen sichs gefallen lassen, Geisseln wegen ihres künftigen Verhaltens auszuliefern, und den Verschwornen weiter kein Hinderniß in den Weg zu legen.

Oeffentlich und ungestört macht nun Benjowsky mit seiner Gesellschaft die nöthigen Anstalten zur Abreise. Diese geschieht auf einem weggenommenen Paketboot, dessen Kapitain man gewonnen hatte, aus dem Hafen von Bolscheretzk, den 11ten May 1771. Die Zahl der dienstthuenden Personen belief sich auf 75; im Ganzen aber waren es 96 Personen, welche nun ihr Heil auf der See versuchen wollten. Es begleitete den Grafen, ausser andern Weibspersonen, auch die unglückliche Aphanasia, ob sie gleich entdeckt hatte, daß er schon verheirathet sey. Ausser einer ansehnlichen Summe Geldes, die er durch Geschenke und Spiel erworben hatte, nahm er noch große Vorräthe an Ammunition, Victualien und kostbaren Fellen mit, die er größtentheils bei Eroberung der Festung erplündert hatte, und deren Werth er zu anderthalb Millionen Piaster anschlug.

Der erste Ort, wo Benjowsky nach seiner Abfahrt landete, war die Beringsinsel. Hier machte er mit einem Sachsen, Namens Leuchtenfeld, Bekanntschaft, der unter dem Namen Ochotyn Adjutant des Grafen Apraxin gewesen, und bei dessen Sturz nach Ochozk verwiesen worden war. Auch er war auf einem zum Seeotterfang ausgerüsteten Schiffe von da entflohen, hatte sich zweier andern bemächtigt, und mit 134 entschlossenen Menschen auf dieser Insel gelandet, von wannen er Willens war, Kamtschatka und Ochozk zu plündern, um Waffen und Werkzeuge zu einer hier anzulegenden Kolonie zu bekommen. Gegen seine Ueberzeugung mußte sich nun Benjowsky entschließen, nordwärts nach Amerika zuzuschiffen. Da aber Schwierigkeiten und Gefahren, besonders wegen anstoßender Eisschollen, immer zunahmen, so segelten die Abentheurer wieder rückwärts, bis sie endlich bei völlig aufgezehrtem Mundvorrath an einer Insel landeten, die sie wegen ihres willkommenen Wassers die Wasserinsel (Liquor) nannten. Das Wild, die ergiebige Fischerei und das gelinde Klima, hatten einen solchen Reitz für die Kamtschadalischen Flüchtlinge, daß die meisten dort zu bleiben beschlossen, um so mehr, da sie auf der Insel Gold und Diamanten vermutheten. Es gelang aber dem Grafen, sie von diesem Vorhaben durch das Vorgeben abzubringen, daß sie erst an der Japanschen Küste lan-

den, und von da Frauenzimmer, Getreide und Zuchtvieh mitbringen wollten.

Man segelte also weiter, und landete wirklich nach einer dreitägigen Fahrt (den 29ten Jul. 1771) an der Japanischen Küste, in der Bay Usilpatchar, und fand eine sehr günstige Aufnahme. Als man sich durch Worte nicht erklären konnte, legte man dem ans Land gestiegenen Offizier eine Karte von Japan und den umliegenden Küsten vor, um mit den Fingern anzudeuten, von wannen er käme. Mit Anerbietung einiger Geisseln und Ueberschickung ansehnlicher Geschenke an Reis, Vieh und Thee bat man den Grafen, ans Land zu kommen, weil der König ihn sprechen wollte. Er hieß Ulikamhy, war König von der Provinz Niphon, und Schwiegersohn des Kaisers von Japan. Benjowsky verweilte hier verschiedene Tage, wurde aufs Beste bewirthet, und fand einen Bonzen, der Holländisch sprach, durch den er sich verständlich machen konnte. Er erfuhr, daß der Befehl, Christen von Japan zu entfernen, nur auf Spanier und Portugiesen gehe. Als er wegen seiner eigenen Religion befragt wurde, gab er zur Antwort, daß er an den Gott glaube, der auch Gott von Japan sey, weil von ihm alles herkomme, und daß seine Religion darin bestehe, Gutes zu thun. Auf des Grafen Frage, was man in Japan von der Religion der Holländer halte, bekam er zur Antwort: die hätten gar keine Reli-

gion, denn sie wären Kaufleute, deren Gott das Geld wäre. Man that ihm den Antrag, sich mit seinen Leuten hier niederzulassen: er aber schützte seine Reise nach Europa vor, versprach seine Wiederkunft, bedung sich die Handelsfreiheit in Japan, und erhielt nicht nur diese, sonderlich mit Fellen, wovon er Geschenke machte, sondern auch mit Ueberreichung einer Japanischen Flagge das Recht, in allen Japanschen Häfen, doch ohne Priester und Religionsbücher, einzukaufen.

Nach erhaltenen kostbaren Geschenken, die in vergoldetem Porcellain, Thee, Taback, Perlen und funfzig Goldstücken, jedes von drittehalb Unzen bestanden, und die Benjowsky durch Gegengeschenke an Gewehr, Pulver und Fellen erwiederte, verließ er Niphon am 4ten August, segelte längs der Küste hin, und landete an einer andern Japanschen Insel, Xicoco, wo er aber eine weniger gute Aufnahme fand. In der Nachbarschaft dieser Insel, auf der Küste von Ximo, hatte er ein Gefecht mit einem Japanischen Schiffe, das er eroberte, und darin er an Seide, Baumwolle, Zucker, Leder, Taback, Porcellain und andern Waaren eine Beute von fast 400,000 Livres machte. Jetzt verließ er Japan gänzlich und kam an eine von den Liquejoinseln, Namens Usmayligon, die von China sowohl als Japan unabhängig ist, und wo seit dem Jahre 1749 ein portugiesischer Missionar, Ignatio Sallis,

aus dem Jesuiter Orden, die christliche Religion eingeführt hat. Und wenn die ausserordentliche Gutmüthigkeit, womit die Insulaner unsre Abentheurer unterstützten, eine Folge der Lehren dieses Paters seyn sollte, so wäre es schon Triumph genug für die Religion. Die Verehrung seines Namens, ob er gleich eine Tochter auf der Insel hinterlassen hatte, war noch unglaublich groß. Nur hatten sie, bei der Anbetung des Kreutzes, die Vielweiberey beibehalten. Die Insel zeugte Pomeranzen, Citronen, Ananas, Pisangs, Melonen, Weintrauben, Reis, Zuckerrohr, Baumwolle, war vorher von dem Pater Ignatius, und nach dessen Tode von einer Versammlung alter Männer regiert worden.

Dem Grafen wurde hier, (neben der Aphanasia, die er am Bord hatte) wieder eine Braut aufgedrungen und Land zu einer Niederlassung für seine Leute angeboten: er aber verspricht, nach zwei Jahren mit bessern Kolonisten zurück zu kommen, und setzt darüber mit den Oberhäuptern einen schriftlichen Kontrakt auf. Nach gegenseitigen ansehnlichen Geschenken, die an Gewehr und Pulver, mit den vorhergehenden zusammen genommen, beinahe die Summe der ganzen Schiffsladung überstiegen, verläßt er diese glückliche Insel, und landet den 28. August 1771 an der Insel Formosa.

Hier war der Empfang anfangs ziemlich feindlich. Die Wilden, welche den dritten Theil der

Insel inne haben, mordeten einige von der Schiffsgesellschaft, das aber grausam gerochen wurde. Nun verständigten sich beide Theile, und Benjowsky gieng mit dem Fürsten des Landes, Huapo, eine Verbindung zur Bekriegung seiner Feinde ein, der ihm das Versprechen that, nach Vertilgung der Chinesen ihm das Königreich der Insel abzutreten. Auch dies nahm der Graf auf seine Zurückkunft an. Er schlug Huapo's Feinde, und wurde dafür mit 25 Pfund Gold, acht Centnern Silber, vielen Perlen und andern Kostbarkeiten beschenkt. Alle diese Gaben vertheilte er unter seine Leute, welche von den Reizen der Insel gefesselt, gerne hier geblieben wären, hätten sie ihren Anführer dazu bewegen können. Er vertröstete sie mit der Wiederkunft und schiffte weiter nach Macao, in der Hoffnung hier ein europäisches Schiff zu finden. Hier fand er den Gouverneur mit Priestern und Mönchen umgeben, die ihn und seine Leute bekehren wollten. Auf mancherlei Weise versuchten es die Engländer, den Grafen zu überreden, in die Dienste der ostindischen Kompagnie zu treten, ihnen seine Manuscripte einzuhändigen, und seine gemachten Entdeckungen mitzutheilen. Er hatte sich aber vorher schon mit den französischen Direktoren eingelassen, auf deren Schiffen er mit seinen Gefährten nach Europa heimkehren wollte. Auch die Holländer thaten ihm ähnliche Anerbietungen; die Englän-

der suchten sogar einige von des Grafen Gefährten ihm abwendig zu machen, und einer von ihnen gieng wirklich in holländische Dienste. Das Klima von Macao war ihnen sehr gefährlich, und Benjowsky verlor an diesem ungesunden Orte 24 Personen, unter denen auch seine Gattin Aphanasia war. Ihm blieb von dem mitgenommenen Pelzwerk, das meistens vom Seewasser verdorben war, und den kostbaren Geschenken, die er unter andern in Formosa erhalten hatte, wenig übrig. Er verkaufte in Macao an Pelzwerk für 28,000 und seine Schiffe für 4500 Piaster. Zuletzt gieng er mit seinen übrigen Gefährten auf zwei französischen Fahrzeugen nach Fort L'orient, und mußte für ihre Fracht 115,000 Livres bezahlen.

Die Reise war glücklich, und Benjowsky kam am 19ten May 1772 in Frankreich an. Er fand seinen Onkel aus Polen in Baar, ließ seine Gemahlin aus Ungarn kommen, und erhielt vom Minister Duc d'Aiguillon den Auftrag, in Madagaskar eine Kolonie anzulegen, wie er es in Formosa Willens gewesen war, in der Absicht, um den Inseln de France und Bourbon von daher Subsistenz zuzusichern, neue Handelswege zu eröffnen, und Leute zu ernähren, die in dem nächsten ostindischen Kriege dienstfähig wären.

Benjowsky war bereit, den Wünschen der Regierung zu entsprechen. Er segelte im März 1773

nach Madagaskar, mit der Anweisung, Mannschaft, Schiffe, Waaren, Lebensmittel, Geld und Ammunition von Isle de France aus zu erhalten. Auf dieser Insel aber sah man ein Etablissement in Madagaskar für den Ruin der dasigen Kaufleute an — und daraus konnte er leicht abnehmen, was er sich für Unterstützung von daher werde zu versprechen haben, wie auch der Erfolg bald genug zeigte. Der Antrag, den er an die Oberhäupter der Nation that, bestand darin, daß der König in Frankreich die Einwohner von Madagaskar in Schutz nehmen, und ein Etablissement und Waarenlager unter ihnen errichten wollte, woraus sie zu allen Zeiten das, was sie brauchten, nach billigen Preisen, gegen Produkte ihres Landes, sonderlich gegen Reis, bekommen könnten; sie möchten daher einen Allianztraktat mit ihm schließen, und ihm Land zu dieser Anlage einräumen.

Der Antrag gefiel, die Bedingungen wurden festgesetzt und beschworen. Es wurden Festungen angelegt; unruhige Völker der Insel, die zum Theil selbst von Isle de France aus zum Widerstand waren aufgehetzt worden, wurden überwunden; der Graf wußte die Gunst und das Zutrauen der Nation zu gewinnen, und die Anstalt hätte den herrlichsten Fortgang haben müssen, wenn er nicht in allen seinen Absichten von dem Gouvernement in Isle de France selbst wäre gehindert und verlassen

worden. Er wurde zuletzt durch das Mißtrauen des Ministeriums veranlaßt, gar das Kommando abzugeben; welches er jedoch auf die Bitten der Truppen sowohl als der Nationen wieder annahm. Freiwillig trugen ihm die Nationen des Landes die Oberbefehlshaberstelle auf der Insel an, und beschworen ihn, in dem Lande zu bleiben. Er verließ Louisbourg, und baute Fortlouis und Wohnungen in der sogenannten Gesundheitsebene, that viele Schritte zur Civilisirung der Einwohner z. B. in Abschaffung des Gebrauchs, schwache Kinder auszusetzen, und erhielt sich mit seinem Etablissement verschiedene Jahre, nicht nur ohne Unterstützung, sondern sogar unter fortwährenden Chikanen und Aufhetzungen von Seiten des Gouvernements in Isle de France, durch seine eigenen Vorschüsse und durch seinen Kredit. Schon hatte er für 300,000 Livres Waaren und Sklaven, deren ihm die Häupter der Nationen in Menge lieferten, abgeben können; schon sah er auf den Ländereien seiner Kolonisten Zuckerrohr, Baumwolle, Indigo und anderes hervorwachsen, bekam viele 100 Ochsen von den Insulanern geschenkt — verließ aber doch die Insel im Jahre 1776, gegen die Bitten der Nationen, die ihm Schutz gegen seine Feinde und Unterwerfung versprachen, um sich in Versailles zu rechtfertigen.

In Frankreich fand der Graf kein Gehör. Er begab sich daher zum Kaiser und hernach nach Eng-

land. Aber auch hier wurde sein annehmungswürdiger Antrag wegen der Unterwerfung der Insel Madagaskar unter Englische Oberherrschaft, und Bewilligung vieler Vortheile im Handel und in künftigen Kriegen in Ostindien, gegen verzinsbaren Vorschuß von 50,000 Pfund Sterling in Waaren und Kriegsvorräthen, nicht angenommen. Er gieng daher im Jahr 1784, nachdem ihm Privatpersonen für 4000 Pfund Sterling an Waaren anvertraut hatten, nach Baltimore und von hier in eben dem Jahre mit einem amerikanischen Schiffe nach Madagaskar. Er kam glücklich an, ward von einigen der dortigen Rohandrians freundschaftlich aufgenommen, allein von seiner Equipage verlassen, weil sie glaubten, er wäre in einem Gefechte mit den Eingebohrnen umgekommen. Der Graf blieb also auf der Insel, und seine Anhänger vermehrten sich so zahlreich, daß er die Franzosen und einige ihrer dortigen Niederlassungen angreifen konnte. Es wurden also reguläre Truppen gegen ihn ausgesandt, von denen er den 23. May 1786 erschossen wurde.

So starb dieser Abentheurer, der wegen seiner guten Eigenschaften ein besseres Schicksal verdient hätte — wenn er anders immer die Wahrheit von sich gesagt hat. Er hat seine Reisen und Schicksale in französischer Sprache selbst beschrieben. Sie wurden aber zuerst Englisch gedruckt, und sogleich

dreimal ins Deutsche übersetzt, von Forster dem Vater, dann von dem Sohne, und zuletzt von den Gebrüdern Ebeling, deren Bearbeitung unstreitig die vorzüglichste ist. So reich aber dieses Werk an sonderbaren Ereignissen ist, so arm und geringfügig ist es für Erd- und Länderkunde.

Ritter Karl von Linné,

Schwedischer Naturforscher.

Noch nie hat Schweden und man kann sagen der Norden von Europa einen Gelehrten hervorgebracht, der ein so glücklicher und erfindungsreicher Verbesserer einer Wissenschaft gewesen, dessen Aussprüche so allgemein als Gesetze, als die richtigsten Bestimmungen in derselben angenommen, dessen Name dadurch in allen kultivirten Ländern des Erdkreises so bekannt und unsterblich geworden, als der des Ritters von Linné. Ein Tycho de Brahe bleibt der Stolz von Dänemark — das freilich ursprünglich und eigentlich sein Vaterland nicht war und durch belohnenden Aufenthalt nicht wurde — allein die Wissenschaft, in der er glänzte, hat schon zu seiner und noch mehr nach seiner Zeit Männer gehabt, die ihm bei weitem das Verdienst origineller Erfindungen und den Rang der ersten Größe in

seinem Fache abgewonnen haben. Wir kommen hier nicht auf die Britten. Aber auch selbst ihre unsterblichen Genies haben, einzeln genommen, nicht so ausgebreitet gewirkt, keine so große Zahl von Jüngern und Lehrlingen in allen Landen gehabt, als Linné im Fache der Botanik und überhaupt der Naturgeschichte.

Dieser große Mann war in dem Dorfe Röschult oder Rashult, in der Provinz Smaland, am 24ten May 1707 gebohren. Sein Vater, damals Vikar dieses Orts, wurde nachher Pfarrer zu Stenbrohult. Auf dem Meyerhofe, wo er gebohren ist, steht noch jetzt ein großer Lindenbaum, von welchem seine Voreltern den Beynamen Tyliander, Lindelius und Linnäus bekommen haben. Eine gewöhnliche Sache in Schweden, daß Beynamen von dergleichen natürlichen Gegenständen hergenommen werden. Vielleicht wäre daraus zu schließen, daß der Geschmack an Naturkenntniß daselbst sehr alt ist. Karl Linné, sein Vater, ein großer Blumiste, beschenkte seine Frau, während ihrer Schwangerschaft mit diesem ihren ersten Sohne, oft mit Blumen. Seine Wiege wurde mit Blumen bestreut, und man gab ihm Blumen statt Spielzeug. Der Vater hatte keinen andern Wunsch, als daß dieser Sohn einst sein Gehülfe, sein Nachfolger im Amte werden möchte. Dieser Wunsch überwog bei ihm jede andere Idee und Aussicht, die die muntere Gelehrigkeit und

das Genie erregen konnte, das in dem Knaben hervorblickte. Der erste Unterricht, den ihm der Vater ertheilte, Unterredungen, Anweisungen desselben, alles zweckte zu seiner künftigen Bestimmung als Prediger ab.

Ein zufälliger Umstand aber erregte bei dem jungen Linne die Neigung zu einem ganz andern Fache. Der Vater hatte als Landprediger einen ansehnlichen Garten bei seinem Hause und war ein Freund von Blumen. Die Neigung des Vaters erregte auch bald die Liebe des Sohnes zu denselben. Er bekam das Geschäft die Blumen zu begießen, Kräuter mit zu pflanzen u. s. w. Die Besorgung dieser kleinen Gärtnerarbeiten wurde bald sein größtes Vergnügen. Er erhielt selbst ein Beet zur eigenen Disposition; und dieses wurde — man denke den kleinen Umstand — die Schule seines Studiums. Um dies Beet recht gut und bunt zu besetzen, fieng er — damals in seinem neunten Jahre — an, kleine Streifereyen in die benachbarten Gehölze und Felder zu unternehmen, Blumen und Kräuter zu sammeln, wobei seine Wißbegierde, wie seine kleinen botanischen Kenntnisse immer zunahmen. Der Vater erlaubte ihm dies unschuldige Vergnügen, da es seine angewiesenen Beschäftigungen nicht zu beeinträchtigen schien.

Indeß wurde Linne zur weitern Erlernung der Schulwissenschaften im Jahr 1717 auf das Gymnasium

sium nach Werjö geschickt. Seine Neigung zum Naturstudium, die schon tiefe Wurzel geschlagen hatte, wanderte mit ihm dahin. Jede nur irgend freie Stunde wurde demselben gewidmet. Der Rektor des Gymnasiums, Lanärius, der selbst ein Freund der Kräuterkunde war, liebte deswegen den Jüngling. Von allen Schülern war Linné am wenigsten zu Hause. Er studierte im Felde. Dieses beständige Herumwandern, wovon man keinen Grund, keinen Erfolg sah und das auch in einigen Schul-Lektionen zurück setzen mochte, bewog die meisten Lehrer zu Klagen bei seinem Vater; Klagen, die so häufig und nachdrücklich wurden, daß dieser beschloß, seinen Sohn, weil er für träge und ungeschickt zum Studieren gehalten wurde, von dem Gymnasium zurück zu nehmen und ihn ein Handwerk lernen zu lassen. Schon hatte man bestimmt, ihn bei einem Schuster in die Lehre zu geben.

Ein glücklicher Genius verhinderte die Ausführung dieses Vorhabens. Ein Arzt zu Werjö, Namens Rothmann, hatte die Neigungen und die glücklichen Anlagen des jungen Linné kennen gelernt. Die Nachricht von der neuen Bestimmung desselben war ihm so auffallend als unangenehm. Er begab sich zu seinem Vater, schilderte ihm den wirklichen Fleiß, die besondern Talente seines Sohnes zu den Naturwissenschaften und brachte es dahin, daß man ihn beim Studieren lassen wollte. Dieser Entschluß

war aber sehr ungern genommen. Vater und Mutter wollten einen künftigen Geistlichen in ihrem Sohne sehen und die Hoffnung dazu war schon fast ganz verschwunden. Die Mutter unter andern war mit jener Veränderung auf eine eigene Art so unzufrieden, daß sie ihren zweiten Sohn, Samuel Linnäus (geb. 1718.) nachmals immer von den Gartengeschäften abzuhalten suchte, damit er nicht dem bösen Beispiele seines Bruders folgte.

Inzwischen machte Linné zu Werjö die ansehnlichsten Fortschritte in seinem Lieblingsstudium. Rothmann trug dazu nicht wenig bei. Er hatte ihn in sein Haus genommen, verstattete ihm den Gebrauch seiner Bibliothek, und unterstützte ihn beim Anfange seiner akademischen Laufbahn. Diese betrat er im 20sten Jahre seines Alters. Er begab sich auf die Universität nach Lund. Von Glücksgütern entblößt, aber mit empfehlenden Eigenschaften und Kenntnissen versehen, hatte er bald das Glück, die Zuneigung und Freundschaft eines seiner vorzüglichsten Lehrer, des Professors Stobäus, zu erlangen. Dieser nahm ihn in sein Haus und gab ihm die schönste Gelegenheit, seine Kenntnisse zu erweitern. Linné wußte sie zu benutzen. Er fieng an, ein Kräuterbuch anzulegen, studierte mit der eifrigsten Anstrengung, oft bis tief in die Nacht hinein. Stobäus, der dies späte Aufbleiben bemerkte, glaubte, daß er mit seinen Hausburschen lange spiele und mit ihnen

in Gesellschaft sey. Er beschloß, ihm dies Unwesen abzurathen, überraschte ihn einst spät, fand ihn aber in der Gesellschaft von Todten, in die Werke der größten Botaniker vertieft.

Jemehr Linne' den Umfang seiner Studien kennen lernte, desto größer wurde seine Wißbegierde. Diese zu befriedigen, achtete er keine Schwierigkeiten, keine schreckende Vorstellungen. Nach einem einjährigen Aufenthalte zu Lund entschloß er sich, die Hauptakademie seines Vaterlandes, Upsal, zu besuchen, die gerade damals mit berühmten Lehrern seiner Lieblingswissenschaften prangte. Die Aussichten waren die trübsten, denn sein Vater konnte ihn nicht unterstützen. Linne' fügte sich in sein Mißgeschick, erwarb sich durch Gefälligkeiten einige Unterstützung von seinen Mitschülern, speiste bei ihnen herum, trug ihre abgetragenen Kleider und flickte ihre zerrissenen Schuhe mit Baumrinde für sich zurecht. Nichts unterdrückte seinen Enthusiasmus für sein Lieblingsstudium. Die Entwürfe, die er schon anfieng zu machen und die Aussichten in eine bessere Zukunft, belebten ihn immer mit neuem Muthe. Einer seiner vertrautesten jungen Freunde, der in den Studien mit ihm wetteiferte, war der junge Artedi, ein aufblühendes Genie, das der Naturgeschichte nachmals zu früh entrissen wurde. Er hatte nemlich das Unglück, wie er nachmals unverhofft auf seinen Reisen zu Amsterdam mit Linne' zusam-

men traf, beim einstmaligen Zurückkehren nach seinem Logis des Abends in einen Kanal zu fallen und zu ertrinken.

Seine Lage änderte sich auch bald vortheilhaft. Olaus Celsius, einer der berühmtesten Männer damals zu Upsal und der Wiederhersteller der Naturgeschichte in Schweden, hatte im botanischen Garten an Linné vielen Fleiß und einen ungewöhnlichen Scharfsinn bemerkt, nahm ihn zu sich in sein Haus, und ließ ihn Theil an seinen gelehrten Arbeiten nehmen. Bald darauf wurde er Olaus Rudbeck empfohlen. Dieser übertrug ihm den Unterricht seiner Söhne und ließ ihn für sich Vorlesungen im botanischen Garten halten. Um diese Zeit fieng Linné schon an, den Grund zu seinem neuen System zu legen. Eine scharfsinnige und gelehrte Abhandlung, die er über die Vergattung der Bäume (de nuptiis arborum) herausgegeben hatte, erregte zu Upsal eine allgemeine vortheilhafte Idee von ihm. Die Akademie der Wissenschaften daselbst war damals mit mehrern Entwürfen zur Erweiterung der Kenntnisse, besonders von den innern Merkwürdigkeiten Schwedens beschäftigt. Unter andern sollte Lappland zur nähern Kenntniß und Untersuchung von dessen Produkten bereiset werden. Man schlug hierzu Linné vor. Die ganze Summe, die zu dieser Reise ausgesetzt war, betrug 50 Thaler. Mehr durch die Ehre und besonders durch

seine Lieblingsneigung, als durch diesen Preis ermuntert, trat Linné die Reise im Sommer 1731 allein zu Fuß durch diese öde Landschaft an, übte seinen Beobachtungsgeist und kam, mit neuen Kenntnissen bereichert, im folgenden Jahre nach Upsal zurück.

Er hatte sich zu seinem fernern Aufenthalte daselbst die schmeichelhaftesten Hoffnungen gemacht. Seine ausgebreiteten Einsichten ließen ihn Beifall erwarten, und das Glück schien seinen Wünschen zu entsprechen. Er fieng an, Vorlesungen über die Naturgeschichte zu halten. Sie wurden ungewöhnlich stark besucht — aber die Freude dauerte nicht lange, denn der Neid fand bald Mittel, die Thätigkeit des Genies zu unterdrücken. Linné hatte nicht promovirt, daher brachte es ein gewisser Professor Rosen dahin, daß ihm das Lesen verboten wurde. Dies brachte den jungen Docenten so auf, daß er gegen Rosen den Degen zog. Die traurige Lage, in die er sich auf einmal versetzt sah, wo er aus seinem liebsten Wirkungskreise gerissen, wo er eines vorzüglichen Mittels seiner Subsistenz beraubt wurde, konnten auch eine solche Aufwallung wenigstens entschuldigen.

Die Aussichten zu Upsal waren also vorerst dahin. Doch das Glück zeigte ihm bald einen neuen Weg. Er erhielt den Antrag, die Söhne des Baron Reuterholm, Gouverneur von Dalecarlien, mit

einigen andern jungen Naturforschern, auf einer Reise durch die schwedischen Provinzen zu begleiten. Eine nähere Kenntniß der Bergwerke war der Hauptzweck derselben. Am längsten hielt man sich zu Fahlun, dem schwedischen Kupfer-Potosi, auf. Linné fieng an, Bergwerks-Vorlesungen zu halten, wurde in dem Orte allgemein bekannt, unter andern auch mit dem dasigen Provinzial-Arzt, Namens Moräus. Linné gewann die Tochter desselben lieb — und diese bestimmte und beförderte die Laufbahn, auf der er in der Folge so glänzte.

Das akademische Leben war fortdauernd der Lieblingswunsch von Linné. Hierzu mußte er aber Doktor werden, und das konnte noch damals nur auf einer auswärtigen Universität geschehen. Um dies zu bewerkstelligen, schenkte ihm seine Geliebte hundert Dukaten. Linné wollte auf einer Universität in Holland promoviren. Eine weite Reise bei kleinen Reisekosten! Mit Vergnügen trat er die Reise über Kopenhagen und Hamburg an, wo es ihm so wohl gefiel, daß er sich länger verweilte, als es seine Finanzen erlaubten. Endlich riß er sich los, promovirte in Harderwyk, und — die Börse ward leer.

In dieser Verlegenheit wandte er sich an Boerhave. Noch mehr, wie die Empfehlungsschreiben, die er an ihn hatte, empfahlen ihn seine eigenen Kenntnisse. Die Botanik fand von jeher

die größten Freunde und Liebhaber unter den Holländern; ihre Neigung, ihr Aufwand für Blumen ist bekannt. Ein Herr van Clifford nahm auf Boerhavens Empfehlung Linné zur Anordnung und Beschreibung der Blumen seines großen Kunstgartens zu Hartecamp zu sich. Ein angenehmes Geschäft für Linné und das die Dankbarkeit ihm unvergeßlich machte. Clifford gab ihm täglich 2 Dukaten, und ließ ihn größtentheils auf seine Kosten eine Reise nach Frankreich und England machen. Linné machte mit den größten Naturkündigern daselbst Bekanntschaft, und kehrte erst nach einer Abwesenheit von drei Jahren in sein Vaterland zurück. Er ließ sich als Arzt zu Stockholm nieder, und heirathete im Junius 1739 die Geliebte, die seine Wohlthäterin geworden war. Das neue Glück und das gute Fortkommen, das er in seinem Vaterlande erwartet hatte, erfolgten anfangs nicht. Seine ausgezeichneten Gaben und Einsichten konnten indeß nicht unbekannt bleiben. Der Staatsminister, Graf Tessin, dieser große Freund und Kenner der Wissenschaften, wurde sein Gönner; und von nun an stieg Linné an Ehren und Belohnung. Man übertrug ihm die Anordnung des Naturalienkabinets, das der König anlegen ließ, und erhob ihn zum Präsidenten der königlichen Akademie der Wissenschaften, die unter seiner Mitwirkung eben errichtet wurde.

Wie schon oben erwähnt, war die Akademie der Wirkungskreis, in welchen sich Linne' am liebsten versetzt wünschte. Jetzt machte es ihm die Protection nicht schwer, auch diesen Wunsch zu erreichen. Schon im Jahre 1741, in seinem 34ten Jahre, wurde er zum Professor der Botanik in Upsal ernannt. Sein Vater hatte die Freude, den wachsenden Ruhm seines Sohnes zu sehen, indem er erst im Jahre 1748, in einem Alter von 70 Jahren starb.

Die Akademie daselbst erhielt jetzt mit Linne' eine neue Epoche ihres Glanzes und Ruhmes. Einige von seinen klassischen Schriften, von denen er schon in Holland die Grundrisse herausgegeben hatte, erregten ein allgemeines Aufsehen und die Reformation der Naturgeschichte verbreitete sich von Upsal durch Europa. Mehrere Akademien und Regierungen beeiferten sich, den schöpferischen Verbesserer jener Wissenschaft zu besitzen. Von Göttingen, von Petersburg, ergiengen die vortheilhaftesten Einladungen an ihn. Noch nie war ein Schwede so gesucht, noch nie in so entfernte Länder von Europa gerufen worden. Selbst der spanische Hof bewarb sich um diesen nordischen Lehrer und machte ihm die reitzendsten Anerbietungen. Bei einem Jahrgehalte von 2000 Piastern sollte er in den Adelstand erhoben werden und als ein naturalisirter Spanier Protestant bleiben können.

Aber alle diese Reitze überwogen nicht die Liebe, die Linne' zu seinem Vaterlande hatte. Dies ehrte und schätzte auch dankbar seine Verdienste. Im Jahr 1753 wurde er zum Ritter des Nordstern-Ordens und drei Jahre nachher auch in den Adelstand erhoben. Im Jahr 1776 verdoppelte ihm Gustav III. sein Gehalt und schenkte ihm noch ein Landgut, da er schon selbst das Gut Hammarby gekauft hatte. Diese Auszeichnungen und Belohnungen, sein allgemeiner Ruhm und der Beifall, den er zu Upsal genoß, waren ihm der süßeste Lohn seiner Bemühungen. Die meisten und berühmtesten Akademien in Europa machten ihn zu ihrem Mitgliede. Aus den entferntesten Ländern kamen Jünglinge her, um ihn zu hören. Bei den botanischen Instruktionen und Wanderungen, die er anstellte, hatte er meistens eine Begleitung von 2 bis 300 wißbegierigen Lehrlingen. Dieses akademische Heer vertheilte sich auf solchen Wanderungen in verschiedene streifende Korps. War ein seltenes Kraut, eine neue, unbekannte Pflanze gefunden, so wurde mit Waldhörnern das Signal zum Versammeln gegeben und ehrfurchtsvoll hörten sie dann die Bemerkungen und Erklärungen ihres großen Lehrers.

Nach einer unausgesetzten Thätigkeit, womit Linne' den Wissenschaften und der Welt genützt, starb er am 10. Januar 1778. Bei dem glücklichen Alter, das er erreicht hatte, war sein Tod nach

immer ein zu früher Trauerfall. Die Ehrenbezeigungen, die man ihm nach seinem Absterben erwies, waren seiner Verdienste, seiner braven Mitbürger und ihres erleuchteten Regenten würdig. Sein Leichnam wurde mit ungewöhnlicher Feierlichkeit in der Domkirche zu Upsal beigesetzt. Der König ließ eine besondere Medaille auf seinen Tod prägen, und bedauerte selbst in einer Rede, die er im Jahre 1778 an die versammelten Reichsstände hielt, den Verlust, den Schweden durch den Tod Linne's erlitten.

Allerdings war er die Ehre seines Vaterlandes und eine gelehrte Zierde seines Jahrhunderts. Wir enthalten uns hier, seine Schriften und seine Verdienste besonders anzuführen, da beide zu bekannt sind, um in neue Erwägung gebracht zu werden. Linne' war der unsterbliche Reformator der Naturgeschichte, der Schöpfer eines geordnetern, bessern Systems, das von ihm den Namen hat.

In seinem Charakter und Wesen hatte er verschiedenes Eigenthümliche; einige Haupteigenschaften aber mit andern großen Männern gemein. Wie Newton und andere war er ein großer Verehrer der Gottheit, die er bei seiner tiefen Kenntniß der Natur, anschauender wie gewöhnlich, zu bewundern geleitet ward. Ueber die Thüre seines Hörsaals hatte er die Inschrift gemacht: Innocui vivite; numen adest. (Lebe unsträflich; ein göttliches Wesen

ist gegenwärtig!) Wie andere große Männer, war er bei einem lebhaften Temperamente ganz enthusiastisch in seinen gelehrten Unternehmungen und Arbeiten. Daher die Heftigkeit, womit er seine durchdachten Meinungen behauptete und gegen andere vertheidigte. Eben daher die große Ruhmbegierde, die ihm eigen war, und die Neigung, sich selbst mit vieler Freigebigkeit zu loben. Wenn man auch zugiebt, daß dies ein Fehler war — und das wird keiner leugnen — so muß man auch von der andern Seite gestehen, daß er ohne diesen Enthusiasmus, ohne diesen starken Sporn der Ehrbegierde und dieses hohe Selbstgefühl nicht der große Mann würde geworden seyn. Ein phlegmatischer, ein indolenter Mann wird sich nie zu einer gewissen Höhe emporschwingen.

Von Natur war Linne' klein, und schien noch kleiner, weil er gebückt gieng. Seine Augen waren ausserordentlich sprechend und feurig; sein Umgang lebhaft und angenehm; seine Sparsamkeit im Hauswesen ausserordentlich — eine Folge seiner vormaligen Nahrungssorgen und drückenden Umstände. Worte, Gedanken, Leben — alles war bei ihm systematisch. Sein Gedächtniß wurde früh schwach. Eben der Mann, der die Eigenschaften der Kräuter und Blumen so genau klassificirt, der tausend Unterscheidungen so genau und distinct in seinem Gedächtnisse zusammen gefaßt hatte, konnte sich nach-

mals so wenig besinnen, daß, wie er einst einen Brief an seinen Schwiegervater abschicken wollte, er seine Gattin fragen mußte: wie doch ihr Vater hieße.

Die männliche Nachkommenschaft des großen Mannes erlosch mit seinem Sohne Karl von Linné, der im Jahre 1783 in einem Alter von 42 Jahren starb. Er war in dem akademischen Amte der Nachfolger seines Vaters geworden, und hatte sich als einen würdigen Erben seiner Kenntnisse gezeigt.

Georg Ludwig Le Clerc Graf von Büffon.

Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Paris, Aufseher des königlichen Gartens und naturhistorischen Kabinets.

Auch einer der Oberpriester in dem Heiligthume der Natur! — Mit kühner Phantasie schwung er sich über die Sphären empor, — um gleichsam die Plane des Schöpfers in der Nähe zu betrachten, sah einen ungeheuren Feuerballen von der Sonne sich losreissen, sich durch den Umschwung rund wälzen, nach einer Zeit von 36 tausend Jahren erkalten, und endlich geschickt zu einem Wohnplatze für Menschen werden. Ließ er sich wieder auf die Erde herab — dann beschrieb er aufs genaueste die Thiere, die darauf wandeln, die Vögel in der Luft, und was der Schooß der Erde verbirgt. Daher seine allgemeine Naturgeschichte ein so klassisches Buch, und der Verfasser ein Mann, den ganz Europa ehrte.

Dieser gelehrte Naturforscher und Philosoph war am 7ten September 1707 zu Montbard in Bourgogne gebohren. Sein Vater war Parlementsrath, und hatte ihn für das nemliche Civilfach bestimmt. Was sind doch die Bestimmungen der Eltern, wenn das Genie der Kinder widerspricht? Der junge Büffon wählte die Wissenschaften, und eine besondere Ambition trieb ihn, mit den großen Männern in seinem Vaterlande, die er zu Vorgängern hatte, zu wetteifern. Er studirte zuerst auf dem Gymnasium zu Dijon, und seine Lehrer ließen es sich angelegen seyn, die trefflichen Talente ihres Zöglings auszubilden. Der Erfolg davon war der erwünschteste. Von der Natur mit einem ungewöhnlich starken Körper begabt, überließ er sich mit der unermüdlichsten Anhaltsamkeit — selten die Eigenschaft des Genies — leidenschaftlich dem Studium, und glücklicherweise fiel seine Thätigkeit auf keine frivolen Gegenstände. Schon von seiner ersten Jugend an hatte die Geometrie etwas Anziehendes für ihn. Es ist bekannt, wie sehr diese Wissenschaft dazu dient, dem Geist eine richtige Bildung zu geben und wie sehr sie schon eine gewisse Richtigkeit im Denken voraussetzt. Statt sich nun, wie seine andern Kameraden, den Ergötzlichkeiten seines Alters zu überlassen, machte Büffon, bei seinem Aufenthalte zu Angers, wo er seinen akademischen Studien oblag, eine vertraute Bekanntschaft mit

dem Pater Landreville, aus dem Orden des Oratoriums, der Professor der Mathematik am dasigen Kollegium war. Die Freundschaft und die guten Rathschläge dieses weisen und gelehrten Mannes nutzten ihm viel und er erinnerte sich immer mit Zärtlichkeit der köstlichen Unterhaltung wieder, die er hier in der Unthätigkeit und Muße der Provinz gefunden hatte.

Er war dazu gebohren, ausgezeichnete Freunde zu besitzen. Diese wählte er aus der Klasse von Menschen, die mit den Grundsätzen einer vorzüglichen Erziehung Geist und Talente verbinden. Noch vor seiner Abreise aus Dijon hatte er sich mit dem Gouverneur des jungen Herzogs von Kingston, eines der ersten englischen Lords, aufs engste verbunden. Der brittische Mentor führte ihn, als zweiten Telemach, nun auf einer Reise nach Italien, die für seine Neigungen den interessantesten Erfolg hatte. Statt Gemälde, Statuen und Ruinen zu besehen, betrachtete er Italien als ein reiches Magazin naturhistorischer Schätze, welche aufzusuchen, und darüber zu denken, schon damals seine Lieblingsidee war. Die Asche des Plinius bei Herkulanum schien ihn gleichsam zu beleben, und fachte seinen Enthusiasmus für die Naturgeschichte noch mehr an, daß wir dieser seiner Reise nach Italien die Denkmäler seines unsterblichen Verdienstes zu danken haben.

Als er wieder nach Frankreich zurück gekommen war, beschäftigte er sich mit einigen Uebersetzungen englischer Werke, ein Beweis, daß er schon frühzeitig das Bedürfniß fühlte, eine Sprache zu kennen, die so reich an guten Schriften aller Art geworden ist. Doch dieses Geschäfte war für seinen forschenden Geist bald zu klein; er fieng nun an seine Kräfte zu fühlen, und er war selbst dazu bestimmt, in alle Sprachen übertragen zu werden. Eine Reise nach England unterbrach seine ordentlichen Arbeiten, und ob er gleich nur ein Vierteljahr in London blieb, so wußte er diese kurze Zeit besser, als Andere Jahre zu benützen.

Dem Genie fehlt es öfters in der Welt an hinlänglichem Vermögen, um nicht in seinen Fortschritten gehemmt zu werden. Unsern jungen Naturforscher traf dies, auf der Bahn der Künste und Wissenschaften so gemeine, Loos nicht. Reich durch sein mütterliches Erbtheil, ziemlich in der Kunst bewandert, Vermögen zu erwerben, und Oekonom genug, es zusammen zu halten, war ihm Voltaires Loos bestimmt, über alle Bedürfnisse weg zu seyn, und, wie er, mit einem ausserordentlichen Reichthum schließen zu können. Funfzehn tausend Livres jährliches Einkommen, waren für einen jungen, wohl eingerichteten Mann, der dem Geschmacke an den Wissenschaften alle andere Neigungen untergeordnet hatte, ein unermeßlicher Schatz. Ob er

gleich

gleich die weibliche Gesellschaft ausserordentlich liebte, so war er doch nicht dazu geeigenschaftet, ihre Phantasien auf Kosten seines Vermögens zu befriedigen. Ueberdies ließ die überwiegende Neigung für sein Fach ihren Reitzen keine Zeit, zu viel Eindruck auf sein Herz zu machen.

Er kam endlich nach Paris, beschloß sich daselbst niederzulassen, und war nun darauf bedacht, sich Verbindungen zu verschaffen, die seinen Planen und Entwürfen beförderlich wären. Er hatte sie durch Nachdenken zur Reife gebracht, und alle liefen sie aus von dem großen Gedanken, sich vor dem Alltäglichen auszuzeichnen und die Naturwissenschaft auf eine Höhe empor zu bringen, die sie vorher noch nie erreicht hatte. Nicht, als wenn sich noch keine vorzüglichen Köpfe damit beschäftigt hätten; Frankreich hatte schon seine Tournefort und andere berühmte Männer in diesem Fache gehabt; allein ihre Imagination war weder fruchtbar, noch ihr Styl blühend genug, um die Schönheiten der Natur allen Geistern fühlbar zu machen. Es mußte ein großer Mahler seyn, und den fand man nicht; eine Ehre, die für Büffon aufbehalten war. Er besaß alle dazu nöthigen Eigenschaften im hohen Grade; reifen Verstand, eine fruchtbare Imagination, einen blühenden Styl.

Es ist ein Glück für einen Mann, wenn er für seine Stelle gemacht ist, und eben so ein Glück

für den Staat, der sich alsdann versprechen kann, für seine Aussaat zur Beförderung der Künste und Wissenschaften, auch wieder erndten zu können. Büffon war ganz an seinem Platze, als er im Jahre 1744 zum Intendanten des königlichen Gartens ernannt wurde. Jetzt bot er alle Kräfte seines erhabenen Genies auf, dem Studium der Naturgeschichte überall Liebhaber und Beförderer zu gewinnen. Der Umfang der Kenntnisse, die er sich in der Hauptstadt und in seiner glücklichen Muße zu Montbard gesammelt hatte, war unermeßlich. Die ganze Geographie der Erde lag vor seinen Augen, und nichts kommt der Geschwindigkeit bei, mit der er ihre grenzenlose Räume durchlief, und immer Bemerkungen geographischer Thatsachen gegen einander stellte. Er hatte alle Reisebeschreibungen gelesen, und zwar mit dem Blick des Philosophen, der unter dem Chaos zu wählen weiß. Sie verschafften ihm den Nutzen, daß er aufgezeichnete Fakta der Natur erhielt, die er in seinen Abhandlungen über den Menschen und die Thiere trefflich zu verarbeiten verstand. Es war keine schwerfällige oder eitle Gelehrsamkeit; es waren Resultate, die oft Stoff zu weitern Ideen geben. Nichts ist leichter, als dem Schriftsteller in seinem, obgleich sehr raschen Gange, zu folgen; man wird fortgerissen, und das lebhafte Kolorit seines Styls erlaubt dem Leser nicht, laß zu werden. Wenn man seine Be-

kanntschaft mit so vielen, in seiner Naturgeschichte entwickelten Systemen bedenkt, welche Bewunderung fordert dann die ungeheure Belesenheit und Beurtheilungskraft, die dazu unumgänglich gehörte. Und doch litt die Erfindung nichts durch die Kunst, so viele Ideen zu würdigen. Aber was unter allem die hervorschimmerndste Eigenschaft ist, ist jener Beobachtungsgeist, der in Körpern sowohl, als in empfindenden Wesen so viele neue Eigenheiten, Triebe, Kräfte und unbekannte Fertigkeiten entdeckt hat, von dem allen die Gelehrten nicht einmal etwas vermutheten, obgleich die nemlichen Gegenstände hundertmal vor ihren Augen lagen. So bemerkt das Genie nur allein, was sich dem großen Haufen verhüllt.

Es ist schön, wenn man andern an den Wissenschaften Geschmack beibringen kann, die man der Vollkommenheit näher brachte. Büffon hatte den Ehrgeitz, die Naturkenntniß überall in der Welt einzuführen, und ihr Anhänger zu verschaffen. Sein bezaubernder Styl zog sie ohne viele Mühe herbei. Er wußte es, daß man, um seinen Zweck glücklich zu erreichen, durch Bilder auf den Geist, und aufs Herz durch die Sprache der Empfindung wirken müsse. Alles athmete unter seinem Pinsel; seine Prose hatte fast dichterische Farben und Schwung; die Natur erschien in seinen Malereien in ihrer ganzen Pracht und mit allen Grazien umgeben.

Wenn das Sujet der Beredsamkeit Stoff gab, so konnte man von ihm sagen, daß er es zu behandeln verdiente. Kein Maler wußte noch je so viel Reichthum in seine viel umfassende und glückliche Darstellungen zu bringen.

Alles wird in Frankreich zur Mode, und dieser Geschmack an der Neuheit, die verehrteste Göttin der Franzosen, bringt öfters sehr vortheilhafte Wirkungen hervor. Büffons Styl verdankte man nun die, daß man in alle Klassen der feinern Welt den Geschmack an der Naturgeschichte verbreitete. Jeder wollte Naturforscher seyn, oder es wenigstens scheinen. Man sah allenthalben reiche Sammlungen machen und Naturalienkabinette anlegen; Seltenheiten wurden aus allen Ländern der Erde zusammengebracht, und systematisch geordnet. Man hielt Vorlesungen über diese Wissenschaft, und die Damen setzten eine Ehre darin, sie fleißig zu besuchen. Um ein, an sich schon anziehendes und so lange hinangesetztes Studium noch mehr zu erleichtern, machten geschickte Sammler Wörterbücher, aus denen sich auch die Trägheit und Eigenliebe im Nothfall berathen konnte. Man lernte die Namen der verschiedenen Produkte, die die Natur als Seltenheit über die Erde ausgestreut, oder in ihren Eingeweiden versteckt hat, auswendig. Die meisten dieser eingebildeten Gelehrten waren freilich nur vermögende Dilettanten; allein ihre ansehnlichen

Sammlungen konnten das unbemittelte Genie unterstützen, weil diese reichen Halbköpfe ihre Schätze gemeinnütziger machten, und nicht, wie sonst gewöhnlich, dazu den Zutritt verschlossen.

Einem Büffon war es vorbehalten, sein Jahrhundert in eine solche Regsamkeit zu versetzen. Der Sporn der Ehre trieb ihn an, mit Riesenschritten die große Laufbahn zu durcheilen, die er sich einmal eröffnet hatte. Freund der offenen Gefilde, weil er Freund der Natur war, brachte er mehr als die Hälfte seines Lebens zu Montbard auf seinen Gütern zu, wo er prächtige Gärten hatte anlegen lassen, die mit allen Gattungen von in- und ausländischen Bäumen bepflanzt waren. So war er überall mit den Gegenständen seiner Werke umgeben, und selbst seine Erholungsstunden brachten ihn immer wieder auf sie zurück. Ja, er fand in Montbard, noch besser als in Paris, die nöthige Zeit, seine Ideen auszubilden, und die Farben, sie zu mahlen. Hier, unter einem weit schönern Himmel, in der Sammlung, in die ihn eine tiefe Einsamkeit versetzte, nicht durch städtische Zerstreuungen und lästige Visiten unterbrochen, überließ er sich dem Vergnügen, seine Werke auszuarbeiten. Ein ganz einfacher Pavillon war das Kabinet, wo er am liebsten mit der Natur allein war. Da zeichnete er mit kühnem Pinsel vielumfassende Gemälde, da durchdachte er erhabene Gedanken. Freunde, die

nach Bourgogne reisten, näherten sich Montbard immer mit einer Art von Ehrfurcht.

In Paris raubte ihm zwar der gesellschaftliche Wohlstand manche Stunde; allein sein thätiger Geist war auch hier nicht minder beschäftigt. Meister in der Kunst, die Regierung für die Fortschritte seiner Wissenschaft zu interessiren, suchte er auf eine verschwenderische Art, die oft an Luxus grenzte, das prächtige königliche Naturalienkabinet zu bereichern. Er würde der Natur daraus einen Tempel erbaut und ihn sowohl mit allen Gattungen auf der Erde verbreiteter Geschöpfe, als mit Proben aller Produkte ausgeschmückt haben, die nur ihre Oberfläche aufweist und ihr Schooß verbirgt. Seine in der Absicht entworfene Anlage war in der That erhaben; daß sie nicht ausgeführt wurde, setzte ihn nicht herab, es war Mangel an den Mitteln dazu. Ausserdem setzte er alle Länder, alle Großen der Erde in Kontribution; die Schiffe brachten ihm von ihren entferntesten Fahrten Reichthümer mit, wie er sie gern hatte, und selbst in den Schrecken des Krieges wurden diese Reichthümer, durch seinen Namen gedeckt, verschont. Durch seine thätige Bemühungen wurde das königliche Naturalienkabinet das prächtigste und reichhaltigste in Europa. Es wurde für Ausländer ein Beweggrund mehr, diese ohnehin schon an so mannichfaltigen Schauspielen reiche Hauptstadt zu besuchen. Der königliche Garten war

von ihm in einen sehr engen Raum eingeschränkt; es war auch nicht einmal Hoffnung da, ihn vergrößern zu können, weil ihm durch geheiligte Besitzthümer diese Schranken gesetzt waren. Büffon machte den Entwurf, wie man ihn über diesen engen Raum hinaus erweitern könnte. Hier waren so viele Pflanzen, die die Fortschritte der Botanik und Arzneikunde befördern, so wie das Auge der Naturforscher befriedigen sollten, gleichsam wie in einem Gefängniß eingeschlossen. Er erhielt von der Abtei St. Victor einen ansehnlichen Distrikt, der bisher ganz unedel zu Zimmerplätzen gebraucht wurde, die man ganz wohl auch anders wohin verlegen konnte. Jetzt eröffneten sich neue Alleen, neue Anpflanzungen von Kräutern wurden gemacht, und dies in dem ungeheuren Paris so lange übersehene Quartier wurde nun durch einen Büffon in einen Schauplatz der Naturwissenschaft verwandelt.

Indeß hatte dieser große Mann auch seine Gegner. Manche fanden, daß seine Schreibart nicht immer der Natur seiner Gegenstände angepaßt, noch so mannichfaltig als die Sachen waren, die er mahlen wollte; andere warfen ihm Schwulst vor. Ein wichtigerer Vorwurf war der, er habe mehr einen Roman als eine Geschichte der Natur geschrieben; man fand in seinen Werken viel gewagte Thatsachen, für die blos die Einbildungskraft des Schriftstellers Gewährsmänner aufstellte. Allein der Schönheit

seines Styls ließ alle Welt Gerechtigkeit wiederfahren, und hier konnte man vorzüglich sagen, daß die Form der Materie ihr Ansehen gab.

Büffon war ein abgesagter Feind von Ränken und Kabalen; aber für Lobeserhebungen soll er sehr empfindlich gewesen seyn — eine Schwäche, die Männern leicht zu verzeihen ist, die ihr ganzes Leben hindurch um den Beifall der Welt gerungen haben. Auffallender ist dies, daß er jeden Tag seine Toilette mit der ängstlichsten Genauigkeit besorgte. Er glaubte, daß die Idee, die man von einem Manne fasse, sehr von der Art abhienge, wie er gekleidet sey, und wie er sich äusserlich benähme. Daher der Geschmack, den er an prächtigen Kleidungen fand. Er lebte in den Cirkeln der großen Welt und ahmte ihre Sitten nach.

Lange Zeit laborirte er an der Steinplage, und wahrscheinlich hätte er seine Tage noch höher gebracht, wenn er zu überreden gewesen wäre, sich der schmerzhaften Operation des Schnitts zu unterziehen. Er starb im April 1788 in einem Alter von beinahe 81 Jahren. Bei der Oeffnung seiner Leiche fand man 57 Steinchen in der Harnblase. Sein Leichenbegängniß zeichnete sich durch eine Menge von Gelehrten und der vornehmsten Standespersonen aus.

Seine Religionsgrundsätze waren nicht zweideutig, ob man gleich zu Zeiten Angriffe auf ihn that, die ihn mit andern eben so berühmten, aber auch

eben so, wegen einiger nicht gar ehrenvollen Gesinnungen über Glaubensartikel, verdächtigen Namen in eine Klasse setzten. Aber wenn Büffon die Welt als Naturforscher betrachtete, so hatte er niemals die Absicht, die heiligen Grundpfeiler, auf die sich die Hoffnung und Ruhe der Menschen stützt, zu erschüttern. Sein Betragen auf seinen Gütern zu Montbard, die öffentliche Verehrung, die er der Religion in seinen letzten Lebensstunden bezeugte, stellen ihn gegen allen Tadel sicher; er starb als philosophischer Christ, und der erhabene Gedanke einer Zukunft, welche die beschränkten Wissenschaften dieses Erdenlebens vervollkommnet, war der letzte Gegenstand, auf dem seine sterbenden Blicke verweilten.

John Brown.

Doktor der Arzneikunde in London.

Wenn es nicht geleugnet werden kann, daß die Arzneiwissenschaft noch bei weitem nicht zu dem Grade von Wahrheit, Einfachheit und Gewißheit, folglich auch bei weitem nicht zu dem Grade von Würde gebracht worden ist, wohin sie gebracht werden kann: so muß jeder Versuch, welcher dahin abzweckt, die Kunst zu heilen wahrer, einfacher und gewisser zu machen, mit Dank aufgenommen, mit Ernst und Ruhe geprüft, und — auch wenn er mißlungen wäre — durchaus nicht mit Uebereilung und Bitterkeit verworfen werden. Brown, ein englischer Arzt, den sein eigenes Vaterland lange verkannte, ist mit einem neuen System der Heilkunde aufgetreten, das besonders nach seinem Tode ein ausserordentliches Aufsehen in allen europäischen Ländern machte, und eine seltene Celebrität erlangte.

Besonders haben viele, zum Theil berühmte deutsche Aerzte das Brownsche System angenommen, es in Schriften erläutert, und weiter zu verbreiten gesucht. Daß sich auch Gegner dawider erhoben, die Brown's Lehre als eine schädliche Neuerung verwarfen, liegt in der Natur der Sache. Noch immer wird für und wider, zum Theil mit großer Heftigkeit gestritten, und es scheint der Folgezeit aufbehalten zu seyn, Brown's wahres Verdienst zu bestimmen. Die Stimme eines Layen hat hier natürlich keine Kompetenz; aber auch ihm mag es unverwehrt bleiben, einen vermischten Lesezirkel mit den Schicksalen eines immer sehr merkwürdigen medicinischen Reformators bekannt zu machen.

Johann Brown war ohngefehr 1735 oder 1736 zu Buncle, in der schottischen Grafschaft Berwick, gebohren. Obwohl man nicht bestimmt weiß, welches Gewerbe sein Vater trieb, so ist man doch berechtigt, anzunehmen, daß er eben nicht aus der höhern Volksklasse gewesen seyn müsse, weil er seinem Sohne keine glänzendere Bestimmung gab, als jene eines Leinwebers. Schon in seinem ersten Knabenalter verrieth Brown vortrefliche Talente, und das war auch die Ursache, warum seine Eltern die Bestimmung seines Berufs änderten, und ihn nun auf Studien schickten. Er wurde nach Dunse in die lateinische Schule gebracht, wo seine Geistesanlagen allgemeine Bewunderung erregten. Nach

zwei Jahren, die er auf der Schule zugebracht hatte, konnte er die lateinischen Klassiker mit der größten Fertigkeit lesen, und hatte in der griechischen Sprache eben die großen Fortschritte gemacht. Wenn Brown die, aus zwei Oktavseiten bestehende lateinische Lektion einmal überlesen hatte, legte er gemeiniglich das Buch weg, und las nun das Ganze, ohne ein einziges Wort zu verlieren, aus dem Kopfe. Ein ungenannter Schriftsteller, der über Brown's Leben und Charakter sehr gut unterrichtet zu seyn scheint, behauptet: daß der junge Brown in der Erndtezeit sich als Schnitter verdungen habe, um dadurch Mittel zur Fortsetzung seiner Studien zu erwerben. Von dem Gelde, das er hier gewann, bestritt er dann seine Schulbedürfnisse, wo ihm Geschicklichkeit und Fleiß die Aufmerksamkeit seiner Lehrer zuzogen, und in der Folge die Stelle eines Gehülfen in der Schule verschafften.

Als Brown die Schule zu Dunse verließ, war er ein stiller eingezogener Jüngling, äusserst religiös und ein eifriger Anhänger der Sekte der Separatisten (Wighs), wie man sie in Schottland nennt. Die Häupter dieser Sekte hatten ihn wirklich schon bemerkt, und es darauf angelegt, ihn zu bewegen, sich dem geistlichen Stande zu widmen; und gewiß hätte Brown ein fürchterlicher Verbreiter schismatischer Lehren werden können.

Mit der Kraft des Geistes vereinigte Brown auch jene des Körpers. Als Knabe machte er an einem Sommertage eine Fußreise von funfzig englischen Meilen. Einige Jahre nachher gieng er, von ein Uhr Nachmittags, die ganze Nacht hindurch, bis zwei Uhr Nachmittags des folgenden Tages, ohne länger als eine Stunde auszuruhen, und ohne mehr als eine — aber eine sehr kräftige Mahlzeit zu halten. Indessen weiß man, daß er von seiner körperlichen Stärke auch edlern Gebrauch zu machen wußte, als sie einzig und allein der Zeit und dem Raume entgegen zu setzen.

Während er so an Religiosität und an wissenschaftlicher Bildung immer fortschritt, trat ein Umstand ein, der ihn auf einmal von dem Pfade abbrachte, den er bisher so eifrig verfolgt hatte. Seine Mitschüler nemlich hatten ihn eines Tages beredet — vielleicht gezwungen, mit ihnen einer Predigt der schottländischen Kirche beizuwohnen, und als er deswegen vor das Tribunal der Separatisten citirt wurde, entsagte er, statt die sündliche Theilnahme an einem profanen Gottesdienste abzubitten, allen seinen Grundsätzen, und trat so zur herrschenden Kirche über.

Im Sommer 1755 verschaffte ihm der Ruf eines Philosophen, in dem er stand, eine Hofmeisterstelle bei einer nicht unansehnlichen Familie in der Nähe von Dunse, die er aber bald wieder verlor.

Der Grund hievon lag wahrscheinlich in seinem äussern Wesen, in das er so sehr den Geist der Strenge, der Andächtelei — kurz, das ganze Gepräge der Pedanterie übertragen hatte. Nun gieng Brown auf die Universität nach Edinburg, und studirte dort Theologie mit eben der Auszeichnung, die ihn bisher auf der ganzen akademischen Laufbahn seinen Lehrern empfahl; allein er ward dieses Studienfaches bald satt. Nachdem er die Theologie aufgegeben hatte, war die Arzneikunde die Gottheit, der er huldigen wollte. Die einzige Bedenklichkeit war nun die Quelle des Kostenaufwandes, die er aber dadurch beseitigte, daß er Privatunterricht in der lateinischen Sprache gab, und den Studierenden die Inaugural-Disputationen in das Lateinische übersetzte; eine Arbeit, die ihm so gut gelang, daß seine Uebersetzungen für die gewöhnlichen immer als Muster gelten können. Als man ihm hierüber einst ein Kompliment machte, antwortete er: „ich habe jetzt meine starke Seite entdeckt, und ich will und muß es noch dahin bringen, daß ich in meinem eigenen Wagen meine Kranken besuchen kann.“

Gegen das Ende des Jahres 1759 erhielt Brown von den Professoren der Universität Freibillete zu ihren Vorlesungen, die er auch so vortheilhaft benutzte, daß er in kurzer Zeit so weit kam, den Kandidaten seinen Dienst zur Ausarbeitung einer Disputation nach jedem Systeme, so wie

sie es foderten, anbieten zu können. Von den vier ersten Jahren weiß man eben nichts besonderes. Ein alter Bekannter von ihm versichert, ihn in dem Jahre 1763 in großem Ansehen unter seinen Mitstudierenden gefunden zu haben; eine Auszeichnung, in der man sich nur durch Talent und Fleiß zu behaupten im Stande ist.

Kaum bemerkte Brown, daß er als einzelner Mensch sein rechtliches Auskommen habe, so entschloß er sich auch im Jahre 1765 zu heirathen, und zum Behelfe seines Erwerbs ein Kosthaus für junge studierende Männer zu errichten, das auch sehr häufig besucht wurde. Allein er lebte auf einem so großen Fuße, und hielt so schlecht Haus, daß er bald bankerouttirte. So sehr er auch im Jahre 1770 herunter gekommen war, behauptete er dennoch seine innere Unabhängigkeit standhaft, und zeigte sich ganz nach dem Ausdruck seines Lieblingsdichters Horaz: satis inter vilia fortis. So genoß er, wie es schien, alles Glück häuslicher Freuden, und war ein zärtlicher Gatte und Vater. Brown besuchte noch immer die medicinischen Vorlesungen, so daß er zehn bis eilf Jahre lang die Arzneikunde methodisch studierte. Der berühmte und verdienstvolle Lehrer der praktischen Heilkunde Cullen gewann Brown besonders lieb, und ertheilte ihm endlich die Erlaubniß, eine Abendvorlesung zu halten, in welcher er die Morgenvorlesung des Professors wiederholte,

vielleicht auch erläuterte. Doch diese Freundschaft war nicht von langer Dauer. Brown brach wirklich mit Cullen, ohne daß man die Ursachen dieses Bruches genau anzugeben wußte. Wahrscheinlich ist es, daß ersterer sich einbildete, Cullen könnte, wenn er nur wollte, seiner mißlichen Lage, die nun immer trauriger für ihn ward, leicht abhelfen. Folgende Anekdote scheint dieser Vermuthung Wahrscheinlichkeit und dem Verdachte Browns Gründlichkeit zu geben.

Als auf der hohen Schule zu Edinburg eine Professorsstelle erledigt wurde, bewarb sich Brown um dieselbe. Er war so sehr Neuling in der Welt, daß er fest glaubte, man bedürfe, um ein Professor zu werden, keine andere Empfehlung, als jene, die ausgezeichnete Fähigkeiten und ein schuldloses Herz geben können. Als seine Supplik in dem Magistrate von Edinburg vorkam, fragten die Herren: wer denn der unbekannte, unempfohlne Kandidat wäre? Cullen soll bei Vorweisung seines Namens erst sich im Ernst oder zum Schein besonnen, und dann in einem trivialen Edinburger Dialekte ausgerufen haben: „Ey, das wird doch nicht gar unser Haus seyn!“ Dieser hämische Ausruf bewirkte, daß man nicht weiter mehr auf Browns Namen Rücksicht nahm. Bald darauf sollicitirte er um eine Mitgliedsstelle bei der physikalischen Gesellschaft; auch das hintertrieb Cullen. Doch wurde

Brown

Brown im Jahre 1776 zum Präsidenten der medicinischen Gesellschaft in Edinburg erwählt, und zum zweitenmale im Jahre 1780.

Funfzehn Jahre hatte sich nun Brown mit dem Studium der Heilkunde beschäftigt, ohne in irgend einem Theile derselben Befriedigung für seinen philosophischen Geist gefunden zu haben; ja er war selbst nicht im Stande, durch die gewöhnliche Methode die Gicht, und einige andre Krankheiten, denen er unterworfen war, zu lindern, noch weniger, zu heben. Jetzt fieng er an, in die Klagen so vieler großer Männer, daß die Heilkunde ein ungewisses, unerforschliches Studium sey, mit einzustimmen, an allem zu zweifeln, und endlich zu versuchen, wie weit ihn seine eigene Kraft führen würde. Er bemerkte bald, daß eine der Hauptursachen des jämmerlichen Zustandes der Arzneikunde darin liege, daß die Aerzte noch immer fortfahren, sklavisch am Gängelbande der aristotelischen Logik im Gebiete ihrer Untersuchungen fortzutraben, und dagegen die goldenen Regeln des unsterblichen Bako von Verulam, durch deren wohlthätigen Einfluß alle Wissenschaften das Haupt empor heben, und mit Riesenschritten ihrer Vollkommenheit näher rücken, zu vernachläßigen. Aus dieser Ursache erklärte er sichs eben so leicht, wie die Aerzte noch immer von verborgenen Eigenschaften, von rheumatischer, katarrhalischer Schärfe, und andern Chimären sprechen

konnten, während man in den übrigen physischen Wissenschaften sich es zum Gesetze gemacht hatte, auf keinen Grundsatz zu bauen, der nicht ein Axiom ist, oder durch ein Experiment erwiesen werden kann. Voll Zuversicht auf eine reine kritische Philosophie, und ausgerüstet mit allen Hülfswissenschaften begann Brown das große Werk, den Versuch, die Heilkunde auf sichere und bestimmte, einfache Grundsätze zu führen, und sie so zur Würde einer Doktrin emporzuheben. Er legte den Versuch dem Publikum nicht als ein vollendetes Werk, sondern nur als eine rohe Bildsäule, die der weitern Verfeinerung und Politur fähig ist, unter dem Titel: Grundsätze der Arzneilehre, in einem Werke vor, das 1780 erschien, und 1787 in London neu aufgelegt ward.

Brown hätte sein Werk besser: Gesetze der lebenden Natur, betiteln können, indem die darin aufgestellten Principien sich auf alles, was unter der Form einer Pflanze, oder eines Thiers lebt, anwenden lassen. Der Beifall, den dieser Versuch von Brown's Freunden erhielt, veranlaßte ihn, Vorlesungen über seine aufgestellte Theorie zu halten. Obschon der Verhältnisse wegen, in denen die Schüler mit den Lehrern standen, sie eben nicht häufig besucht wurden, zeigte es sich doch immer, daß die besten Köpfe unter den jungen Leuten,

Brownianer waren, wie man damals im Spotte Browns Anhänger nannte.

Man weiß eigentlich nicht, in welchem Jahre Brown anfieng, Vorlesungen zu geben; aber man weiß gewiß, daß er erst nachher die Doktorwürde erhielt, und zwar nicht zu Edinburg, sondern auf der Universität St. Andrews. Seine Schüler zogen jubelnd hinter ihm her, und bemühten sich, der Sache das Ansehen eines Triumphaufzuges zu geben. Wenigstens machte es ihm immer viel Vergnügen, wenn er das Gemälde dieser Feierlichkeit in eine Erzählung bringen konnte. Seiner Schilderung nach waren die Professoren jenseits der Firth durch seinen Ruf und durch seine Gegenwart in eine Art ehrfurchtsvoller Anstaunung versetzt worden, und man kann es als gewiß annehmen, daß sie so geschwind als möglich ihr Diplom mit seinem Gelde zu vertauschen wünschten.

Noch, oder vielleicht schon vor dem Jahre 1783 fielen die Anhänger Brown's längere Zeit hindurch unaufhörlich, oft auch mit ziemlich viel Persiflage, über die Professoren, über die Aerzte des Krankenhauses, und über medicinische Societäten her. Die Streitigkeiten unter den Studenten arteten oft in Gewaltthätigkeiten aus, so, daß endlich die medicinische Societät das Gesetz machte, daß jedes Mitglied, welches ein anderes Mitglied eines in einer gelehrten Debatte gebrauchten Ausdruckes

wegen herausfodern würde, aus der Gesellschaft ausgestoßen werden sollte.

Browns ökonomische Lage ward nun immer mißlicher, bis man ihn endlich Schulden halber in das Gefängniß warf, wo seine Schüler noch seine Vorlesungen besuchten; eine Ehre, die, soviel wir wissen, blos Sokrates wiederfuhr. Allhier soll Brown's Gesundheit ausserordentlich gelitten haben, um so mehr, da man behauptet, er habe sich dem Mißbrauch geistiger Getränke mit vieler Unmäßigkeit überlassen. Als er aus dem Gefängnisse kam, wollte er nicht länger zu Edinburg bleiben, und so führte er endlich einen Plan aus, der schon lange in seinem Innern lag, und zu dem ihm wohl auch andere mögen gerathen haben. Er gieng im Jahre 1786 nach London, und Scipio's Ausruf gegen die Undankbarkeit seines Vaterlandes war, wo nicht in seinem Munde, gewiß in seinem Herzen. Hier lebte er ziemlich unbemerkt, kündigte jedoch Vorlesungen an, welche aber nicht zu Stande kamen. Im Jahre 1787 gab er ein anonymes Werk heraus (Observations on the principles of the old System of Physic), in welchem er seine Lehre in einem populairen Vortrage bekannt machen wollte; allein Brown verstand sich auf nichts so wenig, als auf die Kunst, einen wissenschaftlichen Theil populär zu behandeln.

Obgleich man keine Beweise einer öffentlichen Fehde von Seiten der Londner Aerzte gegen Brown hat, so läßt sich doch vermuthen, daß er von seinen Kollegen keine herzliche Aufnahme erwarten konnte. In jedem Lande, sagt sein Biograph, kann nur die öffentliche Meinung die ältern Aerzte gewinnen, neuere zu dulden; das Brownische System war aber zu wenig bekannt, als daß die öffentliche Meinung zu seinem Vortheile hätte wirken können. Indessen sprach Brown immer mit einem enthusiastischen Gefühle und mit der lebbaftesten Ueberzeugung von dem Triumphe, den sein System endlich erringen werde.

So kam es, daß seine Lage immer trauriger werden mußte. Ein Londner Betrüger suchte damals den Dr. Brown zu benutzen. Er hielt dafür, eine Zusammensetzung der stärksten Reizmittel müßte unter dem Namen Dr. Browns erregende Pillen, Glück machen, und bot ihm daher, wenn er seinen Namen dazu hergeben wollte, eine nicht unbedeutende Summe baar, nebst einem Antheile des künftigen Gewinnes an. Der arme Brown, so sehr das Elend ihn drückte, so nöthig er das Geld hatte, wies den Antrag mit Verachtung von sich; ein schöner Zug seines redlichen, offenen Herzens, und ein Beweis, wie weit er von jeder Marktschreierei entfernt war. Endlich unterlag er dem Drucke des Unglücks, und starb am 7ten October 1788 in einem

Alter von ungefehr 52 Jahren an einem sogenannten Schlagflusse. Man behauptet, er hätte sich vergriffen, und vor dem Schlafengehen eine allzu große Dosis Laudanum genommen. Doktor Beddoes, ein verdienstvoller Londner Arzt, übernahm das für seine Humanität ehrenvolle und angenehme Geschäft, eine neue Auflage von Browns Elementen zu besorgen, um der Dürftigkeit der Brownschen Familie, so viel er vermochte, abzuhelfen. Diese arme hinterlassene Familie bestund aus sechs Kindern. Als Mensch war Brown gerade, offen, ein Mann von größter Herzensgüte; aber heftig, gemein, unordentlich, nachläßig. Als Docent hatte er eine heißere, mehr krächzende Stimme, die doch angenehmer wurde, wenn er ins Feuer kam. Er nahm oft, ehe er die Vorlesung anfieng, vierzig bis funfzig Tropfen Laudamum in einem Glase Whisky (schottischen Branntewein) welche Dosis er während derselben vier bis fünfmal wiederholte.

Johann Christian Anton Theden.

Doktor und Generalchirurgus in Berlin.

Ein kleines Dörfchen im Meklenburgischen war der Geburtsort dieses verdienstvollen Mannes. Sein Vater, sonst ein wohlhabender Mann, war durch Krieg und Brand sehr herabgekommen, und lebte jetzt als Pachter in dem unbedeutenden Dörfchen Steinbeck ohnweit Wismar. Schon war er in seinem 69sten Jahre, schon waren ihm zwei und zwanzig Kinder gebohren worden; es wurde ihm am 13ten September des Jahres 1714 noch das drei und zwanzigste gebohren, und das war unser Johann Christian Anton. Nur drei Jahre überlebte der Vater die Geburt dieses seines jüngsten Kindes; er starb, nachdem er das traurige Schicksal erfahren hatte, von den damals in Meklenburg herum streifenden Soldaten des geringen Ueberrestes seines Vermögens völlig beraubt zu

werden. Zum Glück hatte die hülflose Wittwe einige Freunde und Verwandte, die sie und ihre Kinder wenigstens mit dem Nothdürftigsten versahen.

Der junge Theden kam in seinem neunten Jahre zu dem Rektor Griese in Bützow, und seine Verwandten und andere gutherzige Freunde in dieser Stadt unterstützten ihn durch Freitische. Hier lernte er rechnen und schreiben, und erhielt auch in der christlichen Religion den buchstäblichen Unterricht, der so oft seines Zwecks verfehlt, wenn der Lehrer in seinem Unterrichte das Herz der Jugend zu rühren versäumt, wozu ihm doch das Christenthum so nahe und wichtige Veranlassung giebt. Oft erzählte Theden mit Kummer, er müsse es dem ersten zwecklosen Unterrichte zuschreiben, daß sein Herz für die wohlthätigen Gefühle der Religion lange Zeit ganz abgestumpft geblieben sey. In Sprachen erhielt er fast gar keinen Unterricht, und erst in reifern Jahren mußte er sich die nöthigsten Sprachkenntnisse nicht ohne viele Mühe erwerben. Uebrigens verrieth er früh einen fähigen, lernbegierigen Kopf; aber das Talent mangelte ihm gänzlich, die Liebe seiner Lehrer durch einschmeichelnde Worte und andere Knabenkünste zu gewinnen. Er war schnell in seinen Antworten, und, wie sein Herz dachte, so sprach sein Mund; kein Wunder also, daß er in seiner Jugend wenig Freunde hatte. Sein Rektor Griese stellte ihm das Prognostikon,

aus ihm würde höchstens ein Schreiber auf dem Lande werden.

Ein Schreiber ward er wirklich und ein Bedienter zugleich, schon in seinem dreizehnten Jahre, bei dem Sekretair Thieleke in Bützow. Sein Dienst, dem er gegen vier Jahre vorstund, war ziemlich einträglich, er besaß die Liebe seines Herrn, und dieser versprach ihm mehrmals, er würde ihm zu einem guten Dienste verhelfen, dem er mit der Feder vorstehen könnte. Allein für Theden war es ein unerträglicher Gedanke Bedienter zu seyn, und er wollte lieber alle seine Aussichten fahren lassen, um ein Handwerk zu lernen, und von sich selbst abzuhängen. Seine Verwandten schlugen ihm verschiedene Gewerbe vor; aber keines war nach seinem Geschmacke. Endlich entschloß er sich, bei seinem ältesten Bruder das Schneiderhandwerk zu lernen. Dazu hatte er aber so wenig Geschick, daß er, um den ewigen Verweisen seines Bruders zu entgehen, die Nadel von sich warf, und sich an seine Verwandten mit der Erklärung wandte; er wolle durchaus nichts anders werden als ein Wundarzt. Dazu wurde denn auch Rath geschafft; die Verwandten brachten das Lehrgeld zusammen, und gaben den wißbegierigen Jüngling bei dem Stadtchirurgus Schmidt zu Bützow in die Lehre. Hier lernte er, wie es gewöhnlich in den Barbierstuben zu geschehen pflegt, zwar wenig, indeß gab man

ihm doch Verduls Chirurgie in die Hände, und dies vermehrte wenigstens seinen Durst nach Wissen; auch ward, als er damals eine deutsche Uebersetzung von Homers Iliade zu lesen Gelegenheit hatte, der Charakter des Ulysses, der ihm besonders gefiel, für ihn eine neue Triebfeder, nach etwas Großem zu streben.

Die Lehrjahre giengen glücklich vorüber; Theden kam 1734 nach Rostock in Kondition, und hier fand er die erste Gelegenheit, seinen Trieb nach wissenschaftlichem Unterrichte etwas zu befriedigen. Dann wanderte er nach Hamburg, wo der unerfahrne Jüngling beinahe eine Beute der Verführung geworden wäre. Sein guter Genius warnte ihn, er entfloh der Gefahr und gieng nach Lübeck, entschlossen, mit dem ersten segelfertigen Schiffe in die weite Welt zu gehen, es führe, wohin es wolle. Das Schiff, welches er bestieg, gieng nach Danzig, und hier fand er nicht nur eine Kondition, sondern auch einen Freund, der eben so vortheilhaft auf sein Wissen als auf seine Moralität wirkte.

In dieser Zeit schrieb der Regimentschirurgus des von Buddenbrockschen Kürassier-Regiments, Helse, nach Danzig, um einen jungen Wundarzt zum Eskadronschirurgus zu erhalten. Theden reiste nach Riesenburg, wo der Staab des Regiments stund, meldete sich um die Stelle und erhielt sie. In jedem Geschäfte seines neuen Dienstes

bewies er die pünktlichste Genauigkeit, und war Tag und Nacht um seine Kranken aufs eifrigste besorgt. Der Regimentschirurgus schätzte ihn, und die Offiziere des Regiments zogen ihn in ihre Gesellschaften. Jede geschäftsfreie Stunde widmete er der Bildung seines Geistes, und dem Erwerb solcher Kenntnisse, die mit seinem Berufe in der nächsten Verbindung stunden. Unvermuthet schien das Glück ihn in eine Lage versetzen zu wollen, die seinem forschenden Geiste reiche Nahrung versprach, und ihm für die Zukunft eine glänzende Laufbahn eröffnete.

König Friedrich Wilhelm hielt bei Riesenburg die Revue über das Buddenbrocksche und Geslersche Kürassier-Regiment, und sein Nachtquartier war eine dem Regimentschirurgus Heise zugehörige Scheune, die man mit Maien ausgeziert hatte. Der König fragte am Morgen, wem diese Scheune gehöre, und als man ihm sagte, dem Regimentsfeldscheer, so war er sehr unzufrieden, denn er glaubte, die verstorbenen Soldaten würden darin geöffnet. Der König besah hierauf die Regimenter, und als er an den linken Flügel des Buddenbrockschen Regiments kam, winkte er dem Chirurgus Theden, den er für den Regimentsfeldscheer hielt. Da Theden die Frage des Königs nicht verstund, so fragte er, was Se. Majestät beföhlen? Der König erwiederte einige Worte, die für Thedens

Ohr eben so unvernehmlich war n. Um den Monarchen durch wiederholtes Fragen nicht verdrießlich zu machen, beantwortete er das, was er nicht verstanden hatte, mit einem dreisten Ja! Der König versetzte hierauf: „Schindest du auch?“ Nein! — „Schneidest du nicht die Todten auf?“ Ja! — „Wo denn?“ In den Quartieren, wo sie sterben, oder im Lazareth. Der König ritt vor die Fronte des Regiments und erkundigte sich nach dem jungen Feldscheer, mit dem er gesprochen hatte; dieser gieng ebenfalls vor die Fronte, so daß der König ihn wieder bemerken konnte. Dies geschah auch bald, und der König winkte ihn zu sich. „Du bist ja nicht der Regimentsfeldscheer,“ redete er ihn an. Nein! — „Du sagtest es doch.“ — Ew. Majestät halten zu Gnaden, ich verstand die Frage nicht, wollte auch nicht weiter fragen, daher ich mit Ja antwortete. „Wo gehörst du zu Hause?“ In Meklenburg. — „Wie lange hast du gedient?“ Zwei Jahre. „Gut.“ Theden gieng zurück, kehrte aber sogleich wieder um, trat zum Könige und sagte: da Se. Majestät mich für den Regimentsfeldscheer gehalten haben, so seyn Sie so gnädig und helfen, daß ich einer werden kann. „Haak, sprach der König, der Junge gefällt mir, er soll die Rekruten nach Berlin transportiren, dort will ich ihn zum Pensionair machen, und indem er sich zu Theden kehrte,

komm nach der Tafel zu Buddenbrocks Zelt, da soll dir Haak meine weitern Befehle geben.“

Wer gieng wohl freudenvoller auf seinen Posten als Theden, dem nun der sicherste Weg zu seinem zeitlichen Glücke, durch den König selbst, gebahnt war! Nun drängten sich sogleich alle seine Bekannten und auch sein Regimentsfeldscheer an ihn an, um zu wissen, was er mit dem Könige geredet hatte.

Thedens Herz war offen, und er erzählte sogleich von seinen Freuden, daß er die Rekruten nach Berlin begleiten sollte; sein Regimentsfeldscheer hatte das kaum gehört, so muthmaßte er das übrige und suchte es zu hindern, daß er den jungen Theden, den er besser, als alle seine übrigen Eskadronsfeldscheer brauchen konnte, nicht verlöhre, mehr besorgt um seinen eigenen Nutzen als um das Glück des jungen Mannes. Er antwortete also sogleich, es gienge nicht an, daß Theden die Rekruten nach Berlin begleiten könne, und, erfahrner als der junge Theden, gieng er noch vor der Tafel zum königlichen General Adjutanten von Haak; lobte Theden zwar, versicherte aber zugleich, er könnte ihn vor einem Jahre nicht entbehren. Haak gieng zum Könige, und dieser befahl, Theden sollte künftiges Jahr nach Berlin kommen. Allein kaum war der König in Berlin, so starb er noch in diesem Jahre — und Theden blieb was er war.

Im Jahr 1741 ward das Regiment von Buddenbrock zum Marsche beordert, und nun fand Theden zuerst Gelegenheit, seine menschenfreundlichen Bemühungen in einem weitern Kreise auszudehnen, und etwas mehr bemerkt zu werden. Bald wär er aber in der Blüthe seiner Jahre ein Opfer seines Diensteifers geworden, denn indem er in dem Lager zu Strehlen die Fleckfieber-Kranken mit dem redlichsten Fleiße besorgte, überfiel ihn das nemliche Uebel und brachte ihn dem Tode nahe. Er litt am Geiste und Körper zugleich; Gewissenskrupel untergruben die Ruhe seiner Seele, er genoß das Abendmahl, und, um seiner Zweifel los zu werden, bat er einen Magister, als derselbe eben einen neben ihm krank liegenden Fähndrich besuchte, er möchte ihn doch vom Daseyn Gottes überzeugen. Der gute Mann, der vielleicht selbst diese Wahrheit nie reiflich erwogen hatte, antwortete frisch weg: wie, Sie zweifeln am Daseyn Gottes? das sind nichts als Eingebungen des Teufels. Ach, sagte Theden, wenn kein Gott ist, so ist auch kein Teufel. Nun schrie ihm der Magister mit stärkerer Stimme einige Machtsprüche und Gebete entgegen, und erschütterte dadurch die in der Krankheit ihm vorzüglich empfindlichen Gehörnerven auf das schmerzhafteste. Theden versetzte, er phantasiere nicht, sey auch nicht taub, der Herr Magister möchte also leiser sprechen, weil sein Gehör es sonst nicht aushalten könnte.

Umsonst! der Magister behauptete jetzt noch stärker schreiend, das sey eben der Teufel, der Gottes Wort nicht aushalten könnte. Der arme Kranke wußte sich nicht anders zu helfen, als daß er den blinden Eiferer durch einen Aufwärter zum Zimmer hinaus führen ließ. Nun beruhigte sich allmählig das so lebhaft erschütterte Nervensystem, der Kranke verfiel in einen tiefen sanften Schlaf, aus dem er erst am andern Morgen erwachte. Jetzt ward er durch ein inneres überzeugendes Gefühl vom Daseyn eines göttlichen, gütigen und barmherzigen Wesens so durchdrungen, daß ihm diese glückliche Stimmung seiner Seele, welche auf sein ganzes übriges Leben den größten Einfluß hatte, zeitlebens gegenwärtig blieb.

Nach der Wiederherstellung des Friedens besuchte er im August 1742 seinen Bruder in Neustadt, nahm seinen Abschied, und gieng darauf nach Berlin, wo der berühmte Professor Scharschmidt sich um seine fernere Ausbildung ungemein verdient machte. Er genoß den Unterricht und die Freundschaft dieses verdienten Mannes, bis er nach dem Ausbruche des zweiten schlesischen Krieges als Regiment-feldscheer mit der Armee auszog. Der Verlust seiner ganzen Equipage, den er bei dem Ausmarsche aus Böhmen erlitt, wurde ihm dadurch vergütet, daß er im Jahre 1745 die Stelle eines königlichen Pensionair-Chirurg erhielt, die ihm

König Friedrich Wilhelm schon im Jahre 1739 zugedacht hatte. Mit neuem Eifer lag er nun, nach geendigtem Feldzuge, in Berlin seinen Studien ob, unter denen die Anatomie seine meisten Stunden einnahm. Durch unabläßigen Fleiß und Händearbeit sammelte er sich eine beträchtliche Menge sehr gut bearbeiteter Präparate.

Theden besaß nun die gründlichsten Einsichten in seine Kunst, und der siebenjährige Krieg, welcher im Jahr 1756 ausbrach, war der Schauplatz, wo er vielen tausend Unglücklichen, Verstümmelten, Kranken und Elenden, die wichtigsten Dienste leistete. Unermüdet war er in den Lazarethen geschäftig, und sein menschenfreundliches Herz theilte die Quaalen der Leidenden. Doch schon im zweiten Feldzuge ward seine Thätigkeit auf einige Zeit unterbrochen. Als er nemlich nach der Schlacht bei Leuthen zum Lazareth nach Neumarkt reisen wollte, ward er von Oesterreichischen Husaren gefangen, und verlor zum zweitenmal seine ganze Equipage. Er blieb den Winter in der Gefangenschaft, und ward gegen das Frühjahr ausgewechselt. Er equipirte sich in Breslau von neuem, verlor aber bald bei dem Ueberfalle der Oesterreicher zu Hochkirch zum drittenmal sein ganzes Eigenthum. Ja, was ihn noch weit mehr betrübte, sein geliebter Chef, der Generalmajor von Geist, ward durch einen Kartätschenschuß am Oberarm so verwundet, daß

der

der Knochen ganz zerschmettert war. Theden begleitete den General nach Bauzen, um ihn wo möglich zu heilen; allein dieser starb, aller angewandten Mühe ohngeachtet, in der achtzehnten Woche, und belohnte die Sorgfalt seines Arztes durch ein Vermächtniß von tausend Thalern.

Am Krankenbette des General von Geist hatte Theden die erste Unterredung mit dem Könige Friedrich dem Zweiten. Der König kam auf seiner Reise aus Schlesien durch Bauzen, und besuchte den General, den er sehr schätzte. Bei diesem Besuche rief er Theden selbst in das Zimmer und sagte: er fände den General besser, als er gedacht hätte; fragte auch zugleich: ob der General bald völlig geheilt seyn würde? Theden antwortete: er fürchtete, daß das Leben des Generals kaum würde können erhalten werden, und geschähe es ja, so wäre die Kur doch sehr langsam. Hierauf entfernte er sich. Der König rief ihn zum zweitenmale und fragte: Giebt er auch Nympha?

Theden. Nein.

König. Warum nicht?

Theden. Es hat keine wirkenden Kräfte.

König. Er kennt es nicht.

Theden. O ja, allein es hat durch das Kochen seine wirksamen flüchtigen Bestandtheile verloren, es ist nichts besser, als Gerstenzucker.

König. Giebt er Quinquina?

v. Geist. Ja mit der verzweifelten Quinquina schiert er mich genug.

König. Versteht er sie auch zu brauchen?

Theden. Wenn ich das nicht verstünde, so wäre ich nicht werth Ew. Majestät Regimentsfeldscheer zu seyn.

König. Wie giebt er sie?

Theden. Wenn der Körper vorbereitet ist, verschwenderisch.

König. Ja, das ist gut. — Hierauf empfahl ihm der Monarch aufs dringendste, für den General die größte Sorgfalt anzuwenden, und ließ ihm zum Zeichen seiner Zufriedenheit wegen des erlittenen Verlustes 300 Thaler auszahlen; auch gab er ihm freie Arznei zum nächsten Feldzuge. Von dieser Zeit an genoß er ununterbrochen die Gnade des Monarchen.

Bald nach dem Tode des Generals ward er zum dritten Generalchirurgus der Armee ernannt. Er reiste nun zur Pommerschen Armee, wo er sehr bald durch seine mit aller Wärme durchgesetzten guten Verfügungen den großen Unordnungen abhalf, in denen er die Lazareth-Anstalten bei dieser Armee antraf. Unvermuthet gerieth er auf einer Reise den Kosaken in die Hände, die ihn, gegen alle Erwartung, aufs menschenfreundlichste behandelten. Man führte ihn zu dem Russischen General, Grafen von Fermor, und dieser bezeigte sich gegen ihn so

gütig, daß er auf seine Bitte sogleich befahl, ihm seine ganze Equipage wieder zu geben. Theden erhielt wirklich nach vier Tagen seinen Wagen, seine Pferde, sein Gepäcke, kurz alles, keine Kleinigkeit ausgenommen, wieder. Er wurde dann nach Posen gebracht, und hier blieb er bis Weihnachten in der Gefangenschaft, in welcher er Gelegenheit hatte, durch seine Wissenschaften sehr viele seiner leidenden Mitmenschen, sowohl Offiziere von der russischen Armee, als auch Einwohner der Stadt sich verbindlich zu machen; so daß er von beiden, insbesondere aber von der russischen Generalität und den evangelischen Einwohnern in Posen, während seiner Gefangenschaft die vorzüglichste Achtung genoß.

Nach seiner Befreiung fand er bald neue Gelegenheit, durch seinen Diensteifer und durch seine biedere Aufrichtigkeit den Zustand der in den Lazarethen in Ansehung der Verpflegung sehr vernachläßigten Kranken ansehnlich zu verbessern. Kaum war er in Berlin angekommen, so berief ihn der Herzog Eugen von Würtenberg, der am Fuße blessirt war, durch einen Laufer zu sich nach Schwedt. Theden fuhr schleunig mit Extrapost ab, und nahm den ermüdeten Laufer zu sich in seinen Wagen. Kaum war er eine Meile von Berlin entfernt, als der betrunkene Postillion umwarf, der Laufer fiel auf Thedens linken Arm, und brach diesen entzwei. Er mußte also wider Willen sich nach

Berlin zurück bringen lassen, wo ihn der Hofrath Henkel in sechs Wochen sehr geschickt heilete. Er reiste darauf nach Stettin, besorgte das ihm anvertraute Lazareth und detaschirte einen Theil davon nach Kolberg, wobei er wieder Gelegenheit fand, viele von neuem in den Lazarethanstalten und besonders im Verpflegungswesen eingeschlichene Mängel abzustellen.

Als nach geendigtem Feldzuge dieses Jahrs das Lazareth in Stettin aufgehoben ward, wurde Theden beordert, nach Torgau zu reisen, um das dortige Lazareth im chirurgischen Fache zu dirigiren. Dieses Lazareth war nach der Schlacht bei Freiberg sehr ansehnlich, und da Theden bei der Feldapotheke manche Mängel entdeckte, so steuerte er auch diesen mit Nachdruck. Bald darauf erfolgte den 15ten Februar 1763 der Friede, und Theden gieng mit dem Regimente nach Stettin zurück, wo er in seinen praktischen Geschäften von neuem viel Nutzen stiftete. Der Prinz Ferdinand, dessen älteste Prinzessin Tochter er im Frühlinge des Jahrs 1767 ins Bad nach Ronneburg begleitete, empfahl ihn dem Könige von neuem, und Friedrich der Zweite vertraute Theden das wichtige Amt eines Regimentsfeldscheers des sämmtlichen Artilleriekorps.

Auch in Berlin erwarb sich Theden bald die allgemeine Achtung, Liebe und Zutrauen, die er in Stettin genossen hatte; der König selbst berief ihn

einſt bei einer vereiterten Entzündung des Schenkels zu ſich nach Potsdam, und unterhielt ſich oft ſehr liebreich mit ihm. Eines Tages verlangte der König zu wiſſen, wo er her wäre und wie er als ein Meklenburger in ſeine Dienſte käme? In der Antwort erwähnte Theden, als ſeines vorzüglichſten Lehrers, des verſtorbenen Profeſſor Scharſchmidt, von dem der König keine gute Meinung zu haben äuſſerte. Theden aber wußte dem Könige die Verdienſte ſeines Wohlthäters um die Arznei- und Wundarzneikunſt, ſo lebhaft zu ſchildern, und es ſo warm vorzutragen, wie viele gute, brauchbare, jetzt dem Staate ſehr nützliche Männer er gebildet habe, daß der König, nach ſeiner Gerechtigkeitsliebe, ſagte, es ſey ihm lieb, dies zu erfahren, denn er habe es zuvor nicht ſo gewußt.

In den Jahren 1778 und 1779 war er in dem letzten ſchleſiſchen Kriege bei der Armee des Königs und ertrug die großen Mühſeligkeiten dieſes kurzen Krieges ſehr ſtandhaft. Sein beſchwerliches Amt, welches ihm im Kriege die Geſundheitspflege von mehr als zwanzig tauſend Menſchen anvertraute, verwaltete er mit raſtloſer Thätigkeit. Wenige Tage nach ſeiner Rückkunft erfuhr er den Schmerz, ſeine geliebte Gattin, mit der er ſich im Jahre 1749 verbunden hatte, in ſeinen Armen entſchlummern zu ſehen. Nach einem faſt zweijährigen Wittwenſtande ſah er ſich um eine neue Freundin um, die mit

ihm die Sorgen des Alters theilen würde, und er fand sie in einer Schwester seiner verstorbenen Gattin, mit der er in einer innig vergnügten Ehe lebte.

Nach Schmuckers Tode ernannte der König Theden im Jahre 1786 zum ersten General-Chirurgus in der Armee. Er benutzte diesen größern Einfluß zur Verbesserung der Lazarethanstalten sowohl bei den Regimentern als bei der Armee. Auch Friedrichs Nachfolger, der sich noch als Kronprinz Thedens Beistandes in zwei gefährlichen Krankheiten mit dem besten Erfolge bedient hatte, schenkte ihm in Dingen, die sein Fach angiengen, ein großes Zutrauen. Alle Glieder der königlichen Familie, und seine Mitbürger aus hohen und niedrigen Klässen ehrten und liebten den verdienstvollen Mann. Das väterliche Zutrauen, mit dem er zu allen seinen Kranken und Freunden sprach, erwarb ihm fast allgemein den ehrenvollen Namen Vater Theden. Mit andern Aerzten und Wundärzten lebte er immer in der möglichsten kollegialischen Freundschaft, und selten wird man alte Aerzte finden, die sich mit so viel Herzlichkeit ihrer jüngern Kunstgenossen, an denen sie Genie bemerken, annehmen. Sein Haus war jedem rechtschaffenen Manne, und vorzüglich seinen Kunstgenossen, mit der bereitwilligsten Gastfreiheit immer offen, eben so offen, als sein Herz und seine Börse für Nothleidende und Arme.

Der Freimaurer-Orden, von dem er im Jahre 1742 Mitglied wurde, schätzte in ihm einen der würdigen Männer, die zuerst die mancherlei Vorurtheile, welche man wider denselben ausstreute, zerstörten, und er hat gewiß auch in demselben durch sein Beispiel von geradem schlichtem Wandel und ungeheuchelter Gottesfurcht unzähliges Gute gestiftet.

Seine wichtigen Erfindungen und Bemerkungen in der Wundarzneikunst hat er der Welt in seinen Schriften mitgetheilt, in denen man den wahren praktischen Beobachtungsgeist auf den ersten Blick erkennt. Er trat, wie es alle Aerzte, die wahre Beobachtungen liefern wollen, eigentlich thun sollten, erst im höhern Alter als Schriftsteller auf, nachdem er schon mehr als dreißig Jahre am Krankenbette die Natur beobachtet hatte.

Theden erlebte die Freude, am 27ten Julii 1787 die Feier seines Amtsjubiläums zu begehen. Alle seine Freunde und Verehrer in Berlin hatten sich mit seiner Familie vereinigt, um den Tag, an welchem dieser ehrwürdige Greis mit innigster Rührung und Freude sich rühmen konnte, drei Königen von Preußen, deren Gnade er ununterbrochen besaß, ein halbes Jahrhundert hindurch mit fester Treue und Rechtschaffenheit gedient zu haben, und die nächstfolgenden Tage für ihn zu frohen Festen zu machen. Ein ehrenvoller Beweis, wie sehr Berlin die Verdienste solcher Männer anerkennt und schätzt,

in denen sich, wie in Theden, vorzügliche Wissenschaft mit biederer Rechtschaffenheit vereinigt. Selten ist ein Jubelgreis so verherrlicht worden, als es Theden ward. Die angesehensten Staatsmänner, Militairpersonen, Gelehrte und Künstler nahmen an dieser Feier Theil, und verherrlichten dieselbe durch eben so geschmackvolle als rührende Veranstaltungen. Es wurden Medaillen geprägt, Schauspiele aufgeführt, Gedichte gedruckt, Reden gehalten, Bälle veranstaltet — alles zu Ehren eines Greises, der durch Verdienste und Rechtschaffenheit dieser Auszeichnung in so hohem Grade würdig war. Besonders rührend waren die Feierlichkeiten, welche am 29sten Junius die Freimaurerloge zu den drei Weltkugeln in ihrem Garten bei Mon Bijou zu Ehren Thedens, der eines ihrer ältesten Mitglieder war, veranstaltete. Alle Mitglieder und ihre Familien, sammt der Familie des Jubelgreises, versammelten sich Nachmittags, alle Damen blau und weiß gekleidet. Als Theden kam, wurde er von drei Deputirten empfangen, und durch eine doppelte Reihe, welche die Anwesenden bildeten, mitten in den Garten geführt. Hier empfieng ihn der Herzog von Braunschweig auf die liebreichste Art und wünschte ihm Glück. Es wurde ihm eine auf diese frohe Begebenheit geprägte goldene Medaille umgehängt, und alle Anwesende hiengen sich eben dieselbe in Silber an einem blauen Bande um. Dann hielt

der Oberkonsistorialrath Zöllner eine Anrede an den Jubelgreis, und nachher wurde von einem mit Instrumentalmusik begleiteten Chor das Lied: Lobet den Herrn, den mächtigen König der Ehren ꝛc. gesungen. Es war ein herzerhebender Anblick, den Ausdruck der frömmsten Empfindung auf Thebens Gesichte und jedes Anwesenden zu sehen. Nun überreichten ihm einige Frauenzimmer ein von Ramler verfertigtes Gedicht, und Gedicke declamirte eine auf diese Feier gedichtete Ode. Bei einer darin vorkommenden Anspielung auf den Gebrauch der alten Römer, dem, welcher einem Bürger das Leben gerettet hatte, einen Eichenkranz zu geben, überreichte der Herzog Friedrich dem Greise, der ähnliche Verdienste um Tausende hatte, eine Krone von Eichenlaub. Nach dieser Ode wurde das Lied: Nun danket alle Gott ꝛc. vom Chor und allen Anwesenden gesungen. Am Abend wurde an verschiedenen Tafeln von mehr als 150 Personen gespeiset, der Garten ward geschmackvoll illuminirt, und der jetzige König selbst kam mit dem Prinzen Ludwig um die Feier dieses Tages zu verherrlichen.

Theden verlebte nach dieser Zeit noch mehrere glückliche Jahre zum Wohl seiner Mitbrüder, bis er am 21sten October 1797 zu den Vätern versammelt wurde.

Johann Samuel Patzke.

Pastor bei der heiligen Geistkirche in Magdeburg.

Ein Mann, der lange und wohlthätig ausser sich wirkte, der seinen Platz ganz ausfüllte, den die Vorsehung öfters durch ganz unerwartete Freuden und Leiden überraschte, und dessen Schicksale nicht ganz die gewöhnlichen waren. Er verdient die Aufmerksamkeit eines jeden, der Tugend und Weisheit schätzt.

In Frankfurt an der Oder war Johann Samuel Patzke am 24sten October 1727 gebohren, und zwar in dem Hause seines Großvaters, dem der Vater, ein armer Accisebedienter in Selow, gerne die Sorge für die Erziehung seines Kindes überließ. Der Knabe besaß viel Lernbegierde, und zeichnete sich in den Schulen eben so durch seine Talente, als durch seine dürftige Kleidung aus. Diese letztere fiel dem Rektor des Gymnasiums,

als er beim Anfange eines halben Jahres die Schüler musterte, so widrig auf, daß er in die thörichten, beleidigenden Worte ausbrach: Wo der Bettelbube sitzt, da könnte auch noch ein ehrlicher Mensch sitzen! Tiefgekränkt und mit Thränen in den Augen nahm Patzke seine Bücher, verließ Klasse und Schule, und gab den Gedanken völlig auf, als Gelehrter künftig in der Welt aufzutreten. Er meldete sich um eine Sekretairsstelle bei der Post in Frankfurt, und schon war ihm Hoffnung dazu gemacht, als sein poetisches Talent, dem er schon manches Frühstück zu danken hatte, ihn auf die verlassene Laufbahn zurück brachte. Er verfertigte, von seinen Schulfreunden dazu aufgefodert, zur Hochzeitfeier des Rektors ein stattliches Karmen, das allgemeinen Beifall erhielt. Der Rektor erkundigte sich selbst nach dem Verfasser; seine Schüler baten um Patzkens Wiederaufnahme, und der Rektor entschloß sich dazu.

Jetzt war er wieder in seinem Elemente, und trat darauf im Jahre 1748 seine akademische Laufbahn an — zwar reich an Kenntnissen, aber ganz arm an thätiger Unterstützung. Zu seinem Glücke hatte sich der Ruf von seinem Dichtertalente frühe verbreitet, denn durch denselben sah er sich in dem ausschließenden Besitze des Rechts, alle Gelegenheitsgedichte zu verfertigen. Und was ihm diese, und einige wenige Hausinformationen abwarfen,

war das einzige, was er zur Bestreitung seiner Bedürfnisse hatte. Nichts aber reicht an den Eifer, mit dem er das Ziel seiner akademischen Studien zu erringen strebte.

Die Universität zu Halle hatte damals einen ausserordentlichen Ruf, und besonders zogen die künftigen Gottesgelehrten aus der Nähe und Ferne dahin, um den großen Baumgarten zu hören. Auch Patzke zog im Jahre 1751 dahin, in der Hoffnung, sein dürftiges Auskommen noch ferner durch Gelegenheitsgedichte und Informiren zu gewinnen — aber dies schlug fehl, und schon im ersten Vierteljahre war er, bei der strengsten Oekonomie, seinem Wirthe sieben Thaler schuldig, eine Summe, an die er nicht ohne Schrecken dachte. Gedankenvoll geht er einst an der Post vorbei, blickt nach den angeschlagenen Wechseln, und liest zu seinem Erstaunen: Herr Patzke bekommt zehn Dukaten. Das war unbegreiflich, denn wer sollte ihm etwas schicken, da sein Vater um diese Zeit schon todt, seine Mutter bettelarm, und kein Freund für ihn thätig war? Doch die Sache verhielt sich wirklich so; er bekam zehen Dukaten. Sie waren von einem seiner ehemaligen frankfurtischen Bekannten, dem er manches Verslein an seine Schöne gemacht hatte, und der, als er sich in den Armen froher Liebe glücklich fühlte, des ehrlichen und armen Patzke sich erinnerte, und ihm diese dreißig Thaler schickte.

Patzkens Freude war grenzenlos; reicher war er nie gewesen, und auch vielleicht nie glücklicher. Vermöge der Lebhaftigkeit, die, wie allen seinen Empfindungen, auch seinen religiösen Gefühlen eigen war, stürzte er sogleich hinter dem zurückgeschlagenen großen Thorwege in einen sehr beschmutzten Winkel, betete und weinte. Nun wurde ein neues Kleid angeschaft, nun wurde seine drückende Schuldenlast von sieben Thalern und ein Kollegium bezahlt, welches ein stark besoldeter aber hartherziger Professor den Armen nicht unentgeldlich hören lassen wollte — und es blieb noch etwas übrig.

Glücklich war der Zweck seines akademischen Lebens erreicht, und nun gieng er wieder nach Frankfurt zurück. Sein Hauptaugenmerk war jetzt, sich zu einem künftigen Predigtamte vorzubereiten. Daher predigte er, so oft er Gelegenheit hatte, und erwarb sich damals schon großen Beifall. Er hatte das Glück, dem großen Schwerin, vor dem er öfters predigte, bekannt zu werden, und erhielt die Zusicherung der Feldpredigerstelle bei seinem Regimente auf den Fall der Erledigung. Da aber diese Aussicht entfernt, und Patzkens Bedürfnisse dringend waren, so wanderte er nach Berlin, um sich dem menschenfreundlichen Oberhofprediger Sack zu empfehlen. Dieser hatte damals von dem Markgrafen Heinrich von Schwedt den Auftrag erhalten, ihm einen geschickten und rechtschaffenen Kandi-

daten zu der vakanten Pfarre zu Wormsfelde und Stolzenberg in Vorschlag zu bringen. Sack fand Patzken dieser Stelle ganz würdig, und sandte ihn zum Markgrafen nach Schwedt.

Nie war Patzke in einer größeren Angst gewesen als jetzt. Er, den Geburt und seine bedrängte Lage in einer gänzlichen Unbekanntschaft mit dem Ton der großen Welt gelassen, sollte jetzt vor einem königlichen Prinzen erscheinen, und von dem Eindruck, den diese seine Erscheinung machen würde, das Glück seines künftigen Lebens erwarten. Sein Herz schlug ängstlicher und hörbarer, je näher er der Burg des Prinzen kam. Der Anblick des Pallasts, der Hofbedienten ꝛc. erschütterte aufs neue seine Seele. Er machte mehr als eine Ronde um das fürstliche Schloß, war mehr als einmal im Begriff, in dasselbe einzutreten, wurde mehr als einmal von der Furcht zurückgedrängt, und es fehlte nicht viel, daß er nicht unverrichteter Sache zurückgeeilt wäre. Der Gedanke an seine traurige Lage, aus welcher er Errettung so sehnlich wünschte, lieh ihm Muth, er stieg die Stufen hinauf — aber mit einer Angst, wofür die Sprache keinen Namen hat, und — mit einer gänzlichen Hoffnungslosigkeit. Er wurde gemeldet, und erhielt Befehl, vor dem Markgrafen zu erscheinen.

Als die Thüren des markgräflichen Zimmers geöffnet wurden, hätte der Anblick der Pracht, und

noch mehr der Anblick einer zahlreichen Versamm-lung, ihn in eine noch größere Angst gestürzt, wenn die, in der er sich bereits befand, noch eines Zusatzes fähig gewesen wäre. Er übergab dem Prinzen sein Creditiv, dessen huldvoller Blick ihn neu zu beleben schien. Die treuherzige Herablassung, mit welcher der menschenfreundliche Prinz ihn anredete, und die gnädige Versicherung, daß er die Pfarre zu Worms-felde haben sollte, gab ihm die Sprache wieder, und erfüllte sein Herz mit einem uneingeschränkten Ver-trauen. Er würde sich ganz glücklich gefühlt haben, hätte er gleich zurück eilen, und in der Stille sein Herz für die Angst, unter der es geklopft hatte, im frohen dankbaren Gefühl seines Glücks entschädigen und beruhigen dürfen. Aber der Befehl des Mark-grafen: daß er zur Tafel bleiben sollte, erschütterte aufs neue mit Heftigkeit seine Seele. Er hatte nie an der Tafel eines Vornehmen gespeist, und sollte jetzt an der Tafel eines Fürsten speisen. Indeß er hatte den Befehl des Fürsten, und ihm war gehor-chen Pflicht. In der Zeit bis zur Tafel unterhielt sich der menschenfreundliche Fürst mit ihm aufs liebreichste. Und dies ist der Zeitpunkt, in welchem Patzke durch die treuherzige Offenheit, mit der er dem Fürsten erzählte, auf was für einer rauhen Bahn er bisher geschritten sey, den Grund zur Gnade des Fürsten und zu seinem künftigen Glücke legte.

Nachdem Patzke auf eine für ihn äusserst ehrenvolle Art durch die Prüfungen des Konsistoriums zu Cüstrin hindurch gegangen, und zum Predigtamte, diesem großen Ziele seiner Wünsche, eingeweiht war, trat er im Jahre 1755 sein Amt mit all dem redlichen Eifer und mit all den frommen Vorsätzen an, die die Wichtigkeit desselben jedem Rechtschaffenen zur Pflicht macht. Hier bildete er sich zu dem künftigen großen Redner, und sein musterhaftes Beispiel unterstützte den öffentlichen Vortrag.

Der Markgraf, ein wahrer Vater seines Volks, suchte jeden seiner Unterthanen genau kennen zu lernen, und besonders hatte er ein wachsames Auge über das öffentliche und häusliche Leben seiner Geistlichen. So wenig ihm Patzkens Verdienste verborgen blieben, eben so wenig blieb es auch die armselige ökonomische Lage desselben, da seine Pfarre von sehr geringem Betrag war. Ueberzeugt, daß seiner Unterstützung niemand würdiger sey, beschloß der Prinz, sein Haus mit den nothwendigsten Bedürfnissen zu versehen. Er hatte nicht nur Wohlthaten zu erweisen gelernt, er verstand sich auch auf die Kunst, sie auf die beste Art zu erweisen. Nachdem also das, was er für Patzken bestimmt hatte, beisammen war, ließ er einst schon früh Morgens Patzken zu sich bescheiden, und erklärte ihm bei seiner Ankunft: daß er in Erfahrung gebracht, er

führe

führe einen sehr guten Tisch, er sey daher entschlossen, sich diesen Mittag selbst davon zu überzeugen, und in der Pfarre zu Wormsfelde zu speisen. Patzke hielt dies anfangs für eine bloße Plaisanterie; fieng doch aber an unruhig zu werden, weil ihm des Markgrafen Art schon bekannt war, und erwiederte, daß bei dem dankbarsten Gefühl, mit welchem er diese Ehre zu schätzen wisse, er doch bekennen müsse, daß weder seine Küche noch sein Keller in der Verfassung sey, einen so erhabenen Gast zu bewirthen, um so weniger, da auch nicht die allergeringsten Anstalten dazu hätten gemacht werden können; daß er wenigstens für heute es sehr widerrathen müsse, es wäre denn, daß Se. Königl. Hoheit etwa heute einen Fasttag hätten ꝛc.

Der Markgraf fiel ihm ins Wort, seine Köchin werde doch für ihn etwas bereiten, und mit dem wolle er heute vorlieb nehmen.

Mit dieser Erklärung wurde von der Materie abgebrochen, und Patzke fieng an freier zu athmen, weil er die Sache für bloßen Scherz hielt. Indeß kam die Zeit der Tafel näher, die gewöhnliche Tischgesellschaft fand sich ein, es fuhren Wagen vor, und — auf einmal hieß es: Herr Prediger Patzke habe ihn, den Markgrafen, und seine Tischgesellschaft heute zu einem Diner nach Wormsfelde eingeladen, und er hoffe, es werde niemand dem Herrn Prediger diese Bitte abschlagen, da er selbst mit Ver-

gnügen diese Einladung angenommen habe. Mit diesen Worten nahm der Markgraf Patzken bei der Hand, und fuhr mit ihm in einem, und die Gesellschaft in einem andern Wagen ab. Der ehrliche Patzke, der nun nicht mehr zweifeln konnte, daß das, was er bisher für Scherz gehalten hatte, Ernst werden würde; der recht gut wußte, in welcher traurigen Verfassung er sein Haus verlassen hatte, war ausser sich, versicherte einmal über das andere: in seinem Hause sey nichts, gar nichts, was er so erhabenen Gästen vorsetzen lassen könne — er zweifle, ob er Stühle genug habe u. s. w. Alles vergebens! Es gieng nach Wormsfelde, und ehe sichs Patzke versah, hielten die Wagen vor der Pfarre.

Es wird ausgestiegen, und der Markgraf wünschte zuerst das Studierzimmer und die Bibliothek zu sehen. Patzkens Entschuldigungen: seine Studierstube sey in großer Unordnung, und die Bibliothek sehr unbedeutend, sind umsonst. Er öffnet mit zitternder Hand die Thür, und — welch ein Anblick! — das Zimmer rein, ausmeublirt, und an den Wänden eine Sammlung der neuesten und besten Werke aufgestellt. Patzke träuet seinen Augen nicht. Er im wirklichen, der Markgraf in einem vorgeblichen Erstaunen stehen da — jener will danken; dieser läßt ihn nicht zu Worte kommen, fließt in ein Lob seines Geschmacks über, die übrige Ge-

ſellſchaft mit ihm — Patzke zweifelt in ſeinem Hauſe und in der wirklichen Welt zu ſeyn; Freude und Erſtaunen haben ihn ſtumm gemacht. — Dies Zimmer ſey zu eng; ob er nicht ein Viſitenzimmer habe? — Nein! — Ob denn oben nicht noch ein Zimmer ſey? — Ja, aber das ſey ganz leer. — Er ſolle es zeigen, denn man wolle nun alles ſehen, da man merke, daß ſeinen Verſicherungen nicht zu trauen ſey. Man geht die Treppe hinauf, die Thür wird geöffnet — da zeigt ſich Patzkens Auge ein ſchön meublirtes Zimmer. Sein Erſtaunen, ſeine Rührung iſt grenzenlos. Sein Herz kann den Dank nicht mehr faſſen. — Der Markgraf und ſeine Geſellſchaft wie unten. Patzke betäubt und ſprachlos wie unten.

Der Markgraf. Sie ſehen, meine Herren, wie uns Patzke hintergeht! Erwarten Sie nicht auch, daß der Mann, deſſen Haus ſo elegant iſt, uns auch mit Geſchmack bewirthen werde? — Die Antwort, wie leicht zu vermuthen. Zu Patzken: Aber noch ſeh ich keine Anſtalt. In welchem Zimmer werden wir eſſen? Sie haben ohne Zweifel auſſer dieſen noch eins? — Ein Zimmer ſey zwar noch unten; aber in Anſehung der Bewirthung müſſe er mit Bedauren ſeine erſte Verſicherung wiederholen. — Die Geſellſchaft geht hinunter, das Zimmer wird geöffnet, und — es zeigt ſich eine ſchön ſervirte Tafel, der erſte Gang von Speiſen

ist bereits aufgetragen. Man setzt sich, speist, scherzt, alles ist munter und fröhlich. Die Bedienten erhalten Befehl, Patzkens Weinkeller zu untersuchen, kommen mit Flaschen, und mit der Versicherung: einen reichen Vorrath vorgefunden zu haben. Man schreit über den kargen Priester, der sich arm nenne, und doch alles im Ueberfluß habe, trinkt, und ist fröhlichen Muthes. Die Tafel wird nach einigen Stunden aufgehoben. Alles was herausgeschaft war, bleibt Patzkens Eigenthum. Der Markgraf verläßt seinen Wirth mit all der innern Zufriedenheit und Heiterkeit, die das Bewußtseyn einer so edlen That gewährt, und Patzke blickt seinem großmüthigen Wohlthäter mit Thränen des Danks und der Freude nach.

Beinahe drei Jahre lebte Patzke in seiner ländlichen Abgeschiedenheit allein; am 3ten Mai 1758 aber verband er sich zur gemeinschaftlichen Reise durchs Leben mit einem sehr gebildeten Frauenzimmer aus Schlesien, der Schwester eines seiner akademischen Freunde, mit der er seit vielen Jahren im Briefwechsel stund. Doch bald nahete sich das Ungewitter des Krieges seiner friedlichen Hütte, und raubte ihm den Genuß seines häuslichen Glücks. Die Russen näherten sich, unter dem General Fermor, der stillen Gegend, wo Patzke in den Armen einer frohen Liebe so glücklich war. Das laute Klagegeschrei der Unglücklichen ertönte von allen

Seiten, und Patzke begleitete seine Gattin, die eben Mutter werden sollte, zu ihren Eltern nach Schlesien. Bald kehrte er einsam zurück, um den Greuel zu betrachten, den die Barbaren angerichtet hatten. Seine Gemeinde war zerstreut, sein Haus in eine Mördergrube verwandelt, alles war geraubt, zerstört, und selbst die Bücher waren zerrissen und mit dem Unflath der Unholde beschmutzt. Wo er hinblickte, sah er Jammer und Elend. Seine Lage war höchst traurig, er mußte mit Hunger und Blöße kämpfen, und ohne die Unterstützung des Markgrafen, der ihm monatlich acht Thaler aus seiner Chatoulle auszahlen ließ, hätte er kaum sein Leben fristen können.

Patzke eilte ins russische Lager, um dem General Fermor mit den lebhaftesten Farben das Elend zu schildern, das durch seine Truppen überall verbreitet würde, und um Hülfe und Erbarmen für die gequälte Menschheit zu flehen. Der General hörte ihn gelassen an, erklärte, daß die leichten Truppen ein zügelloses Volk wären, daß er aber strenge Befehle ertheilen wolle, und ließ ihn durch einen Dragoner in seine Wohnung zurück bringen. Aber kaum sah sich dies Ungeheuer weit genug vom Lager entfernt, als er sein Schwerdt zog, Patzken es auf die Brust setzte, und ihm unverständliche Worte entgegen murmelte, die so viel hießen, als: Geld oder Tod! Da Patzke dies nicht hatte, so

zog er sein letztes Gut, das er auf den äussersten Fall erspart hatte, seine Uhr heraus, und gab sie dem Böſewicht, der nun den Unglücklichen seinem Schicksale überließ, und froh seines Raubes ins Lager zurückeilte.

Der Markgraf, innig gerührt von seiner traurigen Lage, versetzte ihn, im Anfange des 1759sten Jahres auf die erledigte Predigerstelle zu Liegen in der Churmark. Bald nach seinem Anzuge holte er seine Gattin aus Schleſien zurück, und die Tage der ersten Liebe kehrten wieder. Aber nicht die Tage der ersten Ruhe und des ersten Glücks. Denn kaum sah er sie wieder in seinen Armen, als die Russen aufs neue in die Mark eindrangen, nach gewohnter Wuth alles mit Feuer und Schwerdt verheerten, und ihre Verwüstungen auch bis in die Nähe von Liegen ausbreiteten.

Doch er sollte nicht unterliegen. Das Ungewitter wendete sich, und auf Empfehlung des Markgrafen kam er 1762 als Prediger an die heil. Geistkirche in Magdeburg. Dieser hegte zu ihm, so lange er lebte, die wärmste Zuneigung. Jedes Jahr mußte er ihn auf einige Wochen besuchen, und beim Abschiede reichte er ihm gewöhnlich ein Geschenk von hundert Dukaten.

In den ersten Jahren seines Aufenthalts in Magdeburg fand Patzke nicht ganz das, was er gehofft hatte. Allein gerade die Verbindung mit

einem Amtsgehülfen, der im Besitz des allgemeinsten und gerechtesten Beifalls war, spornte seinen Wetteifer, und machte ihn zu dem großen Kanzelredner, der er wirklich war. Besonders war ihm eine vorzügliche Stärke der Deklamation eigen, so daß er es in seiner Gewalt hatte durch sein Vorlesen oder Recitiren die Zuhörer zu täuschen, auch mittelmäßige Sachen für sehr schön zu halten. Zwanzig Jahre lang war er in der literarischen Gesellschaft Vorleser, ohne daß ihm Wilmsen, Schummel, Köpken, Funk und andere gute Anagnosten es gleich zu thun vermochten. Diese lasen nur, wenn er nicht da war. Durch diese vortrefliche Naturgabe ward sein Kanzelvortrag ungemein eindringend, man las ihn gerne, und hörte ihn noch lieber. Seine Predigten wurden stark besucht, und zwar von dem denkendsten Theile des Publikums, unter andern auch sehr stark von den Offizieren der Garnison.

Als Schriftsteller wirkte er zunächst für seinen Ort, durch die Wochenschriften: Der Greis, der Wohlthäter, die Magdeburgischen Unterhaltungen ꝛc., davon er die zweite mit Sturm, die letzte mit Schummel und seinem Kollegen Berkhan gemeinschaftlich herausgab. Wöchentlich lag ein Bogen auf den Tischen der Vornehmen, und auf der Werkstatt des Schneiders und Schusters. Noch nie war zuvor in Magdeburg ein Mittel der

Art gebraucht, Kenntniſſe unter das Volk zu bringen. Zudem trugen dieſe Schriften auch ungemein viel bei, in jenen traurigen Zeiten der Theurung und des Mangels, die Begüterten zur Wohlthätigkeit gegen die Dürftigen zu erwecken. Auch wirkte er ſehr durch ſeine geiſtlichen Dramen, den Tod Abels, Saul oder die Gewalt der Muſik, Davids Sieg im Eichthale u. a. m. welche Rolle in Muſik ſetzte, und welche in perennirenden Winterkonzerten aufgeführt wurden, ſo daß faſt alle Arien derſelben Volkslieder wurden. Für die Erbauung ließ er mehrere Sammlungen Predigten drucken, die wegen ihres gemeinverſtändlichen, leichten und populären Tons viel Beifall fanden.

Sobald nach den erſten Jahren ſeines Aufenthalts in Magdeburg ſeine Gemeinde ganz in ihm den redlichen, offenen, für das Gute ſo wirkſamen Mann, der er war, kennen lernte, gewann er ganz ihre Liebe und Achtung. Seinem Amte war er ſehr treu, hielt Jahr aus Jahr ein ſeine Sonntags- und zwo Wochenpredigten ſelbſt, und wandte auch auf die letztern vielen Fleiß. Er predigte faſt ſo lange, bis ihn auf der Kanzel ein Anfall vom Schlage traf, kam nachher doch noch in den Beichtſtuhl, bis ihn auch da ein Schlagfluß überfiel, und bis endlich ſein Freund Berkhan ihn faſt zwang, ihm die ganze Amtsführung allein zu überlaſſen. Er las, bis zu ſeiner Krankheit, fleißig das neueſte

der theologischen Literatur, und gieng mit seinem Zeitalter fort. In seinem theologischen System beobachtete er eine gemäßigte Orthodoxie, benutzte die neuere Hülfe der Exegese und Kritik, war dabei sehr tolerant, und ein vertrauter Freund mancher Andersdenkenden.

Im Jahr 1769 wurde Pazke zum Pastor und zum Senior des Ministeriums der Altstadt Magdeburg erwählt, und mit neuen Beweisen des Zutrauens und der Liebe überhäuft. Dagegen umfaßte er seine Gemeinde hinwiederum mit der innigsten Liebe, so daß ihm nichts zu schwer war, was er nicht mit Freuden für sie gethan, oder für sie aufgeopfert hätte. Beide Theile legten davon die redendsten Beweise ab. Er, da er einen Ruf nach Petersburg, einen nach Halle, und einen nach Braunschweig ablehnte. Seine Gemeinde, da sie ausser andern Beweisen ihrer wahrhaftigsten Zuneigung, in Gesellschaft mehrerer, die seine Verdienste zu schätzen wußten, seiner Gattin eine Wittwenpension sicherte.

Leidenvoll war der Abend von Pazkens Leben. Schon im Jahr 1784 verkündigte die Flucht seiner sonst so fröhlichen Heiterkeit und Laune, daß das Ende seines Lebens nicht mehr ferne sey. Für ihn starb jede Freude dahin. Geheime Ahndungen und gewisse dunkle Gefühle der allmähligen Auflösung gaben jedem Gegenstande finstere melancholische

Gestalten. Stundenlang stund er oft am Fenster mit Augen und Gedanken unverwandt auf den Ort hingeheftet, wo sein müdes Gebein einst Ruhe finden sollte, und antwortete einem Freunde, der sich bemühte diese düstern Wolken um ihn her zu zerstreuen: Freund, für mich giebt es kein süßeres Gefühl, als das Vorgefühl der Ruhe, die ich dort bei meinen Lieben finden werde. Im Herbst dieses Jahres fand man ihn einst des Morgens sprachlos im Bette, und dies war nur der Vorbote noch heftigerer Zufälle, die seine Nerven immer mehr erschütterten und zerrütteten. Einmal wagte er es dennoch wieder, den Ort zu betreten, auf dem er einst geglänzt und so viel Gutes gewirkt hatte. Allein er verließ ihn in dem kläglichsten Zustande und mit der festen Ueberzeugung, daß sein Abend nahe sey. Drei Jahre lang mußte er noch die größten Schmerzen und Beschwerden leiden, bis endlich seine Natur am 14ten Dezember 1786 unterlag. Bei der Unwahrscheinlichkeit, daß er je sein Amt selbst wieder würde verwalten können, besoldete seine Gemeinde vom Anfange der Krankheit an einen eigenen Substituten, ließ ihn im Genuß seines ganzen Gehalts, und stiftete sich selbst dadurch ein rühmliches Denkmal ihrer Dankbarkeit gegen seine Verdienste.

Patzke behauptete eine vorzügliche Stelle unter den edelsten und besten Menschen. Die Vorsicht

hatte ein sehr reiches Maaß der Geisteskräfte und Talente in ihn gelegt, und er hatte keines derselben unausgebildet und ungenutzt gelassen. Sein Verstand war aufgeklärt, sein Geschmack geläutert, sein Urtheil richtig, in mehr als einem Fache der Wissenschaften besaß er einen nicht gemeinen Vorrath der gründlichsten Kenntnisse. So angebaut und gebildet sein Geist war, so gebildet und schön war auch sein Herz. Er war ein Mann von vieler Lebhaftigkeit und starken Affekten, welche ihn oft hingerissen haben würden, wenn nicht eine geübte und reife Vernunft denselben zum Gegengewicht gedient hätte. Zugleich war er aber auch von Natur weichmüthig; empfindsam, in dem edelsten Sinne des Worts, und bewahrte diese schöne Anlage mit der weisesten Sorgfalt. Offen war seine Seele jeder sanften Empfindung, jedem edlen menschlichen Gefühle; offen den Gefühlen zärtlicher Freundschaft und Theilnehmung, den Gefühlen des Mitleids und der wohlthuenden Liebe; vorzüglich aber den Gefühlen der Religion, die sein ganzes Herz erwärmten, und ihn oft in der Entzückung zu Freudenthränen hinrissen.

Aber er war nicht allein gut, sondern er schafte des Guten auch viel; und seine Verdienste sind nicht geringer als seine Vorzüge. Als ein liebreicher Gatte und treuer Vater arbeitete er rastlos für das Wohl seiner Familie. Seine süßesten Stunden verlebte er in ihrem Kreise. Den Bekümmerten

und Nothleidenden war er durch Rath und Fürsprache, wie durch eigene That, der theilnehmendste und hülfreichste Freund. Er bat gern in den Kreisen der Fröhlichen, daß man auch der Armen gedächte, und manche Wohlthat bescheidener Menschenfreunde floß unbemerkt durch seine Hand den Elenden zu.

Fast dreißig Jahre lang lebte er in einer höchst zufriedenen Ehe. Von acht Kindern blieben ihm nur zwei übrig: der zweite Sohn und die vierte Tochter, die er bis an seinen Tod mit verdoppelter väterlicher Zärtlichkeit liebte.

Samuel Richardson.

Buchhändler in London.

Es dürften wohl wenige unter meinen Lesern ſeyn, denen die Namen Pamela, Clariſſe und Grandiſon unbekannt wären. Wer hat dieſe Romane nicht geleſen? und wer bewundert nicht den großen Meiſter des menſchlichen Herzens, der dieſe Werke ſchuf? Richardſon, als Verfaſſer dieſer ſchönen, geiſtreichen Kompoſitionen, wird immer einen vorzüglichen Namen unter denjenigen behaupten, die auch auſſer ihrem Vaterlande die Bildung des Geſchmacks aufs Wirkſamſte beförderten. Ihm verdankt die Schreibart der Romane eine ganz neue Epoche. Nicht blos die Form der Briefe, die ſo viel zur völligen Entwicklung der Geſinnungen, Charaktere und Leidenſchaften, zur Auseinanderſetzung der Umſtände und Situationen, und zur Mannigfaltigkeit des Tons und Vortrags beiträgt;

sondern der ganze innere Gehalt der Darstellung gewann durch Richardson's Bearbeitung eine vorhin nie erreichte, musterhafte Würde. Der Plan seiner Erzählung ist immer mit vieler Kunst und weisem Vorbedacht angelegt, und die Ausführung verräth den Meister überall.

So schätzbar aber seine Werke in jedem Betracht als schriftstellerische Kompositionen sind; so großen Werth haben sie auch von Seiten der Belehrung und Bereicherung der Welt- und Herzenskunde. Richardson streut in die Seelen den Saamen zu Tugenden, welcher anfänglich still und müßig in ihnen liegen bleibt; er liegt daselbst verborgen, bis sich eine Gelegenheit darbietet, durch welche er in Bewegung und zum Aufkeimen gebracht wird. Dann entwickeln sich die Tugenden, man empfindet in sich einen Hang zum Guten, einen heftigen Trieb, dessen man sich nicht bewußt war. Man fühlt beim Anblicke der Ungerechtigkeit eine innere Empörung, die man sich selbst nicht völlig erklären kann. Woher dies alles? Weil man mit einem Richardson bekannt ist; weil man mit diesem so rechtschaffenen Manne zu einer Zeit umgieng, da die Seele noch ohne allen Eigennutz der Wahrheit willig Gehör gab. — Mit Recht bewundert man das feine Gefühl, welches diesem edlen Schriftsteller immer getreu blieb, über jeden Zug seiner Feder wachte, und auf sein Genie, seinen

Witz, seine Gesinnungen und Sittengemälde so vortheilhaft wirkte.

Der Natur hatte er viel, dem Unterricht und der Erziehung wenig zu danken. Er stammte aus einer angesehenen Familie in der Grafschaft Surry. Sein Großvater und seine Großmutter von mütterlicher Seite starben an der großen Pest in London, im Jahre 1665, eine halbe Stunde nach einander. Sein Vater, Samuel Richardson, war anfangs ein Kästchenmacher, und nachher ein ansehnlicher Mahagonyhändler in London. Sein Genie war über seinen Stand erhaben, und besonders war er ein vortreflicher Architekt. Dies brachte ihn in genaue Bekanntschaft mit verschiedenen Personen von hohem Range, unter andern mit dem unglücklichen Herzoge von Monmouth, und dem berühmten Anton Ashley Cooper, ersten Grafen von Shaftesbury. Sein genauer Umgang mit diesen thätigen Anführern der Landpartey, verwickelte ihn in solche Schwierigkeiten, daß er sich, wiewohl er selbst von dem friedlichsten und harmlosesten Charakter war, genöthigt sah, sein Gewerbe in London aufzugeben, und sich in Derbyshire niederzulassen, wo sein Sohn Samuel im Jahr 1689 gebohren wurde.

Sonderbar ist es, daß man noch nicht hat erfahren können, in welcher Stadt dieser berühmte Schriftsteller zur Welt gekommen ist; denn Ri-

chardson selbst machte, aus Gründen, die sich jetzt nicht mehr entdecken lassen, aus diesem Umstande immer ein Geheimniß. Sein Vater, der diesen seinen ältesten Sohn für die Kirche bestimmt hatte, that ihn auf eine lateinische Privatschule in derselben Grafschaft. Mit den gelehrten Sprachen hatte er keine weitere Bekanntschaft, als die man aus einer gewöhnlichen Schulerziehung mitzubringen pflegt; dafür aber war seine Seele, wie Shakspeares seine, durch Natur und Beobachtungen weit mehr bereichert worden. Es vereinigten sich indeß mehrere Umstände, seine ursprüngliche Bestimmung zu ändern; und gewiß ist, daß er nie auf eine ansehnlichere Schule kam. Ein Zufall, der hier wohl erwähnt zu werden verdient, brachte ihn auf die schriftstellerische Laufbahn. Als zwölfjähriger Knabe setzte er nemlich einen kurzen Charakter von einer adelichen Dame seines Kirchspiels auf, die man für eine große Heilige hielt, in der er aber eine große Heuchlerin erkannte. Jedermann entdeckte sogleich das Original dieser namenlosen Schilderung; und der glückliche Erfolg dieses ersten Versuchs veranlaßte Richardson zu mehrern ähnlichen, die er blos für sich machte, bis er sich in reifern Jahren zu größern Arbeiten entschloß.

Während Richardson sich auf der Schule befand, machte er sich bei den ernsthaftern und gesetztern von seinen Schulkameraden dadurch beliebt,

daß

daß er ihnen entweder die Geschichten, die er gelesen hatte, erzählte, oder neue zu ihrer Unterhaltung erfand; und diese letztern gefielen ihnen gewöhnlich am besten. Ueberdem verschaffte ihm, in seinem funfzehnten Jahre, sein sittsames Betragen den Zutritt in die Gesellschaft verschiedener junger Frauenzimmer in der Nachbarschaft, denen er vorzulesen pflegte, unterdeß sie mit ihrer Nadel arbeiteten; und da er sich durch seine Verschwiegenheit auszeichnete, so machten sie ihn zu ihrem Vertrauten und Sekretär in ihren Liebesangelegenheiten; ein Geschäfte, in welchem er so große Delikatesse und Diskretion bewies, daß keine seiner schönen Vertrauten je erfuhr, daß eine andere sich ihm auch anvertraut habe.

Da unvermeidliche Widerwärtigkeiten die erste Absicht seines Vaters, ihn der Kirche zu widmen, vereitelt hatten, so ward endlich beschlossen, daß er irgend ein Gewerbe ergreifen sollte, und die Wahl desselben ward ihm selbst überlassen. Er wählte also die Profession eines Buchdruckers, aus keinem andern Grunde, als weil er glaubte, daß er dann die beste Gelegenheit haben würde, seine Neigung zum Lesen zu befriedigen. Aber sein Lehrherr war ein äusserst genauer und strenger Mann, der über jeden Augenblick murrte, den der Jüngling nicht zu seinem eigenen Vortheil anwandte; so daß unser junge Buchdrucker große Schwierigkeit fand, sich

Gelegenheiten zu verschaffen, entweder seinen Geist durch Lesen zu bilden, oder sein Talent zum Briefschreiben zu vervollkommnen. Gleichwohl unterhielt er während seiner Lehrjahre einen Briefwechsel mit einem sehr reichen Herrn, der große Dinge für ihn zu thun versprach, aber starb, ehe er die Aufrichtigkeit seiner Freundschaft beweisen konnte. Diesem Briefwechsel, welcher auf Seiten dieses Herrn vornemlich in Erzählungen von dem bestand, was ihm auf seinen auswärtigen Reisen vorgekommen war, verdankte Richardson vielleicht, in seinen nachmaligen Werken, die Beschreibungen mancher auswärtigen Vorfälle und Scenen. Um ihn regelmäßig zu unterhalten, und auch in andern Stücken seinen Geist mehr auszubilden, sah er sich genöthigt, seinen Schlaf- und Erholungsstunden einen guten Theil abzubrechen, unterdeß seine Kameraden entweder in ihren Betten lagen, oder ausser dem Hause ihren Vergnügungen nachgiengen. Dabei war er so gewissenhaft, daß er, um seinen Herrn nicht im mindesten darunter leiden zu lassen, alle Lichter, die er verbrannte, für sein eigenes Geld kaufte.

Die Lehrjahre waren vorüber, und Richardson kam als Aufseher und Korrektor in eine neue Buchdruckerey. Fünf oder sechs Jahre hatte er hier zugebracht, als er im Jahr 1715 in London eine eigene Buchdruckerey etablirte, die in Kurzem für ihn eine reiche Erwerbsquelle wurde.

Als der witzige und lasterhafte Herzog von Wharton (der einem Lovelace sehr ähnlich war) um das Jahr 1723 die Oppositionspartey zu London sehr beförderte, so stand Richardson, so verschieden auch ihre Denkungsarten und politischen Grundsätze waren, dennoch mit ihm in genauer Verbindung, ward von ihm sehr begünstigt, und druckte sein Wochenblatt, den wahren Britten. Er nahm sich aber auch dabei sehr in Acht, beurtheilte alles selbst, und weigerte sich standhaft, an solchen Aufsätzen Theil zu nehmen, die seine eigene Sicherheit in Gefahr setzen konnten, und die denen, welche nicht so vorsichtig waren, Gefangenschaft und Prozesse zuzogen. Er druckte eine Zeit lang eine Zeitung, die erst das tägliche Journal, und hernach der tägliche Zeitungsschreiber hieß, und die größtentheils unter dem Schutze des Ritters Robert Walpole herauskam. Auch bekam er die erste Ausgabe von dem Tagebuche des Unterhauses zu drucken in 26 Bänden in Folio, wovon die Auflage nicht weniger als 1000 Exemplar war. Man bot ihm eine Stelle bei der Regierung an; da aber seine Geschäfte groß waren und ihm viel eintrugen, so schlug er sie aus.

Diese Arbeiten fürs Parlement machten Richardsons Lage unabhängiger von den Buchhändlern, als Buchdrucker es sonst gewöhnlich sind. Gleichwohl arbeitete er viel für sie, und wegen der

Register und Zueignungs-Schriften, die er zu ihren Büchern machte, bewarben sie sich sehr um seine Freundschaft.

Endlich erschien im Jahre 1740 seine erste schriftstellerische Arbeit, und dies war der berühmte Roman: Pamela (Pamela, or, Virtue Rewarded,) aber ohne seinen Namen; ja er war so bescheiden, daß er es gegen alle diejenigen läugnete, welche ihn für den Verfasser derselben hielten. Nie ist ein Buch durchgängiger gelesen und bewundert worden; es wurden daher in einem einzigen Jahre fünf Ausgaben verkauft, und mehrere Uebersetzungen ins Französische, Italiänische, Holländische, Deutsche, Dänische u. s. w. besorgt. Es war sogar nicht ungewöhnlich, daß dieses Buch von den Kanzeln empfohlen wurde. Die Absicht des menschenfreundlichen Verfassers bei dieser Dichtung war, die Schönheit und Macht der Tugend in einer unschuldigen und unausgebildeten Seele darzustellen, und zu zeigen, wie, oft schon in diesem Leben, die Vorsehung die Rechtschaffenheit belohnt. Ein junges Mädchen von geringem Stande, das seinen ehrlichen Eltern erzählt, was für harte Versuchungen es von einem Herrn ausstehen muß, der der Beschützer, nicht der Angreifer seiner Ehre hätte seyn sollen, zeigt den Charakter eines Wollüstlings in seinem wahren verächtlichen Lichte. Dieser Wollüstling wird indeß durch die guten Grundsätze, welche

ihm seine vortrefliche Mutter in den frühesten Jahren eingepflanzt; durch seine Leidenschaft für das tugendhafte Mädchen, durch ihr liebenswürdiges Beispiel, und die unermüdete Geduld, die sie als seine Gattin beweist, endlich vollkommen gebessert. Wenn dieser Roman unter Richardsons Dichtungen gleich der schwächste ist — wegen mancher zu einförmigen und handlungsleeren Briefe, und eines nicht immer gleich thätig und rege gehaltenen Interesse: so ist er doch immer eine geistreiche Nahrung für fühlende Herzen, und Herr Franz Ehrenberg (eigentlich Claudius) verdiente Dank, daß er die deutsche Lesewelt im Jahr 1789 mit einer Leonore Schmidt, nach Richardsons Pamela beschenkte.

Am glänzendsten zeigten sich Richardsons Talente in der Clarissa (The History of Miss Clarissa Harlowe, in a Series of Letters,) welche im Jahre 1748 erschien. Dies ist, nach dem einstimmigen Urtheile aller Kenner, des Verfassers Meisterstück. „Mich setzte immer, sagt Diderot mit Recht, das Genie in Erstaunen, das dazu gehörte, sich ein junges Frauenzimmer zu bilden, welches voller Klugheit und Vorsicht ist, welches keinen einzigen Schritt thut, der kein Fehltritt ist, ohne daß man ihr darüber Vorwürfe machen könnte; denn sie hat grausame Eltern und Verwandte, und einen abscheulichen Menschen zum Liebhaber. Welch-

ein Genie also, dieser kleinen Sprödden die munterste und flatterhafteste Freundin zu geben, welche nichts sagt und thut, als was vernünftig ist, ohne daß die Wahrscheinlichkeit dadurch beleidigt würde; dieser wieder einen rechtschaffenen Menschen zum Liebhaber zu geben, der aber schwerfällig und lächerlich ist, dem seine Geliebte nicht die geringste Hoffnung erlaubt, ob er gleich die Einwilligung und den Beistaud ihrer Mutter hat; im Lovelace die seltensten guten Eigenschaften und die hassenswürdigsten Laster zu vereinigen, die Niederträchtigkeit mit der Großmuth, eine ernste und kindische Denkart, Hitze und Kaltblütigkeit, Vernunft und Thorheit; einen Bösewicht aus ihm zu machen, den man haßt, den man liebt, den man bewundert, den man verachtet, der uns in Erstaunen setzt, er zeige sich in welcher Gestalt er wolle, und der keinen Augenblick einerlei Gestalt behält! Und jene Menge von Nebenpersonen, wie schön sind sie nicht charakterisirt! Wie viele sind ihrer nicht! Belford mit seinen Freunden, und Mistreß Howe, und ihr Hickman, und Frau Norton; und in dem Harlowischen Hause Vater, Mutter, Bruder, Schwestern, Vetter und Tanten, und alle die Geschöpfe, welche sich an jenem Orte der Verführung aufhalten. Wie vielfachen Kontrast machen nicht das Interesse und die Gemüthsstimmungen! Wie handeln, wie reden alle! Wie hätte ein junges Mädchen, die allein

wider so viele vereinte Feinde zu kämpfen hatte, nicht erliegen, nicht fallen sollen? Und doch, welch ein Fall!"

Man hat oft dieser Geschichte eine zu lange Ausspinnung des Stoffs, und dadurch entstandene Langweiligkeit der erstern Theile vorgeworfen. Deswegen beschenkte der geistreiche Friedrich Schulz die deutsche Lesewelt im Jahre 1788 mit einer Albertine, Richardsons Clarissen nachgebildet. Allerdings ist das Interesse der ersten Bände der Clarissa mit dem der folgenden, und besonders des letztern, nicht in Vergleich zu bringen. Aber nahrungslos für Geist und Herz sind doch auch jene ersten Theile gewiß nicht; und wer die Clarissa zum zweitenmale liest, überschlage ja die erste Hälfte nicht; denn nun wird er sie erst schätzen lernen, und in ihr so vieles angelegt und mit der feinsten Kunst vorbereitet sehen, was durch diese Anlage und Vorbereitung in der Folge, und da, wo alle Triebfedern der großen Maschine in volle Bewegung und Arbeit gerathen, desto wirksamer wird.

Clarissa, die jetzt aus acht Bänden besteht, machte ein so großes Glück, daß binnen wenig Jahren verschiedene Ausgaben derselben verkauft, und Uebersetzungen in die vornehmsten europäischen Sprachen veranstaltet wurden. Der Dichter Kosegarten hat das Verdienst, die Clarissa durch seine im Jahr 1790 erschienene Uebersetzung

von neuem in die deutsche Lesewelt eingeführt zu haben.

Im Jahr 1753 gab Richardson sein letztes und mühsamstes Werk heraus, die Geschichte des Sir Karl Grandison (History of Sir Charles Grandison) in sieben Bänden. In England wurde dieser Roman bei weitem nicht mit so allgemeinem Beifall, wie seine Uebersetzung in Deutschland, aufgenommen. Theils war die Uebertreibung der Vollkommenheiten des Hauptcharakters zu auffallend; man war durch Richardson selbst, und noch mehr durch Fielding, an Natur zu sehr gewöhnt, um sich für bloßes Ideal lebhaft zu interessiren; theils glaubte man sich nun durch Handlung und Interesse nicht genug für die langwierige Ausdehnung der Geschichte und den abermaligen großen Wortaufwand, vornemlich in den ersten Bänden, entschädigt zu finden. Und so viel einzelne Schönheiten dieser Roman auch hat, die immer noch den Meister verrathen, so möchte doch diese Kritik wohl nicht ganz ungegründet seyn, und vollends mit dem Gefühl derer übereinstimmen, die nach der Lesung der Clarissa den Grandison zur Hand nehmen. Was indeß auch diesen Roman immer schätzbar machen wird, ist die so herrlich bearbeitete episodische Geschichte der Clementine von Poretta, für die man sich so innig, so tief interessirt. Die Schilderung ihres Wahnsinns ist, nach dem Urtheile eines

der feinsten Kenner (Dr. Warton's Essay on Pope, Vol. I. p. 283,) die herrlichste in ihrer Art, und an kleinen Zügen der Natur und wahren Leidenschaft vielleicht selbst der Darstellung des Wahnwitzes im König Lear vorzuziehen. Schade, daß die neue Verdeutschung des Carl Grandison in vier Bänden, welche 1789 erschien, so vieles zu wünschen übrig läßt, indem man fast auf jeder Seite fühlt, daß man eine Uebersetzung, und an mehrern Stellen sogar, daß man eine Uebersetzung aus dem Englischen liest. — Die neueste und beste Original-Ausgabe der drei Romane, von denen bisher die Rede war, erschien zu London 1783 in zwanzig Oktavbänden *).

*) Ausser seinen drei großen Werken, der Pamela, Clarissa und dem Grandison, gab Richardson noch heraus: 1) Die Unterhandlungen des Sir Thomas Roe, auf seiner Gesandtschaft an die ottomanische Pforte, vom Jahre 1621 bis 1628 inclusive ꝛc. dem Könige dedicirt. 2) Eine Ausgabe der Fabeln Aesops, mit Betrachtungen. 3) Vertrauliche Briefe an und von verschiedenen Personen, über Geschäfte und andere Gegenstände. Dies war sein erstes Werk, das er auf Verlangen der Buchhändler unternahm. 4) Einen großen einzelnen Bogen: die Pflichten der Weiber gegen ihre Männer. 5) Eine Sammlung der moralischen Sätze in der Pamela, Clarissa und dem Grandison. — Er hatte auch Antheil an dem christlichen Magazin des Dr. Jac. Mauclerc, und an den Zusätzen zur sechsten Ausgabe von De Foe's Reise durch Großbrannien.

Durch viele Unglücksfälle in seiner Familie, auch durch seine eigenen Schriften, die ihm eine jede erdichtete Noth realisirten, wurden Richardsons von Natur schwache Nerven, die, wie Pope sagt, überall lebendig zitterten, so erschüttert, daß schon viele Jahre vor seinem Tode seine Hand zitterte, er häufig Schwindel hatte, und zuweilen umgefallen seyn würde, wenn er sich nicht auf seinen Stab gestützt hätte. Seine gichtischen Zufälle schwächten seine Nerven, lange vor seinem Tode, in dem Grade, daß er nicht im Stande war, ein Glas Wein ohne Hülfe an den Mund zu bringen. Diese Krankheit endigte sich zuletzt mit einem Schlagflusse, und beraubte die Welt dieses liebenswürdigen Mannes und wahren Original-Genies den 4ten Jul. 1761 in einem Alter von 72 Jahren. Er ward, auf sein Verlangen, neben seiner ersten Gattin, nahe an der Kanzel in St. Brido's Kirche begraben.

Die ersten Schriftsteller, nicht nur Englands, sondern auch anderer Nationen, haben den ausserordentlichen Talenten Richardsons ihren Tribut gezollt; und seine Schriften werden fast in allen europäischen Sprachen gelesen. Bei aller Verschiedenheit der Sitten, und allen Nachtheilen der Uebersetzung hat man ihnen doch allgemeine Bewunderung nicht versagen können. Diderot nennt, in seinem Versuch über die dramatische Dichtkunst, da er von

den Mitteln, die Leidenschaften zu erregen, spricht, Richardson einen vollkommenen Meister in dieser Kunst. „Wie rührend, sagt er, wie Herzergreifend sind seine Schilderungen! Ich glaube seine Personen, wenn sie gleich schweigen, lebendig vor mir zu sehen; und reden sie, so sind ihre Handlungen noch rührender, als ihre Worte. Rousseau behauptet von Richardsons Romanen, daß nie in irgend einer Sprache etwas geschrieben worden, das ihnen gleich, oder nur nahe komme."

Und wie so ganz würdig unsrer innigsten Verehrung erscheint dieser Seelenmahler, wenn wir ihn in seinem Privatleben betrachten. Religiös, tugendhaft und wohlwollend in ungewöhnlich hohem Grade, war er selbst, wiewohl in eingeschränkterer Sphäre, der Grandison, den er schilderte. Sein Herz und seine Hand standen immer offen, den Bedürfnissen anderer abzuhelfen; Wohlthun war seine größte Wonne. Gegen seine Gattinnen und Kinder war er liebreich und zärtlich; gegen seine Bedienten gefällig und herablassend. In seinen Geschäften war er so thätig und unermüdet, daß er (ungeachtet seine Börse, wie sein Haus und sein Tisch, in der Stadt sowohl als auf dem Lande, seinen zahlreichen Freunden immer offen stunden) sich doch ein ansehnliches Vermögen erwarb, und seine Familie in gemächlichen und unabhängigen Umständen hinterließ.

In seiner Kleidung und seinem äussern Betragen war er simpel und unaffektirt. Gewöhnlich stand er um 5 Uhr Morgens auf, und legte sich um Eilfe zu Bette. Sein erstes Geschäft in der Frühstunde war, durch die verschiedenen Zimmer seiner Druckerei herumzugehen; in den letzten Jahren seines Lebens aber blieb er zuweilen bis Sieben im Bette, und man sah ihn selten, zuweilen nicht zweimal im Jahre unter seinen Leuten; indem seine Schriften und sein Briefwechsel seine ganze Aufmerksamkeit beschäftigten. Sein Aufseher und seine Tage-Arbeiter erhielten daher seine Vorschriften gewöhnlich durch Noten oder Briefe. Seine Hand war zwar durch sein paralytisches Uebel sehr wankend gemacht; gleichwohl war seine Handschrift klein, egal und sehr leserlich. Sieben Jahre über, in dieser Krankheit, nahm er gar keine animalische Speise zu sich, sondern lebte vornemlich von Vegetabilien. Da er aber fand, daß diese Art von Diät ihm keine Hülfe schafte, so kehrte er zu seiner vorigen Lebensart zurück, welche immer regelmäßig und etwas enthaltsam gewesen war.

Richardson hatte ein Landhaus, erst zu North-End, nahe bei Hammersmith, und hernach zu Parsons-Green. Hier hielt er sich gewöhnlich von Sonnabend bis Montags auf, und oft auch zu andern Zeiten, da es ihm dann selten an Besuch von Freunden und Freundinnen fehlte. In seinem letzten

Willen vermachte er einem jeden, und einer jeden von denen, die er am meisten schätzte, deren Anzahl sich über dreißig beliefen, einen Ring zum Andenken, und versicherte selbst: „Hätte ich allen den Damen, die mich mit ihrem Briefwechsel beehrt haben, und die ich wegen ihrer liebenswürdigen Eigenschaften verehre, Ringe vermacht, so würde es sogar in dieser letzten feierlichen Handlung wie eine Prahlerey ausgesehen haben.“

Zweimal war Richardson verheirathet. Seine erste Gattin war Martha, des Buchdruckers Allington Wilde Schwester. Sie starb 1731, nachdem er fünf Söhne und eine Tochter mit ihr gezeugt hatte, welche alle in ihrer Kindheit starben. Seine zweite Gattin, die er 1734 heirathete, und die ihn viele Jahre überlebte (sie starb 1773 in einem Alter von 77 Jahren) war Elisabeth, des Buchhändlers Jakob Leake zu Bath Schwester. Mit ihr zeugte er einen Sohn und fünf Töchter. Der Sohn starb jung: von den Töchtern aber überlebten ihn viere.

Schön ist das Lobgedicht, das Mrs. Carter, die berühmte Uebersetzerin Epiktets, in Form einer Grabschrift, auf Richardson gemacht hat:

„Wenn je warme Menschenliebe euch theuer war, wenn je Weisheit sich eure aufrichtige Achtung erwarb, oder ächte Phantasie eure Aufmerksamkeit fesselte, so naht euch mit Ehrfurcht dem Staube — Richardsons.“

„Könnte gleich seine Muse, in den fernsten Regionen bekannt, den Tribut dieses unbedeutenden Steins verschmähen; so muß doch seinem holdseligen Schatten auch das geringste Pfand der Freundschaft und der Liebe wohlgefallen: denn oft werden diese aus fellen Haufen verbannt, und oft wird Unschuld mit sanftem Blick, und weißgekleidete Mildthätigkeit mit thränenden Augen, das Heiligthum besuchen, wo ihr Schutzengel ruht.“

„Vergiß dies nicht, o Leser; obgleich ein Vers dir's sagt, den der Schmerz in rauhen kunstlosen Tönen hinfließen macht: denn vermögt ich's, in harmonischen Liedern den Gatten, den Vater, den Bürger, den Freund würdig zu preisen, wie würde meine Muse des Kunstrichters Scharfsinn und des Schriftstellers hohen Geist nachahmend darstellen! — Aber ach! erwarte nicht von dem behauenen Steine ein Lob, das nur unserm Herzen eingegraben ist. Da wollen wir seinem Ruhm ein dauernderes Denkmal weihn, und immer soll sein rührendes Blatt reine Wahrheit, feste Ehre und alle holde Lehren der Tugend uns predigen, so lange Geschmack und Wissenschaft an diesen beglückten Küsten blühen.“

Salomon Geßner.

Buchhändler in Zürich.

Ganz Europa kannte den Idyllendichter Geßner. Britten, Gallier und Deutsche fanden Geschmack und Vergnügen an den Werken seines Geistes und seines Pinsels. Jedem Herzen, das mit Sinn für edle Einfalt und Schönheit begabt ist, muß sein Andenken theuer seyn. Geßner sang und mahlte für die Unsterblichkeit!

Salomon Geßner war am ersten April des Jahres 1730 zu Zürich gebohren, wo sein Vater Buchhändler und Mitglied des großen Raths war. Seine frühe Jugend erweckte eben keine großen Erwartungen. Sprachschulen waren kein Element für den früh schon originellen Knaben, der, trotz aller Züchtigungen, auf Lehrbänken immer der letzte, desto öfter beim Spiel seiner Jugendfreunde der erste blieb. Sein poetisches Talent zu entwickeln, war

der erste Jugendunterricht am allerwenigsten geschickt. Wenn ihn sein Lehrmeister bei einem Buche in Versen antraf, gesetzt daß auch der Inhalt erbaulich war, so mußte es der arme Junge mit Ohrfeigen büßen. Nachbildung in Wachs war sein Zeitvertreib, wenn er zuhören, Robinson Crusoe Muster für ihn und Encyklopädie, wenn er zu Hause die Feder brauchen sollte. Die an ihm ganz verzweifelnden Orbile, statt seiner Einbildungskraft auf den rechten Weg zu helfen, kündigten vielmehr den Verwandten eine gänzliche Untauglichkeit an.

Die betrübten Eltern ließen kein Mittel unversucht, den Fleiß des Knaben — zum Vocabellernen zu wecken. Einst wurde im väterlichen Hause bei einer feierlichen Veranlassung ein Gastmahl angeordnet. Bei dieser Gelegenheit ergieng an den Knaben, dem schon der Mund nach den Leckerbissen wässerte, die schreckliche Drohung, daß er, wenn sein nächstes Schulthema nicht ungleich besser, als gewöhnlich ausfiele, von allen den gehofften Herrlichkeiten nicht das mindeste weder zu sehen noch zu kosten bekommen würde. Um dieses Unglück von sich abzuwenden, gerieth Geßner auf einen sonderbaren Einfall. An dem zum Thema bestimmten Tage ritzte er sich mit dem Federmesser in die Hand, und schrieb mit seinem Blute einige Zeilen nieder, worin er sich dem lieben Gott auf ewige Zeiten zu eigen ergab, wenn er ihm die bevorstehende

Arbeit

Arbeit gelitgen ließe. Aber von dem Himmel kam die Anweisung mit Protest zurück. Das Thema wimmelte von groben Schnitzern, und der unterste Platz, und obendrein eine empfindliche Züchtigung war das Ende von dem Drama, wovon Geßner sich eine ganz andere Entwicklung geträumt hatte. Selbst Bodmer soll dem Knaben nach einer kurzen Prüfung den Eltern mit der trostlosen Versicherung zurück gesandt haben, daß sie ihre Erwartungen von ihm nicht über die Fertigkeit im Lesen, Schreiben und den Anfangsgründen der Rechenkunst ausdehnen dürften.

Es ward ein neues Mittel hervorgesucht, die vermeinte Untauglichkeit des Knaben zu heben; man sandte ihn in ein Predigerhaus auf dem Lande. Die freundlichere Behandlung, welche er hier erfuhr, die reitzende Gegend, und der um diese Zeit ihm in die Hand gerathene Brockes, brachten den reicher als je imaginirenden Kopf, nach zwei Jahren, doch schon besser entwickelt ins Vaterhaus zurück. Alles indeß, was er aus seinen Schulübungen davon trug, lief darauf hinaus, daß einige römische Dichter in der Ursprache von ihm konnten gelesen werden; Griechische aber nur in der wörtlich lateinischen Uebersetzung, die ihm lehrreicher schien als eine französische oder deutsche; wie denn auch Damms treuherzig übergetragener Homer ihm besser behagte als jede andere. Diesen Mangel an Kenntniß alter

Sprachen ersetzte, zum Theil wenigstens, sein eigener poetischer Sinn, und ein Gefühl, von dessen Zartheit er in der Folge so schöne Proben gegeben hat. Die poetischen Versuche, welche er in seiner ländlichen Einsamkeit zu Papier brachte, verriethen schon durchaus den künftigen großen Dichter.

Es sollte jetzt eine Lebensart gewählt werden, und der poetische Jüngling ließ es sich gefallen, Buchhändler zu werden. Er dachte damals vermuthlich mehr an die Bücher, welche er lesen und schreiben, als die er verkaufen würde. Das wenigstens ist gewiß, daß er sich durch ernstliche Rücksicht auf seinen künftigen Beruf den Lebensgenuß nicht allzu sehr verkümmerte. Allein sein Umgang brachte der Bildung seines Geistes mannichfaltige Vortheile, denn er schloß sich an die besten Köpfe seines Vaterlandes an, die ihm an wissenschaftlichen Kenntnissen und methodischem Studium meistens, an Bekanntschaft mit den besten Schriften der Franzosen, Engländer und Deutschen aber alle überlegen waren. Ohne einer Anweisung zu genießen gewährten ihm Bleystift und Reißfeder viel Vergnügen; er zeichnete was ihm vor die Hand kam, ohne Plan und Wahl, je nachdem Launen oder Zufall ihn leiteten.

Diese Lebensweise litt mit dem Jahre 1749 eine große Abänderung. Er wurde nach Berlin gesandt, wo ihn sein Vater in einer berühmten

Buchhandlung untergebracht hatte, in der er zu seinem künftigen Berufe angeführt werden sollte. Seine Prinzipalen deuteten diesen Auftrag ein wenig zu pünktlich, und fanden für gut, ihn alle Stüfen ihres Gewerbes von unten herauf durchlaufen zu lassen. Sie stellten ihn fleißig zum Packen an, und beluden ihn mit jedem Geschäfte, welches einem brauchbaren Ladenjungen zukömmt. Geßner, welchem die Auskunft über seine Fähigkeiten schon lange nicht mehr im Dunkeln lag, fand dieses alles sehr wenig nach seinem Geschmacke; und da er bei jeder Verrichtung, wozu gerade nichts, als ein paar starke Hände, und körperliche Gewandheit erfodert wird, immer ein wenig unbeholfen war, so entledigte er sich auch solcher Aufträge gewöhnlich nicht mit dem glänzendsten Erfolge. Von einer andern Seite lockten die blendenden Auftritte und reitzenden Lustbarkeiten dieser Königsstadt sein lebhaftes Temperament zur Zerstreuung; und der öftere Umgang mit einigen seiner jungen Landsleute, welche nach Berlin gekommen waren, nicht um sich zu beschäftigen, sondern um die Welt zu sehen und zu genießen, machte ihm seine Lage vollends unerträglich. Er verabschiedete sich von seinen Aufsehern, miethete sich ein eigenes Zimmer, und überließ sich seinem Hange für die schönen Künste und das gesellschaftliche Vergnügen.

In der nicht ungegründeten Voraussetzung, seine Eltern würden diesen raschen Schritt höchlich mißbilligen, und ihm ihre Unterstützung entziehen, verschloß sich der junge Mensch auf einige Wochen in seine Stube, und malte, was das Zeug hielt, an Landschaften nach eigener Erfindung. Aus dieser Gallerie sollte sein Freund, der Hofmahler Hempel, beurtheilen, ob Geßner sich Hoffnung machen dürfe, auf eine ihm angenehmere Weise sein Brod zu verdienen. Zu einer solchen Entwicklung kam es jedoch nicht. Seine Eltern ließen sich mit ihm aussöhnen, und bewilligten ihm noch einen Aufenthalt in Berlin, den er nach seinem Gutdünken benutzen konnte. Nun sah er seine Wünsche erfüllt. Er genoß die Freuden des Lebens und die Ergötzlichkeiten der großen Welt mit aller der Lebhaftigkeit eines feuervollen, und sich frei fühlenden Jünglings, aber mit mehr Klugheit, als es die meisten thun, und nicht ohne stete Hinsicht auf einen edlern Zweck. Seine fröhlichen Altersgenossen besaßen ihn nicht ausschließend, und man fand ihn eben so oft da, wo er sich belehren, als wo er sich belustigen konnte. Er hatte vielen Umgang mit Gelehrten und Künstlern, den meisten mit Krause, Hempel, Ramler und Sulzer.

Von Berlin reiste Geßner nach Hamburg, vornemlich um den Vater der deutschen Dichtkunst, Hagedorn kennen zu lernen. Der liebenswürdige

Mann schenkte dem schweitzerischen Jünglinge seine ganze Freundschaft, und beide waren eine zeitlang unzertrennlich. Sie fuhren oft zusammen nach Harvstehude, wo sie in dem Schatten dieser lieblichen Gegend schwätzten, lachten und tranken. Noch öfter nahm Hagedorn seinen Freund mit zu dem berühmten Karpfer, bei welchem gewöhnlich eine zahlreiche Gesellschaft von Weltleuten, witzigen Köpfen und komischen Originalcharakteren, die man oft mit schlauer Auswahl gesucht hatte, mit einander zu Tische saßen. Hier hatten guter Ton, feine Lebensart und ungezwungene Munterkeit den Vorsitz, und würzten mit unterhaltenden Erzählungen, witzigen Einfällen und geistreichem Scherze das fröhliche Gastmahl. Die Erinnerung an diese glückliche Zeit blieb Geßnern bis an seinen letzten Hauch heilig und werth.

Der Gewinn, den Geßner von seinen Reisen mit sich nach Hause brachte, war ein gereinigter und befestigter Geschmack, und jene Politur, ohne welche kein Werk des Genies dem gebildeten Leser gefallen, noch auch sicher auf die Unvergänglichkeit rechnen kann. Bis dahin hatten Kunst und Unterricht für ihn beinahe nichts, Natur und Glück beinahe alles gethan: und beide setzten nicht aus, ihres Lieblings sich ferner anzunehmen. Nicht lange nach seiner Zurückkunft ward von ihm der Versuch gemacht, die Erstlinge seines Kopfes und Herzens zu

Tage zu fördern. Seine erste Arbeit von einigem Umfange war der im Jahr 1754 herausgegebene Daphnis, wozu der Grieche Longus, dessen Uebersetzung von Amiot er in seines Vaters Bücherschranke gefunden hatte, weiter nichts als die bloße Idee einer Schäferepopee hergab. Merkwürdig ist es, daß diese unschuldige Dichtung bei der Censur große Schwierigkeiten fand. Man hielt solche Liebesgeschichten für wenig erbaulich, und die Einmischung heidnischer Gottheiten an einem christlichen Dichter für ziemlich anstößig. Ein geistlicher Censor protestirte gegen das Motto: Me juvat in gremio doctae legisse puellae u. s. w. als gegen ein Aergerniß; ein weltlicher ließ dem Vater des Dichters sagen, er würde wohl daran thun, seinem Sohne je eher je lieber eine Frau zu geben. Die Bekanntmachung des Gedichts ward nur mit der Einschränkung bewilligt, daß das Motto ausgestrichen, und weder der Name des Verfassers noch der Druckort genannt werden sollte.

Hatten schon die Erstlinge des holden Sängers in ganz Deutschland Aufmerksamkeit erregt, so war dies noch mehr der Fall, als im Jahr 1756 seine Idyllen erschienen. Die Schäferpoesie, welche vorher aus Werken fremder Nationen in Deutschland bekannt war, hat von jeher viele Verehrer gefunden. Der künstlichen Bedürfnisse und Laster des bürgerlichen Lebens überdrüßig, versetzte man

sich gerne in die idealische Gesellschaft unschuldiger Hirten. Gerne träumt man sich las von den drükkenden Verhältnissen, welche die natürliche Gleichheit der Menschen zerstören, und bewundert oft in der Schäferwelt, was man nachzuahmen selten geneigt ist. In dieser arkadischen Schöpfung schilderte Geßner die sanften Empfindungen des häuslichen und unschuldigen Lebens, die Regungen der Liebe und des Wohlwollens. Wie rührend vereinigen sich religiöse Würde und zärtliche Naivität in dem schönsten seiner Gedichte, das nur sanfte Wehmuth erregt, wo minder kluge Hirtendichter Entsetzen hervorgebracht hätten! Wie bezaubernd ist die Feinheit in den Schattirungen seiner schäferischen Sittengemälde! Wie groß die nüchterne Weisheit in der Wahl seiner Bilder und Ausdrücke! Wo finden sich üppige Auswüchse, wo zu ergänzende Lücken? Einförmig und beschränkt schien vor ihm das Reich der Schäferpoesie; er erweiterte seine Grenzen und verschönerte es mit unnachahmlicher Kunst. So ward Geßner der schuldloseste Eroberer in einem Hirtenlande, das von jeder tugendhaften und schönen Seele besucht wird. Schnellen Schrittes erstieg er eine der ersten Stufen des deutschen Parnasses, zu einer Zeit, da unsre Sprache lange nicht so reich und gebildet als heut zu Tage war. Deutschland bewunderte die Reinheit seiner Schreibart und ihren Wohlklang; und doch war er ein Schweizer

und schrieb in Helvetien, wo man die deutsche Sprache entstellt. Wenn jemals die Achtung aller Nationen ein untrügliches Zeichen wahren Verdienstes gewesen ist, so war es der laute Beifall, den der ernste Britte und der gefällige Gallier, der untersuchende Deutsche und der feurige Italiäner Geßners Muse in gleichem Maaße gab. Schon seine Zeitgenossen sahen an ihm einen veredelten Theokrit oder Virgil, und hielten seine Sprache für ein Geschenk der Huldgöttinnen. Der Nachwelt aber bleibt er ein klassisches Vorbild. Wenn nicht das Gefühl des Schönen und Guten uns Sterbliche ganz verläßt, so wird er immer bewundert, immer ein bezaubernder Lehrer der Weisheit seyn.

Bald nach den Idyllen erschien der Tod Abels, eine Schäferepopöe in vier Gesängen; ein meisterhaftes Gemälde der ersten Unschuldswelt, und allen Bodmerischen, und andern Darstellungen des patriarchalischen Zeitalters weit überlegen. Geßner scheint sich an die epische Behandlung dieses Subjects gewagt zu haben, um den ehrlichen Bodmer zu widerlegen, der, mit lauter Heldengedichten schwanger, die Fertigung eines dergleichen über die Kräfte des gar zu bescheidenen Dichters weit hinaus glaubte. Im Jahr 1762 gab Geßner seine Gedichte in einer Sammlung von vier Bändchen heraus, deren letztes, ausser mehrern und sehr

lieblichen Stücken in der Idyllenart, auch die beiden dramatischen Versuche Erast und Evander neu enthielt. Die darin gleichfalls befindliche kleine Epopee, den ersten Schiffer, sah der Autor selbst mit vorzüglicher Zuneigung an. Erst nach einem Zwischenraum von zehn Jahren, nemlich 1772, kam das zweite, und dem ersten keineswegs nachstehende Bändchen seiner Idyllen, nebst dem Briefe über die Landschaftsmahlerey zum Vorscheine.

Bis in sein dreißigstes Jahr beschäftigte sich Geßner nur zum Zeitvertreib mit Bleistift und Radiernadeln. Jetzt machte ihn die Liebe zum Künstler. Er hatte bisher mit Amors Pfeilen blos getändelt, und mit Hymen nur seinen Scherz getrieben. Unvermuthet lernte er in seiner Vaterstadt ein an Geist und Herz sehr vorzügliches Frauenzimmer kennen, mit der er sich am Altare verband, obgleich erst nach vielen Widersprüchen von Seiten seiner Eltern, denn die Vermögensumstände beider Theile waren den Hoffnungen, wozu ihre Verdienste sie berechtigten, bei weitem nicht angemessen. Er gieng jetzt mit sich selber und mit seiner Gattin ernstlich über die Quellen zu Rathe, aus denen ihnen, ohne Belästigung der Eltern, ein anständiges Auskommen zufließen könnte. Die Feder schien ihm hierzu nicht das tauglichste Werkzeug, denn er war keiner der rüstigen Schriftsteller, die ihr williges Publikum an Einem fort in Kontribution setzen;

und von der Achtung der Nachwelt durch die Thaler seiner Zeitgenossen sich loskaufen zu lassen, das war seine mit seiner Denkungsart durchaus unvereinbare Spekulation. Er glaubte einen sichrern Weg einzuschlagen, wenn er seine Zuflucht zu der Kunst nähme.

Ein solcher Entschluß, in diesem Alter gefaßt, würde, ohne das lebendige Gefühl seiner Kraft, und einer allen Hindernissen trotzenden Beharrlichkeit, noch ein wenig mehr als kühn gewesen seyn. Aber der unverdrossenste Fleiß in Nachahmung großer Meister, vereinigt mit den glücklichsten Anlagen, erhob ihn bald zu den ersten Landschaftsmahlern. So wie sein dichterisches Genie in die kleinen Falten des menschlichen Herzens gedrungen war, und in edler Nacktheit die sanftesten Empfindungen dargestellt hatte, so entdeckte jetzt sein spähendes Auge die geheimsten Spiele der Natur, und so stahl ihr sein Pinsel den reitzendsten Schmuck ab. Was er so rührend gesungen hatte, mahlte er nunmehr, und vertauschte im vollesten Genusse seines dichterischen Ruhms auf immer die Leyer gegen den Pinsel. Nie that er sich selbst Genüge, und oft war er ungerecht gegen sich selbst, weil er ein höheres Ziel vor sich sah, das noch unerreicht war. Er hatte schon beträchtliche Fortschritte in der Kunst gemacht, war schon durch seine radirten Blätter rühmlich bekannt, und in mehrern Gemälden bewun-

dert, als er noch immer die Uebungen im Zeichnen für sich mit dem hartnäckigen Fleiße eines aufstrebenden Anfängers fortsetzte. Man fand ihn oft ganze Abende auf der Stadtbibliothek sitzend, wo er sich nach den Gemmen aus Kipperts Daktyliothek und andern alten Kunstwerken übte. Die Anzahl seiner Studien würde ungeheuer seyn, wenn er nicht so vieles vernachläßigt, oder mit Absicht vernichtet hätte.

Während Gessner sich mit Zeichnen, Mahlen und Radieren, und, wiewohl sparsamer, auch mit Dichten beschäftigte, war seine edle Gattin nichts weniger, als geschäftlos. Sie theilte mit ihm die Sorgen der Erziehung; belebte den oft sinkenden Muth des Gatten, und spornte ihn zu unausgesetzter Thätigkeit an; besorgte seine Oekonomie, und trug lange Jahre hindurch ganz allein die beschwerliche Last seiner Buchhandlung. Durch ihr kluges Betragen, ihre zuvorkommende Aufmerksamkeit, und ihre übrigen liebenswürdigen Eigenschaften gewann sie bald das Herz ihrer Schwiegereltern, und in Kurzem brachte sie es dahin, daß jene es herzlich zufrieden waren, durch ihr Widerstreben eine Verbindung nicht hintertrieben zu haben, welche sie nun für das größte Glück ihres Sohnes ansahen.

Kein Wunder, wenn der in sich selbst, seinem häuslichen Kreise, und dem seiner Freunde so glückliche Mann nicht in der Ferne suchte, was ihm

ganz nahe lag. Dem Posten eines Mitglieds des täglichen Raths, wozu man ihn schon in Kaum gesetzmäßigem Alter befördert hatte, that er als guter Bürger Genüge, ohne durch stärkern Einfluß oder Rednerkünste sich bemerklich machen zu wollen. Fand er indeß für gut, Vorträge zu thun, so geschah dieß mit einer solchen Bestimmtheit, daß man sich wunderte, einen Mann, der so sprechen konnte, nicht öfter sprechen zu hören. Eben so wenig darf man ihm vorwerfen, irgend eine der übrigen Bürgerpflichten unerfüllt gelassen zu haben. Sein Haus stand für Jedermann offen, und wenn ein Dichter und Mahler, wie er, den Sommer auf dem Lande zuzubringen pflegte, so ist dieses um so weniger zu tadeln, da solcher durch das Gegentheil vielmehr an seiner nächsten Bestimmung sich versündigt haben würde.

Geßner schloß, nach einer langen, glücklichen Laufbahn sein Leben den 2ten März 1787. Ein apoplektischer Zufall machte demselben ein sanftes Ende. Das von seinen Mitbürgern ihm gesetzte Denkmal, ein Werk des berühmten Trippel, steht auf einem von Publikum, und ehedem Geßnern selbst häufig besuchten Spatzierwege. Recht sehr verdiente der Mann eine solche Auszeichnung, der, durch innern Gehalt und klassischen Ausdruck seiner Schriften, eine den Marmor selbst gewiß überlebende Dauer ihnen zu verschaffen gewußt hat.

Geßner besaß einen großen und hellen Verstand, und eine Beurtheilungskraft, welche mit seltener Richtigkeit in allem gerade zum Ziele traf. Sein Scharfsinn bemerkte leicht jede kleine Verschiedenheit, und keine noch so feine Nüanze entgieng seiner Wahrnehmung. Aber sein Geist war mehr eindringend als umfassend, mehr strebsam als lebhaft. Er entwickelte nicht ohne Mühe seine Ideen, und um die Begriffe zu einer leichten Uebersicht zu ordnen, mußte er sie vorher einzeln gemustert haben. Daher waren seine Urtheile in Sachen, welche nicht unmittelbar vor sein Forum gehörten, zwar immer treffend, aber kurz: und wenn er sich ja auf eine Dedukzion einließ, so gerieth er leicht ins Stocken. Daher kam auch ein gewisses Mißtrauen in die Richtigkeit seiner Einsichten, welches zuweilen nahe an Blödigkeit grenzte. Auf Gelehrsamkeit im strengen Sinne des Worts machte er keine Ansprüche. Die gründlichsten und tiefsten Einsichten, welche er besaß, betrafen die Grundsätze der Mahlerei und Dichtkunst. Begierig las er alles, was er von den besten kritischen Schriften zur Hand bekommen konnte. Ein Buch, woran er sich nie satt lesen konnte, und welches er beinahe jährlich einmal las, war Don Quixotte.

Von der Feinheit seines Geschmacks, der Zartheit seiner Empfindung, und der Delikatesse seines

Gefühls zeugen seine unsterblichen Schriften. Bei wenigen Schriftstellern aller Zeiten wird man einen so hohen Grad ästhetischer und logischer Korrektion finden. Sehr wenige seiner Altersgenossen haben sich an ihrer Stelle so gut behauptet wie er. Geßners Sprache ist noch heut zu Tage so neu und frisch, als vor dreißig Jahren. Er genießt das Vorrecht einer unverwelklichen Jugend, wie Apoll und Bachus. Für jede Gattung von Schönheit hätte er äusserst reitzbare Organe. Sein Ohr belauschte mit gleicher Wachsamkeit die Zaubertöne der Musik, und den harmonischen Wohlklang der Rede. Sehr ofe haben Kenner die Wahrheit der Empfindung, und die Feinheit des Gefühls bewundert, mit welcher er, der keine Singnote kannte, Komponisten und Virtuosen beurtheilte.

So wie sein Verstand und Geschmack allgemein war, so war es auch sein Gefühl. Eben der Mann, welcher uns die kleinsten Schönheiten der Natur, und die feinsten Reitze der Unschuld und Tugend in seinen Gedichten so wahr und treu schildert, hatte auch einen äusserst feinen Takt für alles Lächerliche. Jede Schiefheit und Verschrobenheit der physischen oder moralischen Natur wußte er rein aufzufassen und mit dem treffendsten Witze zu beleuchten. Ein ganz ausgezeichnetes Talent besaß er zur komisch grotesken Darstellung, wodurch er in

jüngern Jahren den Cirkel seiner Freunde öfters so belustigte, daß seine Zuhörer, wenn er lange schon ausgeredet hatte, von dem erschütternden Gelächter sich kaum erholen konnten.

Wie in den Schäfern seiner Idyllen so herrschte in dem Charakter des deutschen Theokrits Einfalt und Herzensgüte. Er nahm herzlichen Antheil an fremdem Glücke, und freute sich immer, wenn er etwas dazu beitragen konnte. Das größte Behagen fand er an den Gesprächen der treuherzigen Ehrlichkeit, oder an dem süßen Geschwätze kindischer Einfalt und Unschuld. Sobald seine eigenen Kinder laufen konnten, so war er in seinen Nebenstunden ihr treuer Gefährte, und nahm an allen ihren Spielen Theil. Bald führte er mit ihnen eine Posse auf, wobei er die drolligste Rolle übernahm, bald jagte er mit ihnen durch Zimmer und über Böden weg — das war ein Jubel für die Kleinen, daß, wer im Hause war, an ihrer Freude den lebhaftesten Antheil nehmen mußte. Ach wie vieles entbehrt der nicht, der es nicht weiß, was es heisse, auf solche Weise Vater zu seyn! — Auch in seinen ältern Tagen unterhielt er sich so gerne mit gutartigen und wohlerzogenen Kindern. Sie im Schooße zu wiegen, auf dem Fuße zu schaukeln, ihre muthwilligen Neckereyen zu erwiedern, und auf irgend eine Weise zu ihrem Vergnügen thätig zu seyn,

das war für ihn eine Lust, worüber er seiner liebsten Beschäftigung vergessen konnte. Eben die Hand, welche Pinsel und Feder für die Unvergänglichkeit führte, schnitzte oft mit sorgsamen Fleiße ein Spielwerk, um damit einem fröhlichen Knaben für ein paar Augenblicke die Zeit zu verkürzen.

Im Umgange war er der liebenswürdigste Gesellschafter, immer aufgelegt, durch treffenden Witz, heitere Laune, und feinen Scherz die Unterhaltung zu beleben: voll vertraulicher Offenheit gegen seine Freunde, voll zuvorkommender Gefälligkeit und delikater Behandlung gegen den minder bekannten und fremden. Viele Jahre lang war er der Mittelpunkt, um welchen herum in Zürich alle Männer von Geist, Geschmack und Kenntnissen, und alle Freunde des gesunden, vernünftigen Denkens sich versammelten. Sein Haus ward wöchentlich besonders an zweien Abenden besucht, an welchen Staatsmänner, Gelehrte und Künstler, das einemal mehr, das andere mal weniger zahlreich, sich bei ihm einfanden. Von fremden Besuchen aus allen Ländern war der berühmte Geßner oft bestürmt, und auch in diesen zuweilen so peinlichen Zeitverlust fügte sich der gute Mann mit bewundernswürdiger Gelassenheit. So ward er einst an einem Tage, da er an einem seiner Gemälde besonders — con amore arbeitete, an Einem fort von Fremden überlaufen. Kaum hatte

er

er Einen oder mehrere entlassen, so meldeten sich wieder andere. Er mußte die Treppen beständig auf und nieder steigen, und immer war der letzte Besuch unbedeutender und abspannender als die vorigen. Als endlich der Abend herantückte, so kehrte er in der süßen Zuversicht, noch ein paar Stunden ungestört und nach Herzenslust seinem Geschäfte widmen zu können, in sein Arbeitszimmer zurück. Aber er hatte sich kaum niedergesetzt, als an die Thüre angepocht ward. Ein rasches Herein, nebst einer lebhaften Ejakulation seines Unmuthes verkündigte dem Pochenden zum Voraus seine Stimme. Als die Thüre sich öffnete, trat ein kleines hageres Männchen herein, welches, von der Noth seiner Haushaltung gedrückt, sich um ein bürgerliches Aemtchen bewarb. Stotternd und zitternd hob er an: aber Geßner ließ ihn nicht ausreden. Gerührt und beschämt, bot er ihm, sobald er wußte, um was es zu thun war, seine Hand, begleitete ihn alle Treppen hinunter, und entließ ihn voll Herzlichkeit.

Neidlose Bescheidenheit giebt jeder andern Tugend einen neuen Werth. Wie verehrungswürdig war sie an Geßnern, der, zu so vielen Ansprüchen berechtigt, doch so entfernt von jeder Anmaßung war. Wer ihn nicht kannte, der konnte Wochen und Monate lang mit ihm umgehen, ohne

auf einen Schriftsteller, geschweige auf einen so berühmten zu rathen. Sein Ruhm war schon lange fest gegründet, als er noch immer die Kritiken seiner Freunde mit der gespannten Aufmerksamkeit eines Anfängers, der sich selbst noch nicht kennt, abhorchte. Von seinen Schriften sprach er selten, oder nicht, so ungesucht sich auch die Gelegenheit dazu darbot.

Konrad Eckhof.

Herzoglich Gothaischer Schauspiel-Direktor.

Die Kunst des Schauspielers gehört zu den undankbarsten, und dies auch ohne Rücksicht auf seine äußere Lage, die ihm nicht einmal eine kärgliche Unterstützung im Alter sichert. Der Gedanke, der den Dichter, Mahler, Bildhauer und fast jeden andern Künstler begeistert, und ihm Ersatz ist für durchwachte Nächte, für hingegebene Freuden des Lebens, der Gedanke: zu leben in seinen Werken bei der Nachwelt, noch fortzuwirken, auch wenn er selbst nicht mehr ist! lohnt dem Schauspieler nicht mit dem erhebenden Bewußtseyn, das er gewährt. Wir bewundern noch die Meisterwerke eines Raphael und Correggio; stehen mit trunkenem Entzücken vor den erhabenen Menschengestalten, die aus der bildenden Hand der alten Künstler entsprangen; wir ergötzen uns noch an Ho-

mers Gemälden patriarchalischer Einfalt, hören noch die Natur im Theokrit, und lachen mit Luzian und Aristophanes über Gebrechen und Thorheiten der Menschen. Und was blieb uns von Roscius, Garrick, Baron, Preville, Eckhof und hundert andern ihrer Kunstgenossen? — Ihr Name, ihre Werke sind nicht mehr. Das Feuer des Genies, das sie erzeugte und belebte, konnte ihnen nicht mehr, als die Dauer eines Augenblicks sichern. Selbst der Nachhall der Empfindungen, die sie einflößten, verlor sich bald in den Seelen der Zuschauer, und über diesen engen Kreis erstreckte sich auch ihre Wirkung nicht. Garrick besaß gewiß so viel Genie als Shakespeare; dieser bildete bloße Formen, die jener beseelte. Er mußte ringen mit dem Geiste des Dichters, mit ihm eine Bahn fliegen, und oft vollenden, was dieser nur andeuten konnte. Shakespears Makbeth lebt, und wird leben; Garricks Makbeth — hörte auf zu seyn mit dem Augenblicke der Darstellung.

Nichts bleibt dem Schauspieler, besonders dem deutschen, als eine kleine Stelle in dem Andenken der Wenigen, die seinen Werth zu schätzen wußten. Es ist Pflicht für uns, das Andenken solcher Männer zu erhalten, besonders wenn bei ihnen Genie und Sittlichkeit in so engem Bunde stunden, wie bei Eckhof. Man hat diesem großen Künstler

die Ehrenbezeugungen bald des deutschen Roscius, bald des deutschen Garricks, bald des Vaters der deutschen Schauspielerkunst und gewiß nicht ohne Grund beigelegt.

Konrad Eckhof wurde am 12. August 1720 zu Hamburg gebohren. Sein Vater war ein Hamburgischer Stadtsoldat, der nebenbei ein Handwerk trieb, und nachher zur Würde eines Lichtputzers bei Schönemanns Bühne erhoben ward. Eckhof der Sohn hat nie, wie manche behaupten wollen, ehe er sich dem Theater widmete, ein Handwerk getrieben. Dieser in der Geschichte des deutschen Theaters so merkwürdige Mann, war kaum den Knabenjahren entwachsen, als er bei dem königl. Schwedischen Postkommissair, nachmaligen Schwedischen Gesandten N. in Hamburg, als Postschreiber in Dienste trat.

Eckhof zeichnete sich bei diesem Geschäfte durch Fleiß und Ordnung aus. Als N. einer wichtigen Angelegenheit wegen mit seinem ersten Assistenten nach Stockholm verreisen mußte, übernahm Eckhof während der Abwesenheit beider die Geschäfte allein, und besorgte sie zur völligen Zufriedenheit seines Herrn. Bald nach der Rückkunft von Schweden kam dieser auf den sonderbaren Einfall, seinem Konrad zuzumuthen: er solle am Sonntage, es war der folgende Tag, die Frau Postkommissairin mit der Kutsche in die Kirche be-

gleiten, das heißt, als Laquais hintenauf stehen. Eckhof, der Postschreiber, wunderte sich nicht wenig über diese Zumuthung, und machte gegründete Einwendungen. Als aber sein Herr und Meister darauf bestand, erklärte er rundweg: Er würde zwar seinem Befehle folgen und in der seiner so unwürdigen Station hinter der Kutsche Madame begleiten, aber noch am nemlichen Abend sein Haus und seinen Dienst verlassen. Er hielt in beiden Stücken pünktlich Wort.

Bald darauf ward Eckhof Schreiber bei einem Advokaten in Schwerin. Dieser Sohn der Themis war ein erklärter Freund der Musen, liebte die schöne Literatur und besaß eine ansehnliche Bibliothek neuer, auch vorzüglich theatralischer Schriften. Eckhof fing an zu lesen, Geschichtbücher, philosophische Schriften, Romane, Theaterstücke; so elend diese letztern größtentheils noch waren, so viel Anziehendes fand er darin für seinen Geschmack. Und hier entstand in ihm der Gedanke, Schauspieler zu werden. In Schwerin ward er mit Schönemann bekannt, trat zu seiner Gesellschaft und debütirte bei ihr im Jahre 1740.

Eckhof war von der Natur mit großen Talenten für die Bühne ausgestattet, und es gelang ihm, durch Nachdenken und anhaltenden Fleiß diese Talente immer mehr auszubilden. Er hatte weder vor noch neben sich ein Muster, nach welchem er

sich bildete, sondern ward alles durch und aus sich selbst. Eckhof war der erste deutsche Schauspieler, welcher der Natur durchaus getreu, Darsteller des Lebens heißen konnte. Die Schauspieler vor und manche neben ihm, die größtentheils durch Haupt- und Staatsaktionen, Stücke aus dem Stegreif und Burlesken, die Lieblingsspeisen des damaligen Publikums, verbildet waren, hatten mehr oder weniger von der Unnatur und Uebertriebenheit im Spiel, welche jene Stücke und der Geschmack der Zeiten üblich und beinah nothwendig machten, beibehalten, und nur wenigen gelang es, sich bei den regelmäßigen Bühnen von jenen eingewurzelten Fehlern loszureissen. Bei der Neuberischen Bühne sah man allen Schauspielern den Zwang an, mit welchem sie Würde und edlen Anstand, voraus in tragischen Rollen, auszudrücken versuchten. Auch bei Schramanns Schauspielern ward noch manche Spur steifer Gestikulation und affektirter Sprache sichtbar.

Eckhof traf zuerst das wahre Maaß der Nachahmung auf der Bühne; sein sicheres, naturgetreues Spiel brachte die theatralische Kunst auf einen hohen Gipfel. Mit allen Eigenheiten und Nüancen faßte er jeden darzustellenden Charakter, und stellte ihn bis zu einem hohen Grade der Täuschung dar. In der Aktion des Gesichts, wie des stummen Spiels brachte er es sehr weit; man konnte auf

ihn anwenden, was Noverre in seinen Lettres sur la danse von Garrick sagte; er hatte für jede Rolle ein eigenes Gesicht.

Eckhof war gleich groß in der Socke wie im Kothurn; und wenn einige Schriftsteller seiner Kunst, das tragische und das Fach der zärtlichen Alten als sein Hauptfach bestimmen wollen, so entscheidet eine große Anzahl seiner Lobredner für seine Stärke in komischen Rollen, voraus in den Molierischen und Goldonischen Stücken. Sein Wuchs war eben nicht vortheilhaft für die theatralische Darstellung; er hatte hohe Schultern, und überdem einen Fehler an den Beinen, sehr dicke, hervorstehende Knöchel. Unpartheiische Beurtheiler geben ihm aber das Zeugniß, daß er diese, für einen Schauspieler nichts weniger als unbedeutenden Fehlern, zwar nicht immer, doch oft, und in den meisten Rollen durchaus vor dem Publikum zu verbergen wußte. Auch fehlte es Eckhof an einem völlig treuen Gedächtnisse; doch dieses so wesentliche Erforderniß des Schauspielers, gut zu memoriren, wußte er durch unermüdete Anstrengung sich mehr und mehr eigen zu machen. Er memorirte schwer, nicht nachläßig wie viele unsrer Theaterhelden älterer und neuerer Zeit. Auch machte die Wahrheit seines Spiels und Ausdrucks selbst in kleinen Rollen (er spielte selbst zu Lessings Zeiten in Ham-

burg mitunter Nebenrollen), jenen Fehler minder bemerklich.

Allgemein war die Achtung, die dieser treffliche Menschendarsteller auf der Bühne, in den angesehensten deutschen Städten, besonders in einer langen Reihe von Jahren in Hamburg genoß. Zuletzt ward er Schauspieldirector in Gotha, und hier starb er am 16. Junius 1778 früh zwischen 7 und 8 Uhr an einer Brustkrankheit, die ihm ein paar Jahre lang zugesetzt hatte.

Eine ungemeine Kenntniß des menschlichen Herzens und seiner Empfindungen und Leidenschaften; der mancherlei menschlichen Sitten, die Erziehung, Stand, Würde und Beschäftigungen gewähren; die Leichtigkeit des Gefühls, wodurch er sich in jede Lage der Person, die er vorstellte, hinein zu versetzen wußte; eine kräftige, volle, beugsame Stimme, die Furcht und Schrecken, Mitleid, Thränen und Traurigkeit eben so leicht, als Freude, Lust und Lachen erregen konnte; Feuer und Richtigkeit der Sprache und Deklamation; das Regelmäßige, Natürliche, Passende in der Aktion; die Kunst, die Gebehrden und das Tragen des Körpers, nach Erforderniß einer jeden Rolle umzuwandeln, die er in dem höchsten Grade und bis zum Unkenntlichmachen seines ihm eigenthümlichen Aussehens, besaß; kurz, alles vereinigte sich in Eckhof, ihn zum Roscius der Deutschen zu erheben. Seinem Geschäfte als

Direktor stand er mit unter gewissenhaften Pünktlichkeit vor; als Gelehrter betrachtet, war er ein vortrefflicher, nachdrücklicher Redner, seine Kenntnisse verbreiteten sich über seine Kunst hinaus; ein guter Dichter und kritischer Kenner der deutschen Sprache, in der er kräftig und gut schrieb.

Eckhof als Mensch, verdient eben die hohe Achtung, die ihm als Künstler gebührt. Auch ausser der Bühne zeichnete er sich überall durch ein würdiges Betragen im Umgange aus. Es gereicht den Hamburgern zur wahren Ehre, daß sie diesen Mann schätzten, weil er Schätzung verdiente. Er hatte in verschiedenen angesehenen Kaufmannshäusern freien Zutritt, ward in Familien, die zum Theil noch jetzt blühen, mit damals ungewöhnlicher Unterscheidung und Achtung aufgenommen. Aber Eckhof war auch so ganz frei von jenem eitlen Künstlerstolz, der viele Schauspieler ausser der Bühne widerlich macht; er war anspruchlos, offen, frei und zutraulich.

Man hat so viel und oft über die geringe Achtung geklagt, womit andere Stände der bürgerlichen Gesellschaft den Schauspielerstand ansehen und von sich entfernt halten. Man sollte diese Klage, so gerecht sie seyn mag, nicht ohne Einschränkung äußern. Oft, sehr oft sind die Schauspieler, die man auf der Bühne als große Künstler schätzt, selbst daran Schuld, daß man auch ohne von dem ver-

haßten Vorurtheile gegen den Stand des Schauspielers eingenommen zu seyn,) ihren Umgang weder sucht noch liebt. Manche sind theils durch den Eigendünkel, theils durch den ihren Talenten gestreuten Weihrauch bethört, der Meinung: daß sie dem guten, braven Bürger, der sie auch im häuslichen Umgange gerne schätzen möchte, eine Ehre zu erzeigen glauben, wenn sie sich zu ihm und seinem Umgange — herablassen. Und das eben kann der gute, brave Bürger nicht vertragen. Eckhofs wahres, naturtreues Spiel entzwang selbst den verhärtetsten Verehrern unnatürlicher Künstelelen der Afterkünstler, Achtung für die Kunst und den Künstler, und seine ordentliche Lebensweise, seine Anspruchlosigkeit, Lernbegier und Zuvorkommenheit im Umgange machten ihn auch als Menschen denen, die sich ihm näherten und seines Umgangs genossen, schätzbar. Viele Gelehrten schätzten seinen Umgang, und der berühmte Reimarus unterhielt sich oft mit ihm als Freund.

Daß Eckhof ein gesitteter, ordnungsliebender Mann war, dies Zeugniß geben ihm alle, die ihn in Hamburg kannten, mit ihm in engerer oder weiterer Verbindung standen. Auch setzen einige hinzu, er war ein fleißiger Kirchengänger, und mochte sich gern mit Freunden über das Gehörte unterhalten. In dem Hause eines der angesehen

sten Bankiers in Hamburg fand sich Eckhof, wenn er aus der Hauptpredigt kam, gewöhnlich zum Frühstück ein, und wenn er in eben diesem Hause, wo man ihn wie einen Sohn und Bruder liebte, die Einladung zur Mittagstafel annahm, ward eine Schüssel mehr angerichtet. — Auch solche kleine Züge und Vorfälle in dem Leben eines großen Mannes, die zur Charakteristik desselben und des Verhältnisses beitragen, in welchem er mit seinen Zeitgenossen stand, sind wichtig.

Samuel Foote.

Direktor des Theaters in Haymarket in London.

Nächst Garrick wurde kein neuerer englischer Schauspieler so beliebt und berühmt, als Foote. Das Burleske und Komische war sein Fach, und dazu hatte ihn die Natur mit den vorzüglichsten Talenten ausgerüstet. Eine treffliche Charakterisirung dieses originellen Mannes haben wir von Sturz, der als Augenzeuge und als geschmackvoller Kritiker die vollkommenste Kompetenz hat; daher lasse ich ihn hier öfters selbst reden, und ergänze seine Nachrichten aus andern zuverlässigen Quellen.

Samuel Foote war zu Truro in Cornwallis gebohren — in welchem Jahr? ist ungewiß; einige sagen im Jahr 1717, andere 1719. Sein Vater war Kommissair bei Proviant-Kontrakten für die königliche Flotte und Parlamentsglied für Tiverton; seine Mutter, eine reiche Erbin, hinterließ ihm

gegen viertausend Pfund Sterling an jährlichen Einkünften. Foote erhielt seine gelehrte Erziehung in dem Worcester-Kollegium zu Oxford, und von da kam er in das juristische Kollegium in London; aber er scheint in der Rechtswissenschaft keine großen Fortschritte gemacht zu haben, ihre Trockenheit ermüdete den unruhigen Kopf. Er schritt bald zum Heirathen, und bei seinem ansehnlichen Vermögen konnt' er sich ein fröhliches Leben versprechen. Aber die Freude war von kurzer Dauer! Seine Neigungen harmonirten nicht mit den Gesinnungen seiner Gattin, und beide Theile bereuten den gethanen Schritt. Foote, um sich zu zerstreuen, überließ sich ohne Mäßigung seinem Hange zum Vergnügen, glänzte in der brausendsten Makaronigesellschaft, ward im Spiele geplündert, und in wenig Jahren so bis zum Philosophen entkleidet, daß er für einen Trunk Wassers keinen andern Becher übrig behielt, als die hohle Hand.

Hierauf führte ihn sein lebhaftes Temperament und seine zerrütteten ökonomischen Umstände auf die Bühne, wo er in der Rolle des Othello debütirte. Aber er fand bald, daß ihn die Natur mit keinen großen Vorzügen zum Trauerspiel versehen habe, und eben so wenig wollte er im Schauspiel in mehreren Rollen gefallen. Ueberhaupt erhob er sich in fremden Stücken, als Schauspieler, nie über die Mittelmäßigkeit. Seine Annahme war daher

gering, und da Genügsamkeit nicht seine Gabe war, so lebte er auf einer beständigen Flucht. Ueberall paßten ihm Schergen und Gläubiger auf, und er verschwand und erschien in verschiedenen Ecken der Stadt, um ihren Fallstricken zu entgehen.

Noth macht erfinderisch; Foote ersann ein Mittel, das ihn aus allen Drangsalen erlöste. Da er vergebens in fremden Rollen zu glänzen strebte, so schlug er einen neuen Weg ein; er verfaßte dramatische Stücke und stellte sie auch vor. Im Jahr 1747 eröffnete er das kleine Theater zu Haymarket mit einem Drama, das er selbst verfertigt hatte: die Morgenzerstreuung (the Diversions of the Morning). Dieses Stück bestund in weiter nichts, als daß er verschiedene gut bekannte Charaktere aus dem wirklichen Leben einführte, wobei er ganz genau ihren Konversationston und Ausdrücke beibehielt. Aber noch glücklicher stellte er dieselben auf der Bühne dar; denn er ahmte nicht allein die Manieren und den Ton der Stimme auf das genaueste und bewundernswürdigste nach, sondern auch sogar das Aeussere der Personen, die er gern lächerlich machen wollte. Niemand konnte die Originale verkennen. Der berüchtigte Taylor, ein anderer hudibrastischer Arzt, Sir Thomas der Veil, ein Friedensrichter, der Vergarthen Cock, der Redner Henley, fast alle Schauspieler dieser Zeit wurden vorgeführt und Preis gegeben.

Die Polizey widersetzte sich anfangs Foote's Morgenvorstellungen, und man nahm eine Parlamentsakte zu Hülfe, welche die Zahl der Schauspielhäuser einschränkt; aber die Großen in der Stadt und das Publikum nahmen ihren Liebling in Schutz. Durch einen Kunstgriff, der nur in dem Lande gelingt, wo man jedes Gesetz wörtlich erklärt, unter dem Vorwand, daß sein Saal kein Theater, sondern eine Theestube sey, fuhr er vierzig Morgen lang mit seinen Vorstellungen fort, verkaufte Erfrischungen und Satyre, und erwarb sich Ruhm und Belohnung.

Eine beträchtliche Erbschaft, die er im Jahr 1748 machte, veranlaßte ihn, die Bühne wieder zu verlassen. Allein das Geld war bald wieder durchgebracht, und so spielte er wieder, von 1750 an, in Drurylane oder Coventgarden, wohin ihn jedesmal Laune oder Interesse führten, meist für eine bestimmte Zahl Abende. In seinen Spielen machte er die Rollen, welche im Stück vorkamen, alle selbst, und hierzu war ihm seine große Stärke in der Mimik sehr behülflich; denn er warf sich von einer Rolle in die andere, ganz mit der Geschicklichkeit eines Proteus. Seine Phantasie war so ausschweifend, die Einfälle standen ihm so zu Gebote, und seine Gedanken waren so glänzend, daß die Zuschauer des Lachens gar nicht müde wurden. Oeffentliche Vorfälle, die flüchtigen täglichen Thorheiten,

heiten, Streitigkeiten in ernsthaften Gesellschaften, Abgeschmacktheiten von Theaterdichtern, Politikern und Schauspielern, alle diese stellte er blos, und alle fühlten die Stärke seines Witzes. Kurz, er suchte alles hervor, was ihm zur lustigen Abendunterhaltung für seine Zuhörer dienlich seyn konnte. Nach und nach fieng er an, Farcen, oder kleine Schauspiele von zwei Aufzügen zu schreiben, z. B. die Ritter zu Land's End; der Engländer zu Paris; der von Paris zurückgekommene Engländer ꝛc. Sie waren die Vorläufer von vielen andern regelmäßigen Stücken, die länger dauern werden.

Ein dringendes Bedürfniß zwang ihn im Jahre 1760, im Sommer, mit eilig zusammen gerafften Schauspielern seinen Mündel auf dem Haymarket vorzustellen. Der Versuch gelang, und dies scheint ihn auf den Gedanken gebracht zu haben, auf diesem Theater zu spielen, wenn die andern geschlossen wären. Er gab nun auch vom Jahre 1762 bis zu seinem Tode regelmäßig daselbst Vorstellungen, und verschaffte sich dadurch eine gute Einnahme. Aber Oekonomie gehörte nicht unter seine Vorzüge, und er verschwendete gewöhnlich alles, was er erwarb, in der Befriedigung sowohl seiner Laster als seiner Tugenden; denn er war zu Zeiten großmüthig und auch ausschweifend.

Im Februar 1766 that er auf der Jagd mit dem Herzog von York einen so gefährlichen Fall

vom Pferde, daß man ihm ein Bein abnehmen mußte; aber das Unglück schlug doch in anderer Rücksicht zu seinem Vortheile aus, denn der Herzog glaubte verpflichtet zu seyn, den Invaliden zu versorgen, und bewirkte ihm auf Lebenszeit eine königliche Vergünstigung, jährlich vom 15ten May bis zum 15ten September auf dem Haymarket öffentliche Schauspiele zu geben. Jetzt nahm sein Ansehen täglich zu. Er war fruchtbar an neuen launigen Stücken, und die Art, wie er selbst darin auftrat, zog beständig ein Gedräng von Zuschauern hin. Die Hauptpersonen seiner Stücke stellte er immer selbst vor, und gieng schnell und leicht von Charakter in Charakter über. Nach der Größe des Raums hat nie ein Theater seinem Eigenthümer mehr Gewinn eingebracht. Man hat berechnet, daß sich seine Einnahme in manchem Jahre, nach Abzug aller Kosten, auf 4500 Pfund Sterling belief.

So wie er jeden vorfallenden Umstand, der Lächerlichkeiten darbieten konnte, benutzte, eben so bekümmerte er sich wenig darum, wen er durch seine Satyre beleidigte. Er machte sich natürlich dadurch Feinde, und dies hatte denn wieder die Wirkung, daß auch ihm mancher Verdruß bereitet wurde, welches besonders in seinen letzten Lebensjahren mehrmals geschah. Er hatte in einem seiner Stücke auf die Geschichte der Herzogin von Kingston angespielt, und ein Champion der beleidigten

Dame schrieb ihm in den öffentlichen Blättern ein Paar empfindliche Briefe, die seinem Charakter nachtheilig waren. Sie beschuldigte ihn, er habe Geld von ihr erpressen wollen, und ein unbedachtsames Wort gab dem Vorwurf einigen Schein. Er hatte nemlich zu einem Unterhändler der Dame gesagt, man könne ihm 2000 Pfund bieten, und er würde sich noch besinnen, ob er sein Drama unterdrückte. Allein wer Foote's Umstände und Denkungsart kannte, der sprach ihn von der Anklage frei. — Kurz darauf gab ihm ein liederlicher Bedienter ein schändliches Verbrechen schuld. Es kam zum öffentlichen Verhör. Nun nahmen zwar alle Redlichgesinnte laut des Verleumdeten Parthey, und er wurde ehrenvoll für unschuldig erklärt; aber dennoch glaubt man, daß der Gram seine Gesundheit erschüttert hat, denn er fieng an schwach und kränklich zu werden und überließ sein Theater an Colman, gegen eine jährliche Einkunft von 1600 Pfund, wobei er sich überdies eine Belohnung für jeden Auftritt als Schauspieler bedung.

Er hatte nur wenige Rollen gespielt, als er auf dem Theater einen Anfall vom Schlage bekam, und seitdem war er für die Bühne verloren. Auf den Gebrauch der Bäder zu Brightholmstone ließ es sich mit ihm zur Besserung an; er kehrte nach London zurück. Daselbst riethen ihm die Aerzte, seine Genesung im südlichen Frankreich zu vollenden.

Am 20sten Oktober 1777 kam er zu Dover an, in der Absicht, gleich weiter nach Calais zu reisen. Aber am nächsten Morgen um acht Uhr klagte er über Schauer, und gieng zu Bette, wo er einen neuen Anfall hatte, der drei Stunden lang währte. Als derselbe vorbei war, so legte er sich ganz ruhig hin, und schien schlafen zu wollen; aber kurz darauf hohlte er einen tiefen Seufzer und starb. Man erzählt, er habe vor seiner Abreise nachdenklich vor dem Bildnisse des Schauspielers Weston verweilt, und sey ahndungsvoll mit einem tiefen Seufzer in die Worte ausgebrochen: „armer Weston! wenn mich mein Geist nicht sehr betrügt, wird es bald heissen: armer Foote!“ Er wurde in die Westminsterabtei begraben, und zum Erben seiner Güter hinterließ er einen natürlichen Sohn.

Foote war beim ersten Anblick schon eine drollige burleske Figur, kurz und untersetzt, mit vollen Backen und großen, muthwilligen, geistvollen Augen, und er wackelte auf seinem hölzernen Bein mit einer seltsamen Beweglichkeit fort. Als Schauspieler war seine Gattung einzig, von ihm erfunden und gebildet, und sie ist mit seinem Tode erloschen. Niemand wird seine Rollen spielen, wie er. Zwar fiel es auf, daß er übertrieb; man wurde betäubt durch ein schwindelndes Geschrei, das epidemisch in der Gesellschaft herrschte; seine Gebehrden waren zu heftig, nicht Karikatur in Hogarths Styl,

ſondern die Manier grenzte mehr an Ghezzis Masken; er war nicht ſowohl reiner Charakter, als vielmehr Parodie über Charaktere. Aber dennoch drang die ſcharfgezeichnete Linie der Natur immer kennbar durch; das durchſichtige groteske Kleid verhüllte ſie nicht; es war athmendes Leben, nur komiſch erhöht, ein getroffenes, redendes, grimaſſirtes Bild, mit zarten Strichen und blendenden Farben, damit es auf die Menge wirkte.

In dem nemlichen Ton ſind ſeine Stücke geſchrieben. Es ſind Labſale für die Kunſtrichterei; alles wimmelt von Beiſpielen, wie jede Regel verletzt werden muß. Er kehrt ſich weder an Einheit noch Zeit, oft nicht an die dichteriſche Wahrſcheinlichkeit; er leitet nicht ein, und ſchneidet nicht zu; an der Verwicklung iſt ihm wenig gelegen, wenn ein Knoten ſich zufällig ſchürzt, ſo mag er ſitzen, oder ſich löſen, alles das bekümmert ihn nicht. Der Groſſ iſt zuweilen eine wirkliche Begebenheit, oft eine launige kleine Erfindung, und hierzu wird ein Trupp Originale, wie auf ihren Poſten kommandirt. Dieſe ſind nur ſchwach in den Gang des Dramas eingeflochten, einer nach dem andern macht ſeine Künſte dem Zuſchauer vor; unterdeſſen ſteht die Handlung ſtille; man verliert die Fabel aus dem Geſicht und ſpaziert in einer Gallerie von poſſierlichen Geſtalten herum. Aber bei dieſen unleugbaren Fehlern hat niemand unter den Neuern Laſter und

Thorheit treuer, wärmer gemahlt. Er haſcht die Sitten lebendig, und weiß ſeinen Spiegel ſo richtig zu ſtellen, daß Lächerlichkeit ſich wie in einem Brennpunkte ſammelt. Sein Dialog iſt leicht und witzig, zwar voller Sprachnachläßigkeiten, aber äuſſerſt korrekt nach der Grammatik jedes Thoren. Alle Schnitzer ſind aus ihrem Munde wiederholt. In heiterm Muthe geiſſelt er rechts und links, und jeder Streich entblößt die Nerven. Foote's Einfälle ſind Sprichwörter geworden, und ſitzen auf einem Elenden feſt, wie unvertilgbare Brandmale. Nur iſt es Schade, daß für Fremde der gröſte Theil unverſtändlich iſt. Er ſpielt allzu örtlich auf einzelne Sitten, und oft auf kleine Vorfälle an; man muß nicht allein die Verfaſſung des Landes, ſondern auch die Einrichtung kleiner Diſtrikte und die Anekdoten des Tages kennen, wenn man ihn recht genießen und würdigen will.

Foote iſt durch einen allgemeinen Zuruf zum brittiſchen Ariſtophanes erklärt; aber er hat nicht, wie der Grieche, Tugend, ſondern Laſter und Thorheit verſpottet. Er reichte weiter als die Geſetze, und erhaſchte manchen Verbrecher, welcher den Gerichten entrann. Einſt ſollte ein reicher Betrüger, wegen eines falſchen Eides, am Pranger ſtehen. An dem Tage des Verhörs fand ſein Sachwalter, was man in England a flaw in the indictment nennt, einen Fehler der Formalität in der Denun-

ziation), und der Prozeß gieng für diesmal verloren. An dem Abend des nemlichen Tages war dieser Elende so kühn, sich in einer der vordersten Logen auf dem Haymarket zu zeigen. Wie Foote ihn erblickte, hielt er sich die Nase fest zu, und fragte den Schauspieler, der mit ihm auftrat: „Haben Sie nicht eine Prise Toback?“ Dieser schwieg betroffen. „Ey verdammt! rief Foote, hätte bald einen falschen Eid geschworen, daß der Herr keine Nase hat. Riechen Sie denn die faulen Eyer nicht?“ (Damit wirft der Pöbel die Verbrecher am Pranger.) — Jedermann begriff den Wink; es erhub sich ein furchtbares Gezisch; der reiche Betrüger mußte sich kümmerlich retten und hatte wirklich am Pranger gestanden.

Foote war immer heitern fröhlichen Sinnes; er gab sich für keinen Weisen aus, aber er war ein Temperamentsphilosoph, der es mit den Stoikern aufnehmen konnte; denn auch selbst im körperlichen Schmerz verließ ihn seine Munterkeit nicht. Als ihm Pott sein Bein ablöste, rief er einmal ungeduldig: ob er noch nicht fertig sey? Pott, ein saurer Mann, gab ihm mürrisch zur Antwort, daß man hier nichts übereilen könne. „Nun, sagte Foote, halb ohnmächtig, zürnen Sie nicht, lieber Pott! Es ist das erstemal, wenn die Sache wieder vorkömmt, will ich mich schon besser finden.“ Dieser Verlust schlug ihn so wenig nieder, daß er

gerade darüber am häufigsten scherzte. „Ich bin, sprach er, ein elender Mann, mit Einem Fuß schon im Grabe, aber darum mit dem Ueberrest nicht um einen Finger breit näher dabei. In dem Stück, der lahme Liebhaber, eine seiner Lieblingsrollen, ist er hierüber unerschöpflich an Einfällen. Die Stelle verdient hier eingerückt zu werden.

Circuit, ein Rechtsgelehrter; Sir Luke Limp, der lahme Liebhaber, und Charlotte, Circuit's Tochter.

Circuit. Was in dem Mann für eine Munterkeit ist!

Sir Luke. Und warum nicht, alter Kasusklauber?

Circuit. Ich sage eben zu Charlotten, Sie haben durch den Zufall nichts verloren.

Sir Luke. Gewonnen, Freund, gewonnen hab' ich! Bedenk, weder Gallenspath, noch Mauke, kein Rhevmatismus, kein Podagra, kein Nagel im Fleisch, keine Hüneraugen! Niemand stößt mir das Schienbein entzwei, oder tritt mir die Zehen zu schanden.

Circuit. Ist wahr.

Sir Luke. Was? Glauben Sie, ich wollte mit Freund Spindel tauschen, um einen seiner Trommelstöcke? oder mit Lord Lumber für seine beiden Klötze?

Circuit. Nein!

Sir Luke. Auf Ehre, nein! Denn sehen Sie — mit dem Fuß hier kann ich alles beschicken. Zwar laß's albern, wenn ich laufe; aber dafür will ich, mit den Besten in der Stadt, um jede Wette hüpfen.

Circuit. Und ich parire auf Ihre Hand — Fuß wollt' ich sagen —

Sir Luke. Ferner, was das Tanzen betrift — von euren Bals pare's bin ich freilich amputirt, denn es wird mir sauer im Gedräng; aber in einem ehrbaren Tanz von wenig Paaren, oder auch in Stulmenuet — den will ich sehen, der's mit mir aufnimmt.

Charlotte. Was ist Stulmenuet, Sir Luke?

Sir Luke. Sehen Sie, Kind — die französische Gwazie besteht einzig und allein in der Bewegung des Kopfes, der Arme und der Hüften. (setzt sich nieder) Nun begreifen Sie, das kann alles im Sitzen geschehen. Es ist eins, ob man Einen Fuß in der Welt, oder so viele Füße als ein Polypus hat. Zum Exempel (macht Menuetenbewegung) tal de ral tal de ral tal tal. Hab' ich Recht, oder nicht?

Circuit. Sie beweisen wenigstens zur Hälfte, Sir Luke.

Sir Luke. Ein Fuß ist wahrlich ein unnützer Auswuchs, ein eigentliches Nichts. Der Mensch ist eine üppige Kreatur. Wir könnten gern mit der Hälfte unsrer Glieder zurecht kommen.

Charlotte. Ey, wie beweisen Sie das, Sir Luke?

Sir Luke. Durch beständige Erfahrung. Haben Sie den Mann nicht gesehen, der ohne Hände schreibt?

— Charlotte. Ja.

Sir Luke. Neulich hatte ich mich in einem Nebel verirrt, und da zeigte mich ein stockblinder Bettler zurecht.

Circuit. Das geht an.

Sir Luke. Und Hören und Sehen, guter Freund, sind vollends überflüssige Organe.

Circuit. Wie so?

Sir Luke. Ich will Sie zu einer Familie führen, wo sie alle taub und stumm sind, wie die Austern, und schwatzen von Morgen bis in die Nacht mit ihren Fingern —

Circuit. Charlotte, ein casus in terminis.

Sir Luke. O, klar wie ein Forellenbach! Ich bin mit dem Stückchen Holz zufrieden, und es hat mir in meinem Leben zu manchem bischen Witz verholfen.

Circuit. Sie —

Sir Luke. Im letzten Sommer noch war in Tunbridge ein verteufelter Kerl von Metier, der immer die ganze Gesellschaft mit seinen Heldenthaten plagte. Er war gehauen, gestochen, geschossen, hatte eine Reise in die Luft mit einer Miss gemacht,

und drei Tage unterm Schutt gelegen. Alles das, was er sagte, focht ihn nichts an. Die Stoiker waren Narren gegen ihn; er hatte nur konfuse Begriffe von dem Ding, das man Schmerz in der Welt nennt. Endlich war ich des Aufschneidens müde, und schlug ihm eine bescheidene Wette vor —

Circuit. Nun?

Sir Luke. Nun, weiter nichts, als jeder von uns sollte sich einen Korkzieher bis zu den Griff in die Wade schrauben — —

Im Umgange war Foote noch angenehmer, glänzender als auf der Bühne. Ein launiger Einfall jagte den andern. Er war die Geige jeder Gesellschaft, wie man sich im Englischen ausdrückt. Man drängte sich um ihn. Große buhlten um seine Gunst; er hingegen beugte sich nicht vor Rang und Titel, und wies den Hochmuth bitter zurück. Einst nahm sich ein ungesitteter Lord heraus, ihn verächtlich: Herr Komödiant! zu nennen; das bin ich, gab ihm Foote zur Antwort, mit einem auf ihn gehefteten Blick, und studire jetzt eben einen Kalibahn (das grobe Unthier im Shakespear). — Ein andermal war er zu einem Gastmahle eingeladen, bei dem sich auch sein alter Feind, der Lord Sandwich, einfand. Als der Schauspieler ins Zimmer trat, rief der Lord: Ey sehr, Herr Foote! Leben Sie denn noch? — Zu dienen, Mylord, erwiederte Foote. — Nun, fuhr der Lord fort, was meinen

Sie, wird Ihnen zuerst wiederfahren, die Franzosen zu bekommen, oder gehangen zu werden? — O, versetzte der Schauspieler ganz trocken, das wird nur von dem Umstande abhangen, ob ich zuerst Ihro Gnaden Maitresse, oder Ihre Denkungsart embrassiren werde.

Merkwürdig ist, was Johnson von diesem originellen Kopfe erzählt. „Ich war, sagt er, das erstemal in Foote's Gesellschaft bei Fitzherbert. Weil ich von dem Burschen keine gute Meinung hatte, so entschloß ich mich, mürrisch auszusehen, und es ist doch sehr schwer, einem Menschen wider seinen Willen zu gefallen. Ich aß ziemlich verdrießlich nach einander fort, und that, als bemerkte ich ihn gar nicht; aber der Schelm war so komisch, daß ich Messer und Gabel weglegte, mich auf den Stuhl zurück lehnen und satt lachen mußte. Man konnte ihm nicht widerstehen. Einstens erfuhr er ganz besonders, wie wirksam und mächtig er die Menschen durch seine Unterhaltung gewinnen könnte. Unter den vielen und mannigfaltigen Arten, durch die er sich Geld zu verschaffen suchte, gehörte auch diese, daß er Antheil an dem Gewerbe eines gewissen Mannes nahm, der geringes Bier braute; Foote sollte unter seinen zahlreichen Bekannten diesem recht viel Kundschaft zuweisen, und sie wollten den Gewinst davon mit einander theilen. Unter diesen Kunden, die von ihm Bier nahmen, war auch

Fitzherbert; aber es war so schlecht, daß die Bedienten beschlossen, es nicht mehr zu trinken. Doch waren sie verlegen, wie sie ihrem Herrn diesen Entschluß hinterbringen wollten, weil sie wußten, daß dieser für Foote ausserordentlich eingenommen sey, und daher beleidigt werden möchte. Endlich bestimmten sie einen kleinen schwarzen Jungen, welcher der Liebling war, zum Deputirten, und Ueberbringer ihrer Vorstellungen. Sie versahen ihn daher mit aller Küchenautorität, und er sollte Herrn Fitzherbert in dem Namen aller ankündigen, daß sie von einem gewissen Tage an das Bier nicht länger trinken würden. An demselben Tage speiste Foote bei Fitzherbert, und dieser Junge wartete bei Tische auf; Footes Geschichtchen, Schwänke und verzerrte Gesichter machten ihm so viel Freude, daß er den andern Bedienten, als er wieder zu ihnen hinab kam, sagte: Foote ist der artigste Mann, den ich je sah; ich will eure Bothschaft nicht überbringen, ich will sein schlechtes Bier forttrinken.“

Eine andere drollige Geschichte, die Foote veranlaßte, erzählt Sturz. Sir Francis Delaval, ein munterer witziger Jüngling, hatte mit ihm, in dem nemlichen Cirkel der Jugend genossen, und seine Güter verschwendet. Nun fügte sich's, daß eine reiche abergläubische Dame, deren ganzes Zutrauen Foote besaß, sich fest in ihrem Herzen entschloß, in den ehrbaren Stand der Ehe zu treten;

aber jeder Vorſchlag ſchien ihr bedenklich. Sie glaubte an Ahndungen und Zeichendeuterei, und wünſchte durch einen übernatürlichen Wink in ihrer Wahl geleitet zu werden. Foote gab ihr den Rath, einen Wahrſager in der Old Bayley zu fragen, von dem die ganze Stadt Wunder erzählte. Einer von Foote's Bekannten ſtellte den Wahrſager vor, der, umringt von Spiegeln und nekromantiſchen Kreiſen, der Dame feierlich prophezeihte, wo, an welchem Tage und zu welcher Stunde, ſie dem Mann begegnen würde, der beſtimmt wäre, glücklich mit ihr zu ſeyn. Er ſchilderte, ohne jemand zu nennen, den Sir Francis Delaval in Lebensgröße; er beſchrieb ſein Kleid, ſeine Geberden, und ſagte ſogar die Worte ſeiner Anrede voraus. Alles das traf abgeredeter maßen ein, und wirkte ſo heftig auf die erſtaunte Dame, daß ſie dem Herrn in wenig Tagen mit ihrer Hand ihr ganzes Vermögen übergab, und Foote wurde für die Erfindung, wie man ſagt, mit einer Leibrente beſchenkt, die ihn aus ſeiner dringenden Verlegenheit riß.

Foote beſaß bei mancherlei Fehlern und Schwachheiten, im Grunde doch ein gutes Herz. Er war wohlthätig, freundlich, gefällig, unermüdet ſeinen Freunden zu dienen; jedes Talent war ihm werth; jede Scene des Elends weckte ſein Mitleid; ſeine Kaſſe war immer den Dürftigen offen. Seine

Fehler rührten mehr aus Leichtsinn als aus einem verdorbenen Herzen her.

Seine sämmtlichen dramatischen Werke wurden 1788, in vier Oktavbänden, unter Colmans Aufsicht, herausgegeben, und bestehen aus neunzehn größern und kleinern Stücken, die aber doch alle nur kleine Theaterstücke sind, und richtiger Possen als Komödien heissen. Eine freie gut gelungene Uebersetzung dieser launigten Stücke, hat ein Unbekannter zu Berlin 1796 in 4 Theilen geliefert. So viel sie auch in jeder Dolmetschung verlieren müssen, so gewähren sie doch auch im deutschen Gewande mannigfaltige Unterhaltung.

Georg Friedrich Händel,

Tonkünstler in London.

Ein Stern der ersten Größe am musikalischen Himmel! Jeder patriotische Deutsche kann stolz seyn auf diesen großen Tonkünstler, dem die brittische Nation schon bey seinem Leben die ausgezeichnetste Achtung bewies, und zu dessen Andenken sie, noch lange nach des Meisters Tode, die glänzendsten Feierlichkeiten veranstaltete.

Georg Friedrich Händel war zu Halle im Magdeburgischen den 24. Febr. 1685 (nicht 1684) gebohren. Sein Vater war ein geschickter Wundarzt in dieser Stadt, und ungefähr 60 Jahre alt, als dieser sein Sohn zweiter Ehe gebohren wurde. Es giebt Menschen, die mit dem Keime gewisser Talente gebohren werden. Ein Funken und das verborgene Feuer lodert auf. Die Natur allein sagte zu Correggio: sey Mahler! Sie machte

Pascalen zum Meßkünstler, und Händeln zum Musikus. Schon in seinem zartesten Alter machte er die bewundernswürdigsten Fortschritte in der Musik, ohne einen andern Lehrer zu haben, als seinen unwiderstehlichen Hang. Noch nicht sieben Jahr alt, begleitete er seinen Vater an den Weißenfelsischen Hof, wohin dieser einen Ruf erhalten hatte. Dem alten Händel waren die musikalischen Uebungen des Knaben ein Greuel, denn er hatte ihn in seinen Gedanken nicht zum Virtuosen, sondern zum Rechtsgelehrten bestimmt. Um daher dem musikalischen Unwesen ein Ende zu machen, verbannte er kurz und gut jedes musikalische Instrument aus seinem Hause. Aber diese Vorsicht war vergebens. Der junge Händel fand Mittel, sich ein schlechtes Klavier zu verschaffen, welches er in einem Winkel seiner Wohnung verbarg, und worauf er des Nachts, wenn jedermann schlief, seine Fertigkeit übte.

Ein Glück war es für den Knaben, daß er so zeitig an den Weißenfelsischen Hof kam, und daß der Herzog selbst sein Genie in Schutz nahm. Man erlaubte ihm zuweilen die Orgel in der Kirche zu spielen, wenn der Gottesdienst geendigt war. Der Herzog, der ihn einmal von ungefähr hörte, fand in seinem Spiel etwas, das ihm auffiel, und als er sich nach diesem Musikus erkundigte, verwunderte er sich nicht wenig, wie man ihm ein Kind von sieben Jahren vorstellte. Er lobte sein Talent, und

beredete den Vater, der Neigung seines Sohnes ihren Lauf zu lassen, indem er ihm vorstellte, wie hart und widersinnig es sey, sich einem so augenscheinlichen Beruf widersetzen zu wollen, da der Instinkt der Natur sich keine Fesseln anlegen ließe, und sicher ein schlechter Rechtsgelehrter aus dem jungen Händel, statt des großen Tonkünstlers werden würde, den er verspräche.

Der Vater gab nach, und nach einem Aufenthalte von etlichen Monaten kehrte der junge Händel nach Halle zu dem Organisten an der lieben Frauenkirche, Namens Zuchau, zurück, einem in seiner Kunst sehr geschickten Mann, der auf seinen Schüler stolz war. In einem Alter von neun Jahren war unser junger Tonkünstler nicht nur schon im Stande, die Orgel für seinen Lehrmeister zu versehen, sondern fing auch schon an, die Komposition zu studieren; und in dieser frühen Periode seines Lebens soll er wöchentlich eine Kirchenmusik oder geistliche Kantaten, drei Jahre nach einander verfertiget haben.

In seinem 15ten Jahre kam Händel nach Berlin, wo damals die Opern am Hofe des Churfürsten von Brandenburg, nachherigen Königs von Preußen, sehr in Aufnahme waren. Der Churfürst hatte nicht nur viele treffliche Sänger aus Italien, sondern auch die berühmten Tonsetzer, Bononcini und Attilio, in seinen Diensten.

Händel zeichnete sich hier als ein für sein Alter bewundernswürdiger Klavierspieler aus, und erregte von seiner künftigen Größe solche Erwartungen, daß ihm der Churfürst den Antrag that, ihn in seine Dienste zu nehmen, und nach Italien zu schikken, um sich in seinen musikalischen Studien desto vollkommener zu machen. Sein Vater aber lehnte diese Ehre aus Liebe zur Unabhängigkeit ab, und Händel ging wieder nach Halle zurück. Er hatte zwar ein sehnliches Verlangen, Italien, das Vaterland der größten Tonkünstler, zu sehen, allein es fehlte ihm an dem dazu nöthigen Gelde; und er ging in seinem 19ten Jahre nach Hamburg, um sich durch seine musikalischen Talente Unterhalt zu verschaffen, weil diese Stadt, ihrer Opern wegen, nächst Berlin damals am berühmtesten war. Während der Zeit starb sein Vater. Da er seiner Mutter zur Last zu seyn befürchtete, so gab er Unterweisungen in der Musik, und nahm eine Stelle im Orchester an. Seine Mutter schickte ihm zwar einige Zeit darauf eine Summe Geldes, allein er sendete sie unangerissen zurück, und legte noch etwas von dem bei, was er sich erspart hatte. Ein schöner Zug von seinem Herzen und Charakter.

Händels vertrautester Bekannte und täglicher Gesellschafter während seines Aufenthalts in Hamburg, war der gelehrte musikalische Schriftsteller und Komponist Mattheson. Oft gingen beide

einen freundschaftlichen Wettstreit, zur Prüfung ihrer Fähigkeiten, mit einander ein; und da sie sahen, daß jeder von ihnen seine meiste Stärke auf einem besondern Instrument hatte, Händel auf der Orgel, und Mattheson auf dem Klavier, so verabredeten sie, einander nicht ins Gehege zu kommen, und hielten diese Verabredung treulich fünf bis sechs Jahre hindurch. Einst aber geriethen sie mit einander in einen Zwist, der leicht einem von den beiden Brauseköpfen das Leben hätte kosten können. Im December des Jahres 1704 wurde eine von Mattheson gesetzte Oper, Kleopatra, aufgeführt, in welcher Mattheson selbst den Antonius, und Händel den Flügel spielte. Jener war gewohnt, nach der Entleibung des Antonius, die noch ziemlich lange vor dem Schluß der Oper geschah, sich als Komponist an den Flügel zu setzen; Händel aber wollte seiner Eitelkeit nicht nachgeben und ihm diesen Posten überlassen. Dies erweckte unter ihnen eine so heftige Erbitterung, daß Mattheson seinem Freunde beim Herausgehen aus der Oper eine Maulschelle gab. Beide zogen darauf sogleich den Degen; und es erfolgte ein Zweikampf unter ihnen auf öffentlichem Markte. Zum Glück sprang Mattheson's Klinge auf einem metallenen Rockknopf seines Gegners. Dies machte dem Streit ein Ende, und sie wurden bald wieder mit einander ausgesöhnt.

Almira war die erste Oper, die Händel im Januar 1705 aufs Theater brachte, und schon im Februar folgte Nero. Beide wurden sehr gut aufgenommen und zum öftern wiederholt. Händel bildete, durch beständige Besuchung der Oper, seinen Geschmack immer mehr aus; und schon um diese Zeit war er in extemporirten Fugen und im Kontrapunkt auf der Orgel stärker, als der berühmte Kuhnau in Leipzig, den man damals als ein Wunder ansah. Es befand sich damals ein Bruder des toskanischen Großherzogs, Gaston von Medicis, zu Hamburg. Dieser Prinz wurde, nach jener angebohrnen Liebe für die Künste, die seine Familie und ihren Namen verewigt hat, von Händels Talenten gerührt, und fand Geschmack an seiner Person. Da Händel nicht ganz mit dem italiänischen Gusto zufrieden war, so wünschte der Prinz, daß eine Reise dahin ihn mit ihrem Styl und ihrer Manier aussöhnen möchte, und bot ihm edelmüthig seinen Beutel zur Bestreitung des Aufwands an. Allein so begierig auch unser junger Künstler war, dies schöne Land, die Wiege und Schule der Künste zu sehen, so wollte er doch nicht seinen Wunsch auf Kosten seiner Freiheit, und durch die Wohlthaten eines Großen befriedigen. Er blieb noch einige Zeit in Hamburg, und verließ es nach Verlauf von fünf Jahren, als ihn sein Fleiß und seine Sparsamkeit in den Stand gesetzt

hatten, eine italiänische Reise aus eigenen Mitteln unternehmen zu können.

Italien war nicht gleichgültig gegen die Talente des jungen Tonkünstlers. In Florenz, wo er sich zuerst aufhielt, empfing ihn der toskanische Fürst mit eben der Freundschaft, wovon er ihm zu Hamburg Proben gegeben hatte. Der Großherzog, der Künste zu ehren, und Artisten aufzumuntern wußte, begegnete ihm mit der Achtung und Vertraulichkeit, die einem hohen und freien Geist mehr schmeicheln, als jede andere Belohnung. Händel verfertigte die Musik zu der Oper Rodrigo, und das Glück, das sie, trotz der Verschiedenheit, machte, die sich zwischen seiner Gattung Musik, und derjenigen befinden mußte, an die die Ohren der Welschen gewöhnt waren, übertraf selbst seine Erwartung. Der Großherzog beschenkte ihn mit einem Beutel mit hundert Zechinen, und einem silbernen Service. Bei der Oper zu Florenz war eine Sängerin, Viktoria, die ihre Talente und Schönheit berühmt machten; der Großherzog konnte sie sehr gut leiden, und diese Neigung war kein Geheimniß. Viktoria hatte ein zärtliches Herz; sie fand Händeln liebenswürdig, und gestand es ihm. Händel blieb bei diesem Geständnisse nicht gleichgültig; er erwiederte es: aber die Liebe, die der Großherzog für ihn hatte, ging so weit, daß dieser Fürst deswegen keinen Groll auf ihn

warf, sondern fort fuhr, ihn mit Gnade zu überhäufen.

Händel hielt sich ein Jahr zu Florenz auf, und reiste zur Karnevalszeit nach Venedig. Er war incognito, doch sein Talent verrieth ihn. Als er bei einer Maskerade auf der Harfe spielte, rief Scarlatti, der ihn hörte, aus: Nur der Sachse, oder der Teufel kann so spielen!

Händel ließ in Venedig die Oper Agrippina aufführen, die 27mal hintereinander aufgeführt wurde. Die Talente der schönen Viktoria, die ihm nach Venedig gefolgt war, trugen nicht wenig zu dieser guten Aufnahme bei. Händels Ruf flog durch ganz Welschland, und bereitete Rom auf ihn vor. Er wurde in dieser letzten Stadt mit Entzücken von allen Kennern, sonderlich vom Kardinal Ottoboni, aufgenommen, der auf seine Kosten eine Kapelle hielt, die mit lauter geschickten Leuten besetzt war, an deren Spitze der berühmte Corelli stund. Auf des Kardinals Bitte setzte Händel eine Symphonie, deren Ausführung diesen Musikern schwer vorkam, weil sie nur an italiänische Musik gewöhnt waren. Corelli, dessen Sanftmuth und Bescheidenheit seinen Talenten gliechen, beklagte sich selbst über die Schwierigkeit einiger Passagen. Händel wies ihm, wie er sie spielen müsse, und als es Corelli noch immer nicht recht traf, riß ihm jener, mit der Hitze und

dem Stolz, die seinen Charakter zuweilen entstellten, das Instrument aus den Händen, und spielte die Stelle vor. Corelli, der dieses Beweises nicht erst bedurfte, um von seiner Superiorität überzeugt zu seyn, antwortete mit unnachahmlicher Sanftmuth: „mein lieber Sachse, diese Musik ist im französischen Styl, den ich nicht verstehe.“ — Händel verband mit dem Genie der Tonsetzerkunst das Talent, viele Instrumente in einer seltenen Vollkommenheit zu spielen. Auf der Orgel hatte er seinesgleichen nicht, und auf der Harfe kam ihm in Italien nur Dominico Scarlatti bei. Diese beiden berühmten Künstler waren, was ihnen Ehre macht, Herzensfreunde. Händel sprach von Scarlatti niemals anders, als mit Ehrfurcht, und Scarlatti, wenn man ihn lobte, nannte Händeln, und kreuzigte sich. Kardinal Pamphili, in seinem Gedicht, il trionfo del tempo, verglich Händeln dem Orpheus. Händel war protestantisch: man lag ihm zu Rom stark an, zur katholischen Lehre überzutreten, allein er weigerte sich hartnäckig.

Bereichert mit den Schätzen der italiänischen Setzkunst kam Händel zu Ausgange des Jahrs 1709, oder im Anfange des folgenden Jahrs, nach Deutschland zurück. Der erste Ort, wo er sich etwas länger aufhielt, war Hannover. Hier fand er einen Gönner und einen Wohlthäter an dem

Churfürsten, der in der Folge, nach dem Tode der Königin Anna, unter dem Namen Georgs I. den englischen Thron bestieg. Dieser Fürst hatte den geschmackvollen und gelehrten Komponisten Steffani als Kapellmeister in seinen Diensten, mit dem Händel vorher schon in Venedig bekannt geworden war, und der nun, ihm zu gefallen, seine Stelle als churfürstlicher Kapellmeister niederlegte. Dieser ehrwürdige Komponist war sein Muster in der Schreibart von Kammerduetten, und erleichterte ihm den Zutritt zu der Gunst des Churfürsten, der ihm ein Gehalt von 1500 Reichsthalern unter der Bedingung aussetzte, daß er nach vollendeter Reise an seinen Hof zurückkehren sollte. Händel nahm diesen Antrag an, und ging nun nach Düsseldorf, wo er bei dem Churfürsten von der Pfalz eine schmeichelhafte Aufnahme fand, der ihn gleichfalls in seinen Diensten zu behalten wünschte. Allein, außer der Verbindung, in die er sich schon mit dem Churfürsten von Hannover eingelassen hatte, wünschte er auch England zu besuchen, wo die dramatische Musik schon durch verschiedene noch sehr geschmacklose Opernversuche beliebt geworden war, und wohin ihn auch verschiedene adeliche Personen eingeladen hatten, die er in Italien und Hannover kennen lernte.

Gegen das Ende des Jahrs 1710 kam er in England an. Seine dortige Aufnahme war für ihn

eben so schmeichelhaft als rühmlich für die Nation, die damals eben so glücklich im Kriege, als in der Ausübung der Künste des Friedens war. Witz, Poesie, Wissenschaft und Gelehrsamkeit, welche diese Periode der englischen Geschichte auszeichneten, wurden durch Händel mit allen Reizen einer ausdruckvollen und gelehrten Musik bereichert, die von ihm zuerst in dies Land eingeführt und verpflanzt wurde, und deren vollen blühenden Wachsthum er noch erlebte. Der Ruf von den ausnehmenden Talenten und Fähigkeiten, welche Händel besaß, und der Beifall, den er sich durch beide in Italien und Deutschland erworben hatte, war in England schon vorläufig bekannt geworden, und verschaffte ihm eine leichte und günstige Aufnahme bei Hofe, und in vielen von den ersten Familien. Aaron Hill, damaliger Unternehmer der Opern, machte sich den Vortheil seiner Ankunft zu Nutzen, und entwarf in der Eile den Plan eines Singspiels aus Tasso's befreitem Jerusalem, woraus der Dichter Rosst eine Oper, Rinaldo verfertigte. Sie wurde im März 1717 aufgeführt, und Händel hatte sie, wie in der Vorrede gesagt wird, in einer Zeit von 14 Tagen in Musik gesetzt. Mehrere Jahre hindurch war dieses Stück ein Lieblingsschauspiel der Nation.

Händel blieb jetzt noch ungefähr ein Jahr in London, und erwarb sich den größten Ruhm, auf

die erhabensten und unstreitigsten Verdienste gegründet, die er als theoretischer und praktischer Tonkünstler hatte. Er ging darauf nach Hannover zurück, und versprach seinen angesehensten Freunden in England, sobald wieder zu kommen, als er dazu von seinem Churfürsten Erlaubniß bekommen könnte. Gegen das Ende des Jahrs 1712 erhielt er diese Erlaubniß, und seine Talente fanden, wie das erste Mal, Freunde und Bewunderer.

Nicht lange nach seiner Rückkehr nach London, war der Utrechter Friede geschlossen, und Händeln ward von allen andern der Auftrag gemacht, die Hymne des Danks und Triumphs bei dieser Gelegenheit zu verfertigen. Das große Te Deum und Jubilate, welches Händel bei dieser Gelegenheit schrieb, hatte so viel Stärke, Regelmäßigkeit und Instrumentalwirkung, als noch keine Komposition in England gehabt hatte. Die Königin setzte ihm ein jährliches Gehalt von 200 Pfund auf zeitlebens aus, und alle, die den Rinaldo gehört hatten, wünschten, daß er wieder für die Oper arbeiten möchte. Die Vielheit der Arbeiten, und die Menge von Gönnern und Freunden, die Händel in England fand, schwächten bei ihm gewissermaßen das Andenken an seine ehemaligen Verbindungen, und er schien an nichts weniger zu denken, als nach Hannover zurück zu gehen, bis nach dem Tode der Königin Anna, im Jahr 1714, König Georg I.

selbst nach England kam, und ihn der Mühe, nach Deutschland zu reisen, überhob.

Händel war sich seiner versäumten Ehrerbietung und Dankbarkeit gegen einen Fürsten bewußt, der ihn mit so schmeichelhaften Zeichen der Wohlthätigkeit und des Beifalls beehrt hatte, und wagte es nicht eher, bei Hofe zu erscheinen, bis er durch die kluge und freundschaftliche Vermittlung des Freiherrn von Kielmannsegk auf folgende Art die Gunst des Königs wieder erhielt. Man beredete den König, nicht lange nach dem Antritt seiner Regierung, eine Wasserparthie zu machen, und gab bei dieser Gelegenheit Händeln den Rath, einige Stücke ausdrücklich dazu zu verfertigen, deren Aufführung insgeheim in einem Boote veranstaltet wurde, welches das königliche Fahrzeug begleitete. Der König wurde durch diese Stücke, die hernach unter dem Namen der Wassermusik so bekannt und mit Recht so berühmt geworden sind, eben so sehr überrascht, als ergötzt, und fragte sehr dringend, wer ihr Verfasser sey. Der Freiherr antwortete dem Könige, er sey einer von seinen getreuen Unterthanen, der wohl wisse, daß er die Ungnade eines so huldreichen Gönners verdient habe, und sich daher nicht eher getraue, vor ihm zu erscheinen, bis er versichert sey, daß er durch alle mögliche künftige Bezeugungen seiner Dankbarkeit und Dienstergebenheit, Verzeihung zu erhalten hoffen dürfe. Dieser

Fürspruch ward gnädig aufgenommen; Händel kam wieder in Gnade, und seine Kompositionen wurden mit den schmeichelhaftesten Beweisen des königlichen Beifalls beehrt. Der Monarch verdoppelte den ihm von der Königin Anna verwilligten Jahrgehalt; und einige Jahre nachher, da er den jungen Prinzessinnen Unterricht geben mußte, wurde noch ein Gehalt, gleichfalls von 200 Pfund, von der Königin Caroline hinzugefügt.

Der Herzog von Chandos lernte Händeln kennen, und dieser begleitete ihn als sein Kapellmeister nach Cannons. Der Herzog, dessen Aufwand glänzend und fürstlich war, erbaute auch unter andern eine Kapelle, in welcher der Gottesdienst täglich von einem Chor von Sängern und Instrumentalisten verrichtet wurde, welcher damals vielleicht zahlreicher und vortrefflicher war, als die Kapelle irgend eines regierenden Fürsten. Hier schrieb Händel außer seinen Motetten, den größten Theil seiner Hoboenconcerte, Sonaten, Suiten und Orgelfugen, die alle in ihrer Art so meisterhaft, feurig und trefflich sind, daß auch selbst dann, wenn er nie eine Oper, ein Oratorium, Te Deum, Duett, eine Kantate oder irgend ein anderes Singstück gesetzt hätte, sein Name doch wahren Musikkennern so lange würde ehrwürdig geblieben seyn, als die Notenzüge, mit welchen sie geschrieben sind, lesbar geblieben wären.

Händel stund jetzt in der Periode seines Lebens, wo Körper und Geisteskräfte des Menschen ihre höchste Stufe und Lebhaftigkeit erreicht haben. Er besaß große Naturgaben, durch Fleiß und Uebung ungemein ausgebildet; seine Hand scheute keine Schwierigkeiten; sein Genie zur Komposition war unbegrenzt. Dabei war er einer der größten Meister einer Kunst, die den Zutritt zu den Großen sehr erleichtert, und worin man, bei außerordentlichen Fähigkeiten, auf ihre Gunst sicher rechnen darf; äußerst beliebt bei dem Könige, dem Adel und dem Publikum einer großen und mächtigen Nation, zur Zeit ihrer größten Glückseligkeit und Ruhe, da sie nicht nur alle Muße und allen Eifer besaß, die Künste des Friedens auszubilden, sondern auch Reichthum genug, um diejenigen freigebig zu belohnen, deren glückliche Bemühungen sie über die Grenzen der Mittelmäßigkeit hinausgetrieben hatten. Händel wurde von Großen und Niedern geliebkoset und gesucht. Er aß öfters mit Pope beim Grafen Burlington. Pope, der ein so feines Gehör für die Harmonie der Verse hatte, fand doch nicht den mindesten Geschmack an der Musik, aber er schätzte Händeln hoch, weil ihm sein Freund Arbuthnot versichert hatte: „Sie können sich die höchste Idee von seinen Talenten machen, und seine Talente werden doch noch immer Ihre Idee übertreffen.“ Der Adel und der

König selbst unterstützten ihn mit einer Unterzeichnung von funfzig tausend Pfund Sterling (eine ungeheure Summe, die aber in England, dem Schutzlande der Künste, leicht zusammen zu bringen war) gegen Attilio und Bononcini, die an der Spitze der welschen Oper sich befanden. Es wurde zu Hay-Market eine neue musikalische Akademie unter dem Titel, der königlichen, errichtet, worüber Händel die Aufsicht bekam. Er ging nach Dresden, Sänger zu holen, und brachte Senesino und Duristanti wieder nach England.

Neun Jahre lang dirigirte Händel die Akademie mit dem glücklichsten Erfolg, und seine zahlreichen Opern, die er in dieser Zeit komponirte, fanden den ausgezeichnetsten Beifall. Allein ein unglücklicher Streit, in den er mit Senesino und einigen andern Sängern verwickelt wurde, hatte nicht allein im Jahr 1729 die Aufhebung der Akademie zur Folge, sondern wurde zugleich für Händeln eine Quelle zahlloſen Verdruſſes und der bittersten Demüthigungen. Es entstunden Partheien, und Händel wurde das Opfer. Er verfertigte 30 Opern zwischen den Jahren 1721 und 1740. Indeß erhielt keine davon, nach Aufhebung der Akademie, den Beifall, den sie ihrem innern und vorzüglichen Werthe nach verdient hätte; wiewohl einige von den besten erst später geschrieben wurden. Verschmähung und Anfeindung hatten sich verschwo-

ren, ihm auf einmal Gesundheit, Wohlstand und Ruhm zu rauben. Sein Geist litt sehr; und ein Schlagfluß lähmte ihm den rechten Arm. Das Aachner Bad stellte ihn jedoch nach und nach wieder her, und 1736 ging er nach London zurück.

Er fing wieder mit Opern an. Die Zeit hatte das Andenken jener Streitigkeiten ausgelöscht, und etwas Herablassung würde alles wieder gut gemacht haben, allein das ließ sein Stolz nicht zu. Seine Opern wurden wenig besucht, und er mußte sie einstellen. Er führte darauf die Oratorios ein; eine Gattung Musik, die nur in Welschland bekannt war. Diese Neuheit fand, wie es immer geschieht, große Widersprüche. Man ließ den Händelschen Oratorien nicht alle die Gerechtigkeit wiederfahren, die sie verdienten, doch fuhr er fort, sie bis 1741 zu geben. Seine zerrütteten Umstände nöthigten ihn in diesem Jahre sein Glück zu Dublin zu versuchen. Er debütirte mit seinem Oratorium Messias, zum Besten der dasigen Gefangnen. Diese edle Handlung, die durch die üble Lage, in der er sich befand, noch mehr Werth erhielt, erwarb ihm die ganze Gunst des Publikums, und die Achtung, die man für seinen Charakter daraus schöpfte, vermehrte noch die für seine Talente.

Händel blieb acht oder neun Monate in Irland, wo sich sein Ruhm immer mehr und mehr verbreitete, und wo seine Umstände anfingen besser

zu werden. Im Anfange des Jahrs 1742 kam er nach London zurück, und als er in den nächsten Fasten seine Oratorien wieder anfing, fand er das Publikum völlig bereit, ihn wieder zu unterstützen. Simson war das erste Oratorium, welches er in diesem Jahre aufführte, und wobei nicht nur in London das Haus allemal gedrückt voll war, sondern dessen einzelne Arien sich auch bald überall verbreiteten. Auch ist dies Oratorium immer, nächst dem Messias, das beliebteste geblieben, welches letztere jetzt, da es vorher ohne Theilnahme gehört worden war, mit allgemeiner Bewunderung und dem größten Beifall aufgenommen wurde. Und von der Zeit an bis jetzt hat man dies große Werk in allen Gegenden Englands mit immer wachsender Hochachtung und Zufriedenheit gehört. Es hat die Hungrigen gespeiset, die Nackenden bekleidet, die Waisen verpflegt, und eine Reihe von Unternehmern der Oratorien mehr bereichert, als irgend ein anderes einzelnes musikalisches Produkt irgend eines Landes. Da dies heilige Oratorium, wie es zuerst deswegen genannt wurde, weil die Worte dazu durchaus unverändert aus der heiligen Schrift genommen sind, beim Publikum in einer so ganz vorzüglichen Achtung zu stehen schien; so faßte Händel, von der reinsten Wohlthätigkeit und Menschenliebe bewogen, den rühmlichen Entschluß, es alle Jahre zum Besten des Fündlings-Hospitals

aufzuführen. Und dies geschah bis an sein Ende beständig unter seiner eigenen Anführung. Nach seinem Tode erhielt sich diese wohlthätige Unternehmung noch lange, so daß dem Fündlings Hospital bis zum Jahre 1777 die Summe von 10299 Pfund Sterling zufloß. Die Orgel in der Kapelle dieses Hospitals war gleichfalls ein Geschenk von Händel; und er vermachte dieser milden Stiftung eine schöne Abschrift von der Originalpartitur des Messias.

Wenn aber gleich das Oratorium, der Messias, nach seiner Zurückkunft aus Irland, mit jedem Jahre berühmter, und das Gedränge der Zuhörer mit jedem Male größer wurde, so war dagegen das Haus bei einigen andern von seinen Oratorien so leer, daß er kaum die Kosten bestreiten konnte. Und da er immer ein sehr zahlreiches Orchester hatte, und seine Leute reichlich bezahlte, so wurden seine Umstände dadurch so schlecht, daß er im Jahr 1745, nach zwei Aufführungen des Herkules, nicht mehr zu bezahlen im Stande war.

In den letzten Jahren seines Lebens traf ihn eben so, wie die großen Dichter, Homer und Milton, das Unglück, blind zu werden. So sehr ihn dies aber zu andern Zeiten kränken und niederschlagen mochte, so hatte es doch bei öffentlichen Gelegenheiten keinen Einfluß auf seine Nerven oder Seelenkräfte. Denn immer noch bis an sein Ende

spielte er Concerte und Phantasien zwischen den Theilen seiner Oratorien mit aller der Stärke der Gedanken und des Vortrags, durch die er mit Recht so berühmt geworden war. Aber traurig war es doch für fühlende Seelen, wenn man diesen damals fast 70jährigen Greis zur Orgel hin, und hernach wieder gegen die Zuhörer führen sah, um ihnen seine gewöhnliche Verbeugung zu machen, und das Vergnügen ihn spielen zu hören, wurde dadurch sehr vermindert. Noch acht Tage vor seinem Tode ließ er sich öffentlich hören, und bewies durch sein Spiel, daß seine Erfindungskraft im Phantasiren noch eben so reich und feurig war, als sie vor vielen Jahren gewesen. Einige Tage vor seinem Tode wünschte der religiöse Mann sehr ernstlich und sehnlich, daß er am Charfreitage sterben möchte, in der Hoffnung, wie er sagte „seinen Gott und Erlöser am Tage seiner Auferstehung zu sehen.“ Darunter verstand er den dritten Tag hernach, oder den nächsten Ostersonntag. Sein letzter Wunsch ward ihm gewährt; er starb am Charfreitage den 13. April 1759, kurz vor Mitternacht.

Daß Händel an Stärke und Kühnheit der musikalischen Schreibart, an Reichthum der Harmonie, an Verflechtung der Stimmen in einander, jedem Komponisten, der je in dieser Rücksicht sich auszeichnete, überlegen war, ist ausgemacht genug.

Und so lange noch Fuge, gelehrte Setzart, und volle Partituren mehr geschätzt wurden, als man sie jetzt zu schätzen pflegt, war er durchaus ohne Gleichen. Ihm war, in seinen mittlern und besten Jahren, alle Verfeinerung und Vollkommenheit seiner Zeit eigen. Er verband den Tiefsinn und die gelehrte Kunst der Deutschen mit italiänischer Anmuth und Leichtigkeit. Jede musikalische Schreibart, die er wählte, bereicherte er mit großen Schönheiten. Die einsichtsvollsten Tonkünstler jeder Nation, wenn sie Händels edle, majestätische, und oftmals erhabene volle Motetten und Chöre in den Oratorien hörten oder lasen, haben willig und entzückt gestanden, daß ihnen nichts ähnliches unter den Arbeiten der größten Meister vorgekommen sey, die seit der Erfindung des Kontrapunkts gelebt haben.

Händels Figur war groß, und er war etwas untersetzig, stämmig und unbehülflich in seinem Anstande; sein Gesicht aber war voller Feuer und Würde, und verrieth Geistesgröße und Genie. Er war zufahrend, rauh und entscheidend in seinem Umgange und Betragen; aber ohne alle Bösartigkeit und Tücke. Auch war in seinen lebhaftesten Aufwallungen des Zorns und der Ungeduld eine gewisse Laune und Spaßhaftigkeit, die vollends durch sein gebrochenes Englisch noch lächerlicher wurde. Sein natürlicher Hang zu Witz und Laune,

und seine glückliche Gabe, die gemeinsten Vorfälle auf eine ungewöhnliche Art zu erzählen, machte ihn fähig, Personen und Sachen in dem lächerlichsten Lichte darzustellen. Wäre er ein so großer Meister der englischen Sprache, wie Swift gewesen; so würde er eben so viele witzige Einfälle, und ziemlich von eben dem Schlage, gehabt haben.

Bei vielen Tugenden, die er besaß, war Händel keinem der Gesellschaft nachtheiligen Laster ergeben. Freilich verlangte die Natur einen großen Nahrungsvorrath zum Unterhalt einer so ungeheuren Masse; und er war in dessen Auswahl ein ziemlicher Epicuräer; dies scheint aber auch der einzige Trieb gewesen zu seyn, dessen Befriedigung er sich erlaubte. Von seiner Liebe zum Essen und Trinken erzählt man mancherlei lustige Anekdoten. Einst waren mehrere vorzügliche Musiker bei ihm zum Mittagsessen. Während der Mahlzeit rief Händel oft: O, mir fällt was ein! Und dann wünschten seine Gäste, daß er dem Publikum nicht aus Höflichkeit gegen sie seine schätzbaren musikalischen Ideen vorenthalten möchte, und baten ihn, in sein Zimmer zu gehen und sie aufzuschreiben. Dies that er indeß so oft, daß einer von denen, die ihm am wenigsten trauten, die Neugierde hatte, durch das Schlüsselloch ins nächste Zimmer zu gucken, wo er sah, daß diese Gedanken blos auf einen frischen Anker Burgunderwein verwendet wurden, den er von

einem Freunde geschenkt bekommen hatte, indeß seine Gäste mit edlerm und geistigerm Portwein bewirthet wurden.

Das Lob eines redlichen und wahrhaft frommen Mannes gebührte ihm mit vollem Rechte. In den letzten Jahren seines Lebens besuchte er Sommers und Winters, täglich zwei Mal die Kirche. Bei der Krönung Georgs II. im Jahr 1727 wurden ihm Texte zu den Motetten von den Bischöfen zugesandt. Darüber ward er verdrießlich und aufgebracht, weil er glaubte, man halte ihn für unwissend in der heiligen Schrift. „Ich habe meine Bibel fleißig genug gelesen, sagte er, und werde mir die Sprüche selbst aussuchen.“ Und wirklich traf er auch in den Worten: Mein Herz dichtet ein feines Lied, eine sehr kluge Wahl, und wurde dadurch zu den herrlichsten Gedanken veranlaßt. Man sang diese Motetten bei der Krönung, während der Huldigung der Pairs.

Den Werth der Zeit kannte er zu gut, um sie mit unnützen Dingen, oder in gedankenloser Gesellschaft zu verschwenden, so vornehm diese auch seyn mochte. Verliebt in seine Kunst, und emsig in ihrer Bildung und Ausübung, führte er ein so arbeitsames und sitzendes Leben, daß er sich selten Zeit ließ, in Gesellschaften zu gehen, oder an öffentlichen Lustbarkeiten Theil zu nehmen. In seinen spätern Jahren besuchte er selten die Häuser der

Großen, ausser wenn er der königlichen Familie zu St. James oder Leiceſter-House aufwartete. Er war faſt nirgends ſichtbar, als in der Kirche und bei der Aufführung ſeiner Oratorien. Bei Miſtreß Cibber, die er öfters beſuchte, traf er einſt von ungefehr den berühmten Schauſpieler Quin. Die Dame bat ihren Freund, ſich ans Klavier zu ſetzen, und wie gewöhnlich bezauberte er alle Anweſenden durch die Nettigkeit ſeines Spiels. Als er weg war, wurde Quin von Mrs. Cibber gefragt, ob er nicht glaube, Händel habe eine allerliebſte Hand? — „Eine Hand, Madam? verſetzte er; Sie irren; es iſt ein Fuß!“ — „Nun gut denn, ſagte ſie; hat er nicht einen ſchönen Finger?“ — „Ja hen, Madam, bei meiner Treu! — Und freilich war ſeine Hand ſo fett und rund, daß die Knöchel daran, die gewöhnlich hervorſtehen, wie bei Kindern eingedrückt und tief im Fleiſch einliegend waren. Dem ungeachtet war ſein Anſchlag ſo ſanft, und ſein Ton ſo gemäßigt, daß ſeine Finger an die Taſten angewachſen ſchienen. Sie waren ſo gebogen und dicht an einander, wenn er ſpielte, daß man keine Bewegung, und kaum die Finger ſelbſt, wahrnehmen konnte.

Händel trug eine ſehr große Perücke; und, wenn in dem Oratorium alles gut gieng, hatte dieſelbe allemal eine gewiſſe Bewegung, einen gewiſſen

Schwung, woraus man sah, daß er zufrieden war. War das nicht, so wußten genaue Beobachter schon gewiß, daß er böse war.

Beim Schluß einer Arie war die Stimme, mit welcher er Chorus! zu rufen pflegte, wirklich sehr fürchterlich, und bei den Proben seiner Oratorien war er immer sehr böse, wenn der Prinz oder die Prinzessin von Wallis nicht zur rechten Zeit kamen. Und doch hatte der Prinz so viel Achtung für ihn, daß er zugab, Händel habe Recht gehabt, sich zu beschweren, und einmal hinzu setzte: „Es ist wirklich nicht erlaubt, daß wir die armen Leute hier so lange von ihren Lektionen und andern Arbeiten abgehalten haben.“ Wenn aber die Hofdamen, oder die Kammerfrauen während der Musik plauderten, so pflegte Händel nicht nur zu fluchen, sondern sie sogar bei Namen aufzurufen. Dann aber sagte gemeiniglich die Prinzessin von Wallis mit ihrer gewohnten Sanftmuth und Freundlichkeit: Stille, stille! Händel ist böse!

Er hatte die Gewohnheit, so laut für sich selbst zu reden, daß man, auch ohne ihm ganz nahe zu seyn, die Worte seiner Selbstgespräche vernehmen konnte. Auf vieles Bitten hatte er einen jungen Knaben zu sich ins Haus genommen, der ihm nicht nur als äusserst aufgelegt zur Musik, sondern auch

seines sittsamen Betragens und Fleißes wegen empfohlen war, der aber hernach verdorben wurde, und davon lief, ohne daß man lange Zeit wußte, wo er geblieben war. Händel gieng damals einmal im Park, und wie er glaubte allein, spazieren, und sagte laut zu sich selbst: „Der Teufel! seinen Vater hat er angeführt; — seine Mutter hat er angeführt — aber mich hat er nicht angeführt; — es ist ein verwünschter Schurke; — ein Taugenichts!“

Händels gewöhnliche Miene war etwas finster und sauersehend; wenn er aber einmal lächelte, so war es, wie die Sonne, die aus einer schwarzen Wolke hervorbricht. Aus seinen Zügen strahlten dann auf einmal Verstand, Witz und gute Laune mit einer Stärke hervor, die man nicht leicht bei sonst jemand bemerkte. — Ungeachtet er nicht das mindeste von Niederträchtigkeit und Geiz, sondern vielmehr die ihnen entgegen stehenden Tugenden, Milde und Großmuth, an sich hatte; ungeachtet seiner ehemaligen Widerwärtigkeiten, mächtiger Feinde, und öfterer Krankheiten, die zuweilen selbst seinen Verstand angriffen, hinterließ er doch an die 20,000 Pfund, die er meistens seinen Verwandten in Deutschland vermachte.

Seine Asche ist in der Westminster-Abtey begraben, wo ihm ein prächtiges marmornes Denk-

mal errichtet worden ist, das einen ganzen Bogen der Kirche einnimmt. Nicht zufrieden mit diesem Beweise ihrer Achtung gegen den Schöpfer ihres Geschmacks, suchte die englische Nation im Jahr 1784 sein Andenken noch auf eine viel feierlichere und rührendere Weise, als sie es durch Stein und Marmor hätte bewerkstelligen können, zu erneuern. Sie feierte sein Jubiläum im nemlichen Jahre durch viertägige Aufführung seiner Werke im Pantheon, durch ein Orchester von 500 Tonkünstlern, an dessen Spitze zwei Deutsche, Mara als Sängerin und Cramer als Concertmeister bei den Instrumenten, standen. Diejenigen, welche bei diesem Jubiläum umsonst mitgespielt hatten, erhielten eine Denkmünze, auf deren einer Seite, das Bildniß Händels mit der Umschrift: Comm. Georg Fred. Händel und auf dem Revers, musikalische Trophäen in einem Kreis von Eichenlaub, mit der Umschrift: Sub auſp. Georg III. sich befanden. In dem folgenden 1785ten Jahre wurde diese Feier mit einiger Abänderung der Händelschen Kompositionen, von einem Orchester von 607, im Jahr 1786 von 422 und 1787 gar von 800 Tonkünstlern wiederholt.

In diesem nemlichen Jahre hat man auch in Deutschland angefangen, die noch nie erhörte prachtvolle Wirkung eines solchen Orchesters kennen zu lernen. So wurde zu Berlin unter des Kapell-

meister Hillers Direktion, Händels Meßias, von mehr als 300 Personen aufgeführt. Und dann zu Leipzig, von 120 Tonkünstlern. Seit 1786 werden auch Händels Werke, mit neuen musikälischen Typen, zu London gedruckt. Nur die Engländer allein sind eines solchen Unternehmens fähig. Und noch nie hat eine Nation Künstler so zu belohnen gewußt, als sie!

Gertrud Elisabeth Mara.

Sängerin.

Unstreitig die erste Sängerin unsers Zeitalters. Noch immer bezaubert ihr göttlicher Gesang die Britten, die sich diese große Sängerin ganz vindiciren möchten. Was nemlich von Homer erzählt wird, daß sich sieben Städte Griechenlands um die Ehre gestritten haben sollen, die Geburtsstadt desselben zu seyn, das kann gewissermaßen auch auf Mara angewendet werden. Auch ihr giebt man bald diesen bald jenen Ort zur Geburtsstadt. Einige haben behauptet, Mara sey in Irland gebohren, andere in Canterbury; diese in Bristol, jene in Wales, und noch andere haben Exeter die Ehre ertheilt, der Welt diese vollendete Sängerin gegeben zu haben. Allein eben das Land, das einen Händel erzeugte, hat auch eine Mara hervorgebracht. Aller Ruhm, den man an ihren Geburtsort verschwenden mag, gebührt Hessenkassel.

Gertrud Elisabeth Schmehling wurde im Jahr 1750 in Hessenkassel gebohren. Schon in ihrer zarten Kindheit kam sie mit ihrem Vater, einem rechtschaffenen Manne, der in seiner Jugend auch die Tonkunst getrieben hatte, nach London. Hier, wo sie ihre Kinderjahre durchaus zugebracht hat, lernte sie die Violine, und brachte es so weit auf diesem Instrumente, daß sie sich ohngefehr in ihrem zehnten Jahre mit Beifall vor der Königin hören lassen konnte. Eine würdige Dame von der Gesellschaft der Königin fühlte bei dieser Gelegenheit eine besondere Zuneigung zu der jungen Schmehlingen, sagte ihr vieles zu ihrem Lobe und zu ihrer Aufmunterung, rieth ihr aber dabei: die Geige, als ein für Frauenzimmer unschickliches Instrument wegzulassen, und sich lieber dem Gesange allein zu widmen. Der Vater folgte diesem Rathe, und übergab sein Kind dem Unterrichte eines zu London lebenden alten Kastraten, Namens Paradisi. Nachdem sie in der Schule dieses Lehrers das 14te Jahr erreicht hatte, legte sie in Gegenwart des Hofes eine zweite Probe von ihrer Fertigkeit als Sängerin mit vielem Beifall ab.

Drei Jahre darauf schien dem Vater das erlangte Talent seiner Tochter würdig, auf die Belohnung der Welt Anspruch zu machen. Er reiste zuerst über Holland nach Cassel ihrem Vaterlande, um demselben zuerst die Früchte ihres Fleisses anzu-

bieten. Allein hier galt diesmal das Sprichwort: der Prophet gilt nirgends weniger, als in seinem Vaterlande. Die daselbst lebenden Italiäner wußten es durch ihre Kabalen dahin zu leiten, daß sie von da gleichsam als eine Person, die keiner Aufmerksamkeit würdig sey, wieder abziehen mußte. Ihr Vater wandte sich darauf im Jahr 1766 mit ihr nach Leipzig, gerade zu einer Zeit, wo daselbst das sogenannte große Concert unter Hillers Direktion im größten Flore stund. Die Leipziger Ohren, und insbesondere Hiller, waren nicht so unempfindlich, alle die großen Anlagen in ihr zu überhören. Sie wurde sogleich als erste Sängerin am Concerte, mit einem Gehalte von 600 Thalern angenommen. Und es reuete dieser Schritt das dasige Publikum in der Folge so wenig, daß man ihr jährliches Einkommen auf 1200 Thaler schätzte.

Als in der Michaelismesse des Jahres 1767 der Churfürst nebst der verwittweten Churfürstin Maria Antonia, die selbst große Sängerin war, von Dresden nach Leipzig kamen, und unter andern merkwürdigen Oertern auch das Concert besuchten, erhielt sie vor allen Uebrigen Bewunderung und Beifall. Und kaum war der Hof nach Dresden zurück, als sie den Ruf dahin erhielt, um eine Rolle in dem, bei Gelegenheit des einfallenden Geburtstages des Churfürsten, aufzuführenden Stücke, zu übernehmen. Da sie noch nie ein Theater betreten

hatte, so genoß sie die Ehre, von der großen Maria Antonia selbst, auf dem Zimmer, in der Deklamation und den nöthigen Stellungen auf dem Theater, unterwiesen zu werden. Sie führte ihre Rolle zum Vergnügen des Hofes aus, und wurde bei ihrer Abreise, ausser 130 Thalern für Reisekosten und monatliche Zehrung in Dresden, von der verwittweten Churfürstin mit einer goldenen Dose, 50 Dukaten am Werthe, und vom Churfürsten mit 100 Dukaten beschenkt.

Leipzig genoß jetzt noch zwei volle Jahre das Vergnügen, sie zu besitzen. In dieser Zeit nützte sie nicht allein die gute Gelegenheit, welche ihr die von Hiller aufgeführten Opern und Oratorien von Hasse und andern großen Meistern darboten, sich als Sängerin immer mehr auszubilden, sondern sie brachte es auch auf dem Klaviere so weit, daß sie sich öffentlich mit allgemeinem Beifalle darauf hören ließ. Seit dieser Zeit behauptete sie mit Recht eine Stelle unter den einsichtsvollen und fertigen Spielerinnen des Klaviers.

Inzwischen hatte man sich zu Berlin zu wiederholten Malen vergebens bemüht, den großen König Friedrich von ihren Talenten zu überzeugen. Er blieb bei seiner Abneigung gegen die deutschen Sängerinnen, und antwortete zuletzt: Er glaube eher von dem Wiehern seines Pferdes etwas erwarten zu können, als von dem Gesange einer deutschen Sän-

gerin. Demohngeachtet zweifelten ihre Bewunderer nicht an ihrem Siege, sobald sie der König nur einmal würde gehört haben. Sie ließen also nicht eher ab, bis sie von ihm die Erlaubniß erhielten, die Schmehlingen nach Potsdam zu berufen, um sich daselbst hören zu lassen. Der König, um einer unangenehmen Scene entübrigt zu seyn, hatte sich vorgenommen, das Concert im Nebenzimmer abzuwarten. Sobald aber hatte sie nicht angefangen zu singen, als sich der König immer mehr und mehr den Spielenden näherte, so, daß er sich zuletzt an den Stuhl des Cembalisten hart neben ihr lehnte, und mit gespannter Aufmerksamkeit jeden ihrer herrlichen Töne gleichsam auffieng. Nach geendigter Arie lobte er sie laut und fragte zugleich, ob sie sich getraue, eine solche Arie vom Blatte zu singen? Als sie, ohne ihn zu kennen, dies bejaht hatte, gieng er in sein Kabinet und suchte eine der schwersten Arien aus seinem Vorrathe aus und ließ sie ihr vorlegen. Aber wie groß war seine Verwunderung, als er sah, daß sie diese mit eben der Leichtigkeit sang, wie sie so eben ihre eigene vorgetragen hatte. So legte er ihr von den schwersten seiner Arien, die er nur finden konnte, immer eine nach der andern vor, um theils seine Ohren zu ergötzen, theils zu versuchen, wie weit ihre Fertigkeit reiche. Aber sie sang sie alle, als wären sie zeitlebens die ihrigen gewesen. Sogleich wurden ihr mit des

Königs Dienſten 3000 Thaler Gehalt angeboten. Sie nahm dieſen Ruf an, ſo daß ſie Oſtern des 1771ſten Jahres in Berlin zum erſtenmal auf dem Theater mit dem Concialini gemeinſchaftlich um den Preis wetteiferte.

Bisher war ſie nur große Concertſängerin geweſen, indem ſie jede Paſſagie, die ſelbſt Violiniſten Mühe machten, mit einer Leichtigkeit und Präciſion herausgebracht, die jedermann in Erſtaunen ſetzte. Aber nun bildete ſie ſich auch an der Seite des Concialini und des Porporino zu einer empfindungsvollen Adagioſängerin und großen Aktrize. Auf dem höchſten Gipfel ihres Ruhms am Preuſſiſchen Hofe, allgemein geſchätzt wegen ihrer unübertreffbaren Stärke im Geſang, ihres einnehmenden Betragens, ihrer reizenden Perſon und ihrer Geiſtesgaben — feſſelte ſie das Herz Mara's, eines deutſchen Tonkünſtlers von vorzüglicher Geſchicklichkeit. Mara's guter Stern ſchenkte ihm, was unzählige Mitbewerber vergebens gehofft hatten — die Hand der liebenswürdigen Schmehling, im Jahre 1774. Leider waren die Folgen dieſer Verbindung eine zuſammenhängende Kette von Verdruß und Zwiſtigkeiten für die berühmte Sängerin — da der Charakter ihres Gatten bald genug viele Schwächen blicken ließ.

König Friedrich blieb Madam Mara's Beſchützer, und war für ihr Talent ſo eingenommen,

daß er sie nicht aus dem Reich lassen wollte, weil er befürchtete, ihre gute Aufnahme und ihr Ruf in andern Gegenden möchte machen, daß sie nicht wieder nach Berlin zurück käme. Madam Mara gab sich vergebliche Mühe, die Erlaubniß zu erhalten, auch nur ihrer Gesundheit wegen eine zeitlang in ein anderes Land zu reisen. Friedrich war taub gegen alles Bitten, weil er nicht Gefahr laufen wollte, die bezaubernde Unterhaltung zu verlieren, welche ihm ihr Gesang gewährte. Demungeachtet fanden Mara und ihr Mann durch List Mittel und Wege, aus dieser rühmlichen Gefangenschaft zu entkommen. Es war bekannt, daß Mara mit ganzer Seele an einem Flügel hieng, den sie lange hernach noch besaß. Der König wußte, daß sie denselben nicht in Berlin zurücklassen würde, und glaubte daher die schöne Eigenthümerin an diesem Faden festhalten zu können; denn sobald das Instrument von seiner Stelle verschwand, so war sie einer vorhabenden Flucht verdächtig. Mara schickte den Flügel, unter dem Vorwand, etwas daran verbessern zu lassen, aus dem Königreich, und folgte ihm nicht ohne Gefahr mit der größten Eile nach. Sobald man ihre Entweichung erfuhr, wurde ihr eine Wache nachgeschickt, und sie hatte kaum soviel Zeit, die Grenzen von Preußen zu erreichen. Sie reiste nun mit ihrem Gatten nach Sachsen, an die dasigen herzoglichen Höfe, um sich daselbst hören

zu lassen. Darauf nach Leipzig, dann durchs Reich, so daß sie 1782 in Wien ankamen.

Aller Orten riß dieser beiden Virtuosen Kunst jedermann, der sie hörte, zur Bewunderung hin. Allein wenig Orte waren auch ausgenommen, wo sie nicht Beweise ihrer Brutalität hinter sich zurück gelassen hätten. In Wien allein kam Beifall und Belohnung nur sehr sparsam ein — weil sie aus Berlin und vom Preußischen Hofe kamen. So machen Vorurtheile selbst ganze Nationen taub.

Sie reisten darauf durch die Schweiz, und kamen zu Anfange des 1783sten Jahres zu Paris an. Ob nun gleich daselbst bisher die Madam Todi die Bewunderung der ganzen Nation gewesen war, so brauchte Mara doch nur gehört zu werden, um eben so viele Stimmen auf ihrer Seite zu erhalten. Sie sang dies Jahr durch sowohl in dem dasigen Concert spirituel, als vor dem Hofe in Versailles und erhielt bei ihrer Abreise nach London zu Ende desselben Jahres den Titel vom Hofe, als erste Concertsängerin der Königin von Frankreich.

Sobald sie nun in London angekommen war, wurde sie sogleich mit Freuden auf den nemlichen Winter des Jahres 1784 im Pantheon Concert auf 13 Abende, aufgenommen. Die Bedingungen waren dabei für diese 13 Abende tausend Guineen und einen Abend für sie besonders, der ihr 500 Guineen einbrachte. Die Zahl ihrer Bewunderer

stieg daselbst aufs höchste und an der Spitze der wärmsten unter ihnen war der Prinz von Wallis, welcher keine Gelegenheit versäumte, dieser großen Virtuosin seinen lauten Dank zu zollen. Es war die einmüthige Stimme der Engländer, daß ihr niemand nachgesungen habe, niemand nachsingen werde. Ein Benefizconcert, das sie, ausser ihrem Engagement, in dieser Zeit hielt, brachte ihr allein tausend Guineen ein. Bei der Händelschen Gedächtnißfeier stund sie an der Spitze eines Chors von mehr als 200 Sängern, und sang ihre Parthie mit so viel Anmuth, Deutlichkeit und Ausdruck, daß sie auch in den entferntesten Winkeln der großen Paulskirche den Zuhörern Thränen entlockte.

Nachdem sie sich ein paar Jahre im Genusse der Bewunderung, welche ihr großes Künstlerverdienst von allen Ständen einerndtete, und der wärmsten Unterstützung und Freundschaft vieler edlen Familien in diesem Lande aufgehalten hatte, nahm sie eine Einladung nach Turin, und in der Folge nach Venedig an, und kehrte endlich nach England zurück, ein Land, für das sie von jeher eine große Vorliebe hatte.

Ueber die Vortreflichkeit ihres Gesangs ist nur Eine Stimme. Alle Tonkünstler, alle Personen von Geschmack und Gefühl setzen sie einstimmig weit über ihre Nebenbuhlerinnen hinauf. Ton, Geschmack, Umfang, Ausdruck, Feinheit, Anmuth,

Bestimmtheit, kurz alle Eigenschaften, welche eine tresliche Sängerin bezeichnen, sind in ihrem Gesange wunderbar verflößt. Bei einer bewundernswürdigen Leichtigkeit ist ihre Stimme so stark, daß sie durch Pauken, Trompeten, Instrumentalisten und einen großen Chor von Sängern deutlich hindurch dringt. Ihr erstaunender Umfang erstreckt sich vom ungestrichenen g bis dreigestrichenen e, vollkommen egal und gleich stark. Sie bringt durch ihren hellen Gesang alle Fibern der Zuhörer in Bewegung und setzt jedermann durch die Schnelligkeit, durch die Vollkommenheit und Runde ihrer Passagien in Entzücken und Erstaunen. Die von Bewunderung erfüllte Seele des Zuhörers erlaubt ihm nicht sie auszuhören, ein allgemeiner lauter Beifall unterbricht gewöhnlich ihren Gesang. Und die größten, die gewagtesten Schwierigkeiten verschwinden durch die Leichtigkeit, mit der sie sie vorträgt. Ihre eigenthümliche Manier ist zwar die Bravourarie. Aber vermöge ihres göttlichen Talents und ihrer vortreflichen Einsichten, singt sie auch Rondos und Adagios mit großer Annehmlichkeit und Empfindung. Und es ist merkwürdig, daß sie im Concert spirituel zu Paris, die große Erwartung, die die Franzosen von ihr hatten, durch ein ausdrucksvolles Rondo von Naumann vollkommen befriedigte. Sie singt übrigens Deutsch, Italiänisch, Französisch und

Englisch, jede dieser Sprachen mit vollkommener Deutlichkeit und dem vortreflichsten Accent.

Sie ist nicht groß von Person, auch keine Schönheit, aber deswegen von keiner unangenehmen Bildung. Ihr Privatcharakter steht bei allen, die sie wirklich kennen, in der größten Achtung. Sie ist liebreich, edelmüthig, verständig, voll Leben und Interesse. Nur mit Bedauren kann man daran denken, daß nichts zurück bleiben soll, um der Nachwelt einen Begriff von Mara's Zaubereien zu machen, welche in unsern Tagen die Bewunderung von ganz Europa sind.

Jemeljan Pugatſchew.

Ein rebelliſcher Koſak.

Noch ehe das große Drama der franzöſiſchen Revolution die Augen aller Menſchen auf ſich zog, gab es in andern Ländern einzelne unruhige Köpfe und ganze Stände, die darauf ausgiengen, die ſtehenden Verfaſſungen mit gewaffneter Hand umzuſtoßen, und eine neue Ordnung der Dinge einzuführen. Rußland, das im achtzehnten Jahrhundert ſo manche auffallende Regierungsveränderung erfuhr, und zum öftern durch innerliche Gährungen erſchüttert wurde, mußte auch das Unglück einer offenen Empörung und daraus erwachſenden Bürgerkriegs erfahren. Der Urheber dieſes Unheils, das in Aſien anfieng, und ſich bis gegen Moskau fortwälzte, war der Koſak Pugatſchew, ein Barbar, der mit einem guten natürlichen Verſtande eine ſeltene Gegenwart des Geiſtes verband.

Jemeljan Pugatschew war der Sohn eines Kosaken, Iwan Pugatschew, und erblikte das Licht im Jahr 1726 zu Simoveisk, einem kleinen Dorfe am Don. Krieg und Rauben waren die Beschäftigungen seiner Jugend, und er schwang sich zeitig zum Anführer einer Bande, die sich durch wilde Grausamkeit auszeichnete. Es mochte ihm aber ahnden, daß er auf dieser Bahn bald sein Ziel erreichen könnte; daher entfernte er sich aus seinem Vaterlande, und diente im siebenjährigen Kriege einige Zeit beim preußischen Heere. Nachher begab er sich zur österreichischen Armee, und als 1769 der Krieg mit den Türken ausbrach, zog er als Kosak mit zu Felde, und wohnte im folgenden Jahre der Belagerung von Bender bei. Weil die donischen Kosaken, nach einem oder zween Feldzügen, gemeiniglich nach Hause geschickt, und von andern abgelöst werden, so gieng auch Pugatschew in sein Vaterland zurück. Anfangs blieb er nun am Don, wo er den Saamen des Aufruhrs unter seinen Landsleuten ausstreute, gieng darauf nach Malikowka an der Wolga, und betrug sich hier schon so unruhig, daß er eingezogen und nach Kasan ins Gefängniß geschickt ward. Er fand Gelegenheit sich zu befreien, begab sich weiter östlich nach Jaizkoi, wiegelte in dieser Gegend im August 1773 mehrere Kosaken auf, ward aber verrathen, und entgieng der Festnehmung nur durch die Flucht.

Kühn trat er sogleich als öffentlicher Rebelle gegen die Regierung auf, und rückte vor die Stadt.

Es läßt sich mit Gewißheit nicht angeben, was ihn eigentlich zur Uebernehmung seiner gefährlichen Rolle veranlaßt habe. Die Türken sollen ihre Hand im Spiele gehabt haben. Andere sahen hier den Finger des französischen Ministeriums. Indeß findet sich von beiden keine deutliche Spur. Pugatschew hatte keine Ausländer um sich, und wäre zuletzt wohl bessern Rathes bedürftig gewesen, als sein ungebildeter, obgleich nicht ganz mangelhafter Verstand ihm eingeben konnte. Wenn auch ein europäisches Kabinet entfernter Weise auf ihn und durch ihn wirkte, so mußte er doch wenigstens seine Empörung schon angefangen haben, ehe jenem der Gedanke kommen konnte, sich darein zu mischen. Vielleicht war also bei ihm selbst die erste Triebfeder, was unläugbar bei seinen Stammgenossen die Ursache ihres Beitritts war, der Religionszwist, welcher zwischen seiner Nation und der herrschenden Kirche obwaltet.

Es giebt nemlich in Rußland eine Art Separatisten, die schon im siebzehnten Jahrhundert entstanden, als der Patriarch Nikon einige Veränderungen in den Kirchengebräuchen vornahm. Die Regierung pflichtete seiner Reformation bei; viele Unterthanen aber erklärten dieselbe, mit Abscheu, für eine Neuerung und den Patriarchen selbst für

den Antichrist. Man erfand für diese Leute den Sektennamen Roskolniki (Abtrünnige); sie selbst nennen sich Altgläubige (Staroweri). Sie verwerfen alles, was die herrschende Kirche thut, als unheilig, weil sie durch Nikon die Reihe der Bischöfe unterbrochen glauben, und seine Anhänger also nicht für wahre Priester erkennen. Sie verachten den öffentlichen Gottesdienst, welcher durch die von der Regierung angestellten Geistlichen geschieht, nehmen bei ihnen nicht das Abendmahl, und lassen durch sie ihre Kinder nicht taufen. Dagegen rühmen sie sich selbst solcher Bischöfe und Priester, welche die wahre Weihe noch von dem Erzvater Joseph her erhalten, und in ungestörter Folge fortgepflanzt haben. Diese leben aber so verborgen, daß man ihre Beschaffenheit und Grundsätze nicht völlig genau kennt: denn sie wurden, vorzüglich ehedem, und noch unter Peter I. hart verfolgt. Katharina II. hob gleich beim Regierungsantritt einige zum Nachtheil der Roskolniken abzweckende Einrichtungen auf. Im eigentlichen Rußland giebt es nur wenige von dieser Glaubenspartei; aber ganz Siberien ist voll davon, und alle Donischen und Südlich-Asiatischen Kosaken gehören dazu.

Auf den ersten Anblick kann es wunderbar scheinen, daß ein rohes und halbwildes Volk an theologischen Streitigkeiten so eifrigen Antheil nimmt. Indeß lehrt die Geschichte Polens, daß

der furchtbare Krieg dieses Reichs mit seinen schutzverwandten Kosaken im siebenzehnten Jahrhundert gleichfalls hauptsächlich eine Religionsbedrückung zur Ursache hatte: man wollte dieselben zwingen, die ursprüngliche Form ihrer griechischen Religion aufzugeben, und sogenannte Uniirte zu werden. Es scheint als wenn die Kosakenhorden sehr für reine Orthodoxie eingenommen sind, und alle Neuerungen hassen. Im Grunde bleibt es immer wunderbarer, daß Regierungen, als daß solche Menschen, ihre Ueberzeugung von dergleichen Dingen mit Gewalt durchsetzen wollen.

Ausser dieser Religionsschwärmerei machte sich Pugatschew auch den Aufstand eines Korps von Kosaken zu Nutze. Die Kosaken am Yaik, Abkömmlinge der Kosaken am Don, sind eine beherzte Völkerschaft, voll Enthusiasmus für die alten Gebräuche; nicht theurer ist ihnen das Leben als ihre Bärte; sie bereichern sich durch den Fischfang; um so viel mehr Spielraum hat ihr Geist der Freiheit, je unzugänglicher die Wüste ist, die sie zwischen den Kalmuken und den Kirgheſen bewohnen. Während des Türkenkrieges wollte man unter diesen Kosaken ein Korps Husaren errichten, und zu dem Ende gebot man ihnen die Abschneidung der ehrwürdigen Bärte. Dieser Neuerung widersetzten sie sich als einem Eingriffe in ihre Freiheit. Der General Traubenberg, ein Liefländer, kam zur Beilegung

des Tumults mit einem Trupp an die Ufer des Yaik, und sehr unzeitig gab er den Befehl, daß man den neuen Rekruten mitten in der Stadt auf offenem Marktplatze die Kinne glatt scheeren sollte. Die Schmach reitzte die Einwohner zum Aufruhr; sie griffen zu den Waffen, verwundeten mehrere Offiziere und tödteten den General und den Chef der Kosaken. Dies geschah gegen das Ende des Jahres 1771.

Das Verbrechen blieb unbestraft, weil die Regierung damals zu sehr auswärts beschäftigt war: ein natürlicher Nachtheil von der zu großen Ausdehnung eines Reichs, wenn zugleich äussere Politik und Kriege die Aufmerksamkeit und die Kräfte vom Innern abziehen. Die Kosaken selbst vergaßen nicht was sie gethan hatten, und zogen gefährliche Folgen daraus: bald besorgten sie eine Rüstung der Krone zur Rache, und hielten von ihrer Seite eine weitere Empörung für das beste Mittel sich zu schützen; bald aber glaubten sie in dem Schweigen des Hofes dessen Schwäche zu sehen, und deshalb ähnliche Schritte ungeahndet vornehmen zu können. — Kurz, die Gemüther waren ziemlich allgemein zu Gewaltthätigkeiten gestimmt, als Pugatschew zwischen ihnen auftrat, und die Begebenheiten erneuerte, welche man von dem frühern Donischen Kosaken Stenka Rasin noch im Andenken hatte, der im

Jahre 1767 gleichfalls erst an der Wolga und dann am Jaik eine furchtbare Rebellion stiftete.

Pugatschew ergriff das sicherste Mittel auf sein Volk zu wirken, indem er sich für den verstorbenen Kaiser, Peter III. ausgab. Wenn gleich dieser Monarch schon gegen zehen Jahre todt war, so konnte man doch vortheilhafte Wirkungen von einem solchen lügenhaften Betruge unter Leuten erwarten, die so einfältig und unkundig und gern geneigt waren, eine Sache zu glauben, die ihren Wünschen entsprach. In der Mitte des Augusts 1773. brach der Aufruhr aus. Pugatschew gab als Kaiser Peter III. ein Manifest heraus, das durch Emissarien und Anhänger allenthalben bekannt gemacht wurde. Man verbreitete, der entthronte Kaiser Peter, an dessen Stelle man auf dem Todtenbette einen ihm ähnlichen Soldaten von der Garde ausgesetzt habe, sey verkleidet glücklich entkommen und erscheine jetzt nach langem Herumirren unter seinen getreuen Kosaken, von deren Unterstützung und Beistand er die Erlangung der Krone wieder erwarte. Mit diesem groben trügerischen Vorgeben enthielt das Manifest unter andern auch die Absicht des Theater-Kaisers ungefehr in folgenden Ausdrücken: „Ich wiederhole es, ich streite nicht für mich allein und ich ersuche meine getreuen Unterthanen, die Waffen zu ergreifen um mir diejenige stürzen zu helfen, die den Thron

unrechtmäßiger Weise an sich gebracht hat, den ich noch besitzen sollte. Ich bin zufrieden, wenn ich meinen geliebten Sohn, Paul Petrowiz, Großfürsten aller Reussen, den einzigen und rechtmäßigen Erben meiner weitläuftigen Staaten, auf den Thron setzen kann. Ich verspreche Gott, ich verspreche allen meinem Reiche unterworfenen Nationen, daß ich, sobald ich mit der Hülfe des Himmels und meiner getreuen Unterthanen die Krone meinem geliebten Sohne werde aufgesetzt haben, mich sogleich in ein Kloster begeben will, um den Rest meiner Tage in stiller Ruhe zuzubringen, und für das Wohl meines Sohnes und meiner getreuen Unterthanen zu beten."

Versprechungen von einer bessern, mildern Regierung, von zu erlassenden Abgaben und andere Künste listiger Täuschung, die man neben diesem Manifest anwandte, machten auf ein unwissendes, zur Empörung geneigtes Volk, leicht Eindruck. Pugatschew, dessen Anhang anfangs nur neun Mann stark war, stund am 17ten September schon an der Spitze von 300 Empörern. Mit diesen rückte er vor die Festung Jaizkoi, und ließ sie auffordern. Der Befehlshaber schickte ihm 5000 Kosaken mit einigen andern Truppen entgegen. Pugatschew ließ sich durch die Uebermacht nicht schrecken, schickte sein Manifest an die Kosaken, und drohte allen, die sich ihm widersetzen würden, den

schmerzlichsten Tod. Die Kosaken verlangten, daß ihnen das Manifest vorgelesen werden sollte. Und als der Befehlshaber ihnen erklärte, daß dieses, nach der Niederlage der Aufrührer, in der Stadt geschehen sollte, so giengen gleich 500 Mann zu denselben über, und schleppten ihre Offiziere mit Gewalt mit sich, welche Pugatschew, als sie nicht zu ihm übertreten wollten, aufhängen ließ. Der Oberstlieutenant Simonow befürchtete, daß seine Leute ihn verlassen möchten, und zog sich in die Stadt zurück. Er durfte auch, weder jetzt noch hernach, etwas wider die Rebellen unternehmen, weil er unterrichtet war, daß seine eigenen Kosaken sich wider ihn empören würden.

Pugatschew, durch die 500 Ueberläufer verstärkt, wandte sich nun nach der Orenburgischen Linie. Das überall verbreitete Gerücht, daß der für todt gehaltene Peter III. noch lebe, und seine Zuflucht zu den getreuen Kosaken genommen habe, setzte alles in Bewegung, besonders die Roskolniken. Sein Anhang vermehrte sich in wenigen Tagen auf 1500 Mann, und er nahm das von Kosaken bewohnte Städtchen Jletzka ein. Diese traten gleich auf seine Seite; und hier bekam er einige Kanonen. Hernach griff er die dreißig Werste von Jletzka liegende Festung Raiypnaja an, die mit einer Kompagnie abgelebter Besatzungstruppen besetzt war, und eroberte sie, weil die dortigen Kosaken davon giengen,

mit Sturm. Der ſtark verwundete Befehlshaber ward aufgehängt, und die Soldaten mußten, um einem gleichen Schickſale zu entgehen, dem Aufrührer, als rechtmäßigem Kaiſer, huldigen. Er bekam hier wieder etliche Kanonen und Kriegsbedürfniſſe.

Auf ſolche Weiſe eroberte er verſchiedene andere Feſtungen in dieſer Gegend. Der gemeine Mann der Beſatzung mußte ihm huldigen, und die Offiziere, die dieſes nicht thaten, wurden auf das grauſamſte hingerichtet; und daher haben auch einige, um ihr Leben zu retten, ſich dazu bequemt. Sein Haufen vermehrte ſich täglich. Die Nachricht, daß Peter III. lebe, machte das ganze ſüdliche Rußland unruhig, und alle Koſaken warteten nur auf Gelegenheit, ſich mit den Aufrührern zu vereinigen, um unter ſeinem Schutze alle Zügelloſigkeiten, wozu dieſes Volk ſo ſehr geneigt iſt, zu begehen. In der That kann man ſich keine Ausſchweifungen durch Rauben, Morden, Brennen, keine Grauſamkeit, kein Laſter, keine die Menſchheit entehrende Schandthat gedenken, die nicht von dieſer barbariſchen Rotte allenthalben, wo ſie den Meiſter ſpielte, begangen worden ſey. Unter andern fiel ein berühmter deutſcher Meßkünſtler, Lowitz, in die Hände der Barbaren. Er war, in der Nachbarſchaft der Feſtung Demitrefsk, ganz unbefangen mit Ausmeſſung eines Kanals zwiſchen dem Don und der Wolga beſchäftigt, und Pugatſchew verdammte

ihn

ihn zum grausamsten Tode. Da er hörte, daß Lowitz ein Astronom sey, so ließ er ihn auf einer hohen Stange spießen, indem er hämisch sagte: „So ist er näher bei den Gestirnen.“

Pugatschew hatte nunmehr fünf tausend Mann, und darunter tausend Mann reguläre Truppen, die er in den von ihm eroberten Festungen, nebst 36 Kanonen, zusammengebracht hatte, unter seinen Fahnen, und daher hielt er sich für stark genug, Orenburg, eine regelmäßige Festung am Jaik, zu belagern, womit er am vierten Oktober den Anfang machte. Er mußte zwar mit Verlust abziehen, that aber, nachdem seine Kanonen sich bis zu achtzig vermehrt hatten, am siebenten November einen neuen Angriff, der jedoch auch verunglückte. Der Orenburgische Statthalter, Generallieutenant von Reinsdorf, hatte schon die Gefahr, worin sich diese und die benachbarten Provinzen befanden, nach Hofe berichtet, der auch unverweilt einige Truppen abschickte. Allein durch die Unvorsichtigkeit der Befehlshaber, und ihre stolze Verachtung des Feindes, litten sie von dem nun bis auf 16,000 Mann verstärkten Pugatschew zwo schwere Niederlagen. Dieser glückliche Fortgang erfüllte seinen Anhang mit Muth, und die russischen Kriegsvölker, die schon wider ihn gefochten hatten, mit Furcht und Schrecken.

Da die Sachen nun ein immer gefährlicheres Ansehen bekamen, ward der General Bibikoff mit einer guten Anzahl Truppen wider die Rebellen geschickt. Dieser einsichtsvolle Anführer sandte mehrere Korps unter verschiedenen Generalen aus, vorzüglich aber vertraute er dem Obersten Michelson eine eigene beträchtliche Abtheilung. Diesem unermüdeten Mann verdankt Rußland eigentlich die Stillung des gefährlichen Aufruhrs. Vom Jänner 1774 an verfolgte er ohne Unterlaß den Rebellen, wie zahlreich auch dessen Schwarm, wie entfernt seine Züge, und wie glücklich seine Unternehmungen seyn mochten. Es übersteigt fast den Glauben, mit welcher Mühseligkeit Michelson in den schneebedeckten Wüsteneien marschirte, ohne Wegweiser, ohne Mithülfe, zuweilen fast ohne Nahrung; wie seine immer nur kleine, und oft schon ganz ermattete, Schaar doch jedesmal den großen Haufen Aufrührer, wenn sie ihn traf, angriff, und jedesmal schlug: nur durch die Vorsicht, die Tapferkeit, und das erworbene Zutrauen ihres Obersten. Ueber 1100 deutsche Meilen beträgt der Raum, welchen dieser vortrefliche Krieger binnen wenig Monaten in der unbequemsten Jahreszeit mit seinen Truppen durchmessen hat.

Pugatschew fand ungeheuren Zulauf. Ganze Nationen, die Baschkiren, viele Wotjäken, viele Tataren, stießen zu ihm. Er faßte den stolzen Ge-

danken, die alte und große Hauptstadt des Königreichs Kasan zu erobern, und es gelang ihm: nur die abgesondert liegende Festung, wohin sich Potemkin durchschlug, konnte er nicht einnehmen. Der Erzbischof von Kasan kam demüthig mit einem Sack voll Gold zu dem Sieger, und wärtete nur auf die Uebergabe der Festung um den zweiten Sack zu bringen, und den Rebellen feierlich zu krönen. Welchen Eindruck hätte dies nicht bei dem Volke gemacht!

Im Orenburgischen, Kasanschen und Ufischen hiengen schon die Meisten ihm an. Wenn nun der rastlose Michelson ihn drängte, wenn Mangel an Lebensmitteln oder militairische Operationen ihn nöthigten sein Standquartier zu ändern, wenn durch verlorene Schlachten die Zahl seines streitbaren Gefolges schon auf 4000 Mann geschmolzen war; so brauchte er sich nur in neuen Gegenden zu zeigen, und die Unterthanen standen sogleich gegen ihre Herrschaften auf, ermordeten oder verjagten diese, und erklärten sich laut für die Rebellen.

Endlich schien Pugatschew den gefährlichsten Plan fassen zu wollen, er näherte sich Europa, und gieng über die Wolga. Ganze Landstriche fielen ihm bei. Mit Entsetzen dachte man an die Möglichkeit, daß er gegen Moskau anrücken würde: denn es ist ausgemacht, daß der äusserst zahlreiche Pöbel daselbst ihm geneigt war, und seine Ankunft wünschte.

Nichts hätte ihm bei einem beschleunigten Marsch widerstehen können; und wer kann die Folgen berechnen, wenn Moskau in seinen Händen gewesen wäre? Allein hier zeigte sich, daß Pugatschew, zwar mit Talenten und mit Geistesgegenwart ausgerüstet, doch zu sehr Barbar war, um als Staatsmann oder Feldherr einen großen Entwurf auszuführen: er versäumte Moskau, obgleich man sagt, daß ihm die Stimmung der Gemüther daselbst nicht unbekannt gewesen sey, und verlor seine Zeit damit, die Dohischen Kosaken und die Kubanischen Tataren aufzuwiegeln. Jetzt kam ihm Michelson zuvor, und schnitt ihn von Moskau ab; auch die übrige Armee umzingelte ihn, und schloß sein sehr geschmolzenes Heer von vier Seiten in einer 500 Werste langen Wüste hinter Zarizin ein. Hunger, Durst, und das erwachende Gewissen öffneten seinen Begleitern die Augen. Als er durch Nagen an einem Pferdebeine sein elendes Leben fristete, giengen einige der Vornehmsten auf ihn los, mit den Worten: „Du bist nun lange genug Kaiser gewesen.“ Er drückte eine Pistole ab, und zerschmetterte Einem den Arm; die übrigen Kosaken banden ihn, eilten mit diesem Fange durch die Wüste nach ihrer Wohnung am Jaik, und meldeten es durch vorausgeschickte Bothschafter dem dortigen Kommandanten. Der General Suworow erfuhr unter den Befehlshabern der einzelnen Korps diesen Vor-

fall zuerst, nahm den gefesselten Rebellen zu Jaizkoi in Empfang, und brachte ihn nach Sinsbirsk zu dem Grafen Panin. Michelson war dem Feinde in die Wüste gefolgt; als er das Schicksal des Hauptempörers vernahm, führte er seine Truppen nach Saratow zur Ruhe, gieng aber selbst nach Sinsbirsk, wo Panin ihn edel und freundschaftlich aufnahm, und von wo Katharinens Gerechtigkeit ihn zu Belohnungen abrief. — So endete der Aufruhr, in welchem Hunderttausende umgekommen waren.

Pugatschew wurde am 10ten Januar 1775 zu Moskau verurtheilt, daß er lebendig geviertheilt werden sollte; aber durch ein Versehen, wie man sagt, ward er zuerst enthauptet. Mit ihm wurden einige seiner Genossen hingerichtet; andere bekamen die Knute, und wurden theils nach Siberien verwiesen, theils zum Festungsbau verurtheilt.

Die Baschkiren, welche im Jahre 1770 noch 27,000 Familien betrugen, verloren während der Rebellion viele Menschen, und darauf, nach gänzlicher Dämpfung derselben, manche ihrer alten Rechte und Freiheiten. Die Mestscheräken, ein Tatarisches Volk, welche zwischen jenen wohnten, zahlten denselben ehedem einen Grundzins. Jetzt ward dies, zur Strafe der ersteren, aufgehoben; denn die Mestscheräken waren der Krone treu geblieben, sie wurden unmittelbar freie Leute, auf

Kosakischen Fuß, und erhielten verschiedene Dörfer der erschlagenen Baschkiren, zu 1849 Höfen gerechnet. — Um endlich durch ein sinnliches Zeichen einen abschreckenden Eindruck bei den Völkern zu bewirken, ward vermittelst einer Ukase der ganze Name Jaik auf ewige Zeiten abgeschaft. Dieser Fluß, welcher auf der Ostseite des Uralischen Gebirges entspringt, und den anwohnenden Kosaken ihre Benennung gab, heißt jetzt im russischen Reiche der Ural; und die Stadt Jaizkoi, wo Pugatschew seine Rebellion begann und endete, heißt Uralsk.

Jourdan der Kopfabhacker.

Unstreitig eines der größten moralischen Ungeheuer, das auf dem blutigen Schauplatze der französischen Revolution seine teuflische Rolle gespielt hat. Dieser schändliche Mensch hieß eigentlich Jouve, und war der Sohn eines Dorfweinschenken in der Nachbarschaft von Puy-en-Velay. Er lernte das Handwerk eines Hufschmidts, und heurathete in seinem achtzehnten Jahre. Doch bald verließ er sein Weib und seine Kinder, und verband sich an der französischen Grenze mit einer Rotte von Schleichhändlern. Er zeichnete sich unter seinen Mitbrüdern dadurch aus, daß er mehrere Accisebedienten tödtete. Endlich gerieth er in die Hände der Justiz, man brachte ihn in die Gefängnisse zu Valence, und es wurde ihm das Urtheil gesprochen, lebendig gerädert zu werden.

Der Bösewicht fand Gelegenheit aus dem Gefängnisse zu entrinnen, und irrte nun eine zeitlang unter dem angenommenen Namen Jourdan umher. Dann kam er nach Paris, trieb daselbst das Schmiedehandwerk und nährte sich daneben vom Schleichhandel.

Der Ausbruch der Revolution, am 14. Julius 1789, setzte ihn in volle Thätigkeit. Er half die Mauth- oder Accisehäuser verbrennen, die unglücklichen Foulon und Berthier hinrichten, und am 6. October war er einer der Haupträdelsführer oder vielmehr eines der Hauptwerkzeuge in der Hand der Königsmörder. Man weiß, daß es an diesem Tage auf das Leben der königlichen Familie abgesehen war. Diese entging den Klauen der Bösewichter theils durch die Flucht aus ihren Zimmern, theils durch Fayettens treue Standhaftigkeit. Aber die ihrem Könige ergebenen Gardes du Corps wurden an dem Tage von dem wüthenden Pöbel überall verfolgt und mehrere davon ermordet; ein Ungeheuer mit einer hohen Mütze hackte den Leichnamen, ehe sie noch ganz todt waren, die Köpfe ab, welche nachher vom Pöbel auf Stangen gesteckt und im Triumphe in Versailles herumgetragen wurden.

Der Kopfabhacker ging herum, zeigte sein blutiges Beil und seine mit Blut bespritzten Arme und Kleider, und wenn er einen Garde du Corps antraf, so drohte er mit dem Beile, daß er ihm den

Kopf abhacken wollte. Nachdem er dem zuerst ermordeten Garde du Corps, Deshuttes, den Kopf abgehackt hatte, rief er voll Freude aus: „Da liegt schon einer; aber er soll nicht der letzte seyn.“ Dann ging er hin zu einem nahe dabei stehenden Schweitzer und forderte, mit seinen von Blut triefenden Händen, eine Prise Tobak. Der Schweitzer legte ihm zitternd eine Prise auf die Hand, die das Ungeheuer begierig schnupfte. Bald nachher schlug er den zweiten Kopf ab und rief überlaut: „Was! nur zwei Köpfe? ich hatte wenigstens auf dreihundert gerechnet!“ dann ging das Ungeheuer in ein Wirthshaus, ließ sich Wein geben und sagte: „Ich bin müde, und dennoch habe ich den besten Streich verfehlt, die Königin; man wird nicht mit mir zufrieden seyn!“

Als es in Paris nachher ruhig wurde, begab sich Jourdan nach Avignon, und zeichnete sich unter der patriotischen Räuberarmee vorzüglich aus; und da er von Paris eine sehr beträchtliche Summe Geldes mitbrachte, so gelang es ihm, sich Anhänger zu verschaffen. Patrix, der vorige Anführer der Räuberbande, wurde eben damals von seiner eigenen Armee erschossen, weil sie ihn in Verdacht hatte, daß er allzu menschlich sey. Statt dieses hingerichteten Generals wählte nunmehr das Räuberheer den Kopfabhacker Jourdan, einen General, der ihrer in aller Rücksicht würdig war. So-

bald er gewählt war, fiel er über den blutenden Leichnam seines Vorgängers Patrix her; hackte ihm die Finger ab, steckte dieselben einen nach dem andern in den Mund, schmatzte damit, als wenn er Tabak rauche, ging in dieser Stellung in dem ganzen Räuberlager umher und suchte seinen zerlumpten, patriotischen Mitbrüdern hierdurch zu beweisen, daß er der ihm übertragenen Stelle würdig sey. Der Kopf des ermordeten Generals Patrix wurde abgehackt, auf eine Stange gesteckt, und nach Avignon getragen.

Nach der Plünderung und Verheerung der Stadt Sarrian zog die Armee der Räuber gegen das Lager zu Sainte Cecile. Am 23. April 1791 belagerten sie die Stadt Carpentras. Sie wurden zurück geschlagen. Hierauf verheerten sie die ganze Gegend um diese Stadt. Sie verbrannten und plünderten die Häuser, und ermordeten alle Einwohner derselben, welche nicht die Flucht genommen hatten. Am 25. April kamen die Räuber abermals vor Carpentras, und beschossen die Stadt, acht Stunden lang, mit glühenden Kugeln.

Abermals waren sie genöthigt, sich zurückzuziehen. Die Belagerten vertheidigten sich sehr tapfer. Sie thaten öftere Ausfälle, tödteten mehr als 600 Mann von der Armee der Räuber, und trieben dieselben zurück bis nach Monteux. Eine Frau,

Mädame de Champromd, welche sich in Carpentras eingeschlossen befand, that Wunder von Tapferkeit. Während der Belagerung zeigte sie sich immer an den gefährlichsten Stellen. Der Kommandant der Stadt, Descoffier, verhielt sich eben so tapfer als klug. Die Räuber hoben noch einmal die Belagerung auf, und fuhren fort, das Land zu verheeren. Häuser, Scheunen, Aecker, Weinberge, alles wurde verbrannt und zerstöret. Die unglücklichen Einwohner flohen vor ihnen, und wo sie hinkamen, da fanden die Räuber alle Wohnungen verlassen und leer. Nunmehr zog diese Armee, welche aus ungefähr sechstausend Mann bestund, nach den benachbarten Städten, Cavaillon, Thor, Caumont, Baume, Aubignon, Pioleme, und erpreßte von den unglücklichen Einwohnern große Summen Geldes. Jourdan Kopfabhauer war der General, und unter ihm kommandirten Chabran, der Abbe de Fortvielle und der Abbe Olive de la Rouvere.

Am 6. Mai kam die Armee der Räuber abermals vor Carpentras und versuchte die Stadt durch Sturm einzunehmen. Die Räuber liefen an zwei Orten zugleich Sturm. Die belagerten hielten sich ruhig und schossen nicht. Die Räuber wurden hierdurch nur desto dreister und rückten mit ihrer ganzen Macht heran. Als sie aber nah genug waren, da wurden die mit Kartätschen geladenen Kano-

nen von den Wällen auf sie losgeschossen. Viele von ihnen fielen, und eine noch größere Anzahl derselben ward in einem Ausfalle der Belagerten getödtet. Die übrigen retteten sich durch die Flucht.

Jourdan zog nun, mit dem Ueberreste seiner Armee, von Avignon zurück. In dieser Stadt forderte er von den Einwohnern ein patriotisches Geschenk von 6000 Livres. Sie weigerten sich dasselbe zu bezahlen, und sammelten, an dessen Statt, eine Steuer für die Wittwen und Kinder der bei Carpentras gebliebenen Räuber. Jourdan ward unwillig über diese Weigerung. Er drohte und setzte eine Proscriptionsliste auf. Er erklärte: daß er mit dem Betragen des Bürgerraths zu Avignon höchst unzufrieden sey, und daß er sich genöthigt sehen würde, die Regierung selbst zu verwalten. Alle Einwohner zitterten bei dieser schrecklichen Drohung. Jourdans Soldaten forderten Geld von ihrem Generale. Dieser wendete sich noch ein Mal an den Bürgerrath von Avignon, und verlangte auf der Stelle vier und zwanzig tausend Livres an Geld, und einen Vorrath von Schießpulver und Kanonenkugeln. Die Mitglieder des Bürgerraths Duprat, Tournal, Mainville und Lecuyer unterstützten Jourdans Forderung; aber die größere Anzahl der Rathsherren verweigerte dieselbe.

Jourdan drohte der Stadt Avignon, daß sie seine Rache fühlen solle. Bald nachher verließ er die Stadt mit seiner Armee, plünderte und verheerte das umliegende Land und belagerte noch ein Mal, drei Tage lang (am 25., 26. und 27. May) die Stadt Carpentras. Er beschoß diese Stadt mit glühenden Kugeln. Die Einwohner schlugen ihn abermals mit einem beträchtlichen Verluste zurück. Um diese Niederlage unter der Räuberbande zu bewirken, dazu bedienten sich die Einwohner der Stadt Carpentras einer ganz eigenen Kriegslist. Die Armee der Räuber hatte sich in der Ebene, in einiger Entfernung von der Stadt, gelagert, und aus diesem Lager schoß dieselbe glühende Kugeln in die Stadt. Die Einwohner brachten auf die Gipfel der höchsten Häuser große Töpfe mit Pech angefüllt. Dieses Pech wurde angesteckt, und sobald die Töpfe in vollen Flammen standen, da erhoben die Einwohner ein jämmerliches Geschrei. Die Räuber hielten dafür, ihre glühenden Kugeln hätten die Stadt in Brand gesteckt; das Geschrei sei ein Geschrei des Schmerzens und der Verzweiflung; und es sey folglich nunmehr der rechte Zeitpunkt vorhanden, um anzurücken, um zu plündern und zu morden. Sie eilten jauchzend und jubelnd herbei. Aber als sie nahe genug waren, da öffnete sich plötzlich eine versteckte Batterie, und die mit Kartätschen geladenen Kanonen richteten, unter der

Räuberbande eine schreckliche Niederlage an. Die Räuber eilten zurück in ihr Lager, und da gab Jourdan seiner Kavallerie Befehl, die Todten und die Verwundeten abzuholen. Die Art, wie dieses geschah, war einer solchen Armee würdig. Die Reiter nahmen Stricke mit sich, von denen sie das eine Ende an den Schwanzriemen des Pferdes und das andere an den Verwundeten befestigten. So ritten sie in vollem Galloppe zurück, und schleppten die Verwundeten hinter ihren Pferden her, bis sie so weit waren, daß die Kanonen der Belagerten sie nicht mehr treffen konnten. Der General Jourdan schien über diese Niederlage sehr entrüstet, und schrieb nach Avignon: Die Rache kocht in meinen Adern.

Mit dem Bürgerrathe zu Avignon hatte sich jetzt Jourdan wieder ausgesöhnt. Er erhielt alles, was er nur verlangte; und man bewilligte ihm sogar, für seine Räuberbande, achtzehnhundert Centner Brod; auch Fleisch und Wein, soviel nur in der Stadt vorhanden war. Antonelle, der Maire der französischen Stadt Arles, war ein genauer Freund Jourdans, und er besuchte ihn zuweilen in seinem Lager. Der Bürgerrath zu Avignon ließ die Einwohner der Stadt zählen, und man fand ihre Anzahl nicht größer, als 6000; da doch, noch ein Jahr vorher, über 25000 Einwohner gezählt worden waren.

Dieſes war der Zuſtand der Stadt und Grafſchaft Avignon gegen das Ende des Monats Mai 1791. Jourdan Kopfabhauer war einer der Thätigſten in Avignon, als daſelbſt die Rede davon war, dem Papſte, als rechtmäßigem Oberherrn, den Gehorſam aufzukündigen. Die Einwohner von Avignon und Venaiſſin waren hierzu um ſo weniger aufgelegt, da ſie unter der päpſtlichen Regierung faſt gar keine Abgaben bezahlten, und der mildeſten Regierung genoſſen: aber Jourdan beſtieg im Junius deſſelben Jahrs die Kanzel in der Hauptkirche der Stadt, und erklärte: daß diejenigen, welche für den Papſt und gegen die Vereinigung mit Frankreich ſtimmen würden, ſogleich in die unterirdiſchen Todtengrüfte der Kirche hinab geworfen werden ſollten.

Dies war keine leere Drohung, denn die Grüfte waren zum großen Schrecken der Einwohner kurz vorher geöffnet worden, und ſtanden offen, um die Anhänger ihres rechtmäßigen Oberherrn zu verſchlingen. Unaufhörlich wüthete der Unmenſch, ungeachtet damals franzöſiſche Kommiſſarien und Truppen in der Stadt waren, mit ſeinem Räuberhaufen fort. Den 21. Auguſt bemächtigte er ſich des Rathhauſes, plünderte das Archiv und ließ eine Menge Menſchen im Karmeliterkloſter einſperren. Jourdan und ſeine Helfershelfer waren gegen das Ende des Auguſts unumſchränkte Herrn der Stadt

und des Lebens und Eigenthums der Einwohner. Alle Häuser wurden durchsucht, und alles Geld und was Geldeswerth hatte, weggenommen; wer dem Kopfabhauer aber nicht einen Theil seiner Beute abgab, mußte Spießruthen laufen. Die Kommissarien der Nationalversammlung wollten dem Unwesen nicht steuren, zumal da einer von ihnen, Vernival, vollkommen mit ihm einverstanden war, alle aber mit dem Chef der Räuberbande auf einem sehr freundlichen Fuße lebten. Der schreckliche Zustand, in welchem sich nunmehr die unglückliche Stadt Avignon befand, war unstreitig die Folge ihres Betragens.

Als endlich die Grafschaft Avignon im September 1791 wider den Willen aller Einwohner von Ehre und Rechtschaffenheit Frankreich einverleibt worden war, sah sie sich den Räubern und Mördern unter Jourdans Anführung ganz preis gegeben, und diese übten daselbst eine Reihe von Greuelthaten aus, bei deren Erzählung die Menschheit zurückschaudert. Sie plünderten Häuser, Kirchen, Stifter, Klöster und andere öffentliche Gebäude. Abbe Mulot, Kommissair der Nationalversammlung, sagt selbst: Verbrechen wurden auf Verbrechen gehäuft, und das Morden ward zum Spielwerk; ja sogar zum Zeitvertreibe. Jourdan, Mainvielle, Duprat, Lecuyer waren die Haupträdelsführer; letzterer, einer der Hauptanstif-

ter

ter der Unruhen, fand indessen, bei einem gewaltsamen Ausbruche der Verzweiflung der Einwohner, seinen Tod in der Kirche vor dem Hochaltare. Die Wuth war so groß, daß die Weiber, die keine andern Waffen bei sich hatten, ihn mit ihren Scheeren zu Tode stachen.

Sobald der Kopfabhacker Jourdan das erfuhr, versammelte er die Anführer seiner Räuberbande und ließ sie einen fürchterlichen Eid schwören, daß sie den Tod ihres Raubbruders an den Einwohnern rächen wollten. Es ward Sturm geläutet; die sich zur Wehre setzenden Einwohner und die ihnen zu Hülfe gekommenen Landleute wurden über den Haufen geworfen, und nun ging die schrecklichste Periode an: vergebens flehten die Einwohner den Abbe Mulot, vergebens den französischen General Ferrieres, der mit einem Corps Truppen nicht weit stand, um Hülfe an. Jourdans Rotte that, was sie wollte. Der Kopfabhacker befahl, sämmtliche Thore der Stadt zuzuschließen. Hierauf begab er sich bei der Nacht mit Fackeln nebst zweihundert Mann nach dem Gefängnisse, in welchem sich ungefähr neunzig Personen beiderlei Geschlechts befanden, die er seit dem 21. August hatte gefangen setzen lassen. Er wolle, rief er aus, der abgeschiedenen Seele seines Freundes Lecuyer eine Hekatombe opfern. Die Mörder schlugen die Thüren der Gefängnisse auf, stürzten

hinein und fielen wie Tiger über die Gefangenen her. Vergeblich flehten diese um Gnade; sie wurden auf die unmenschlichste Weise hingerichtet. Der Vater wurde vor den Augen seines Sohnes ermordet. Die Mutter ward auf den Leichnamen ihrer noch zuckenden Kinder durchbohrt; den Schwangern ward der Leib aufgeschnitten, und andere solche Greuelthaten. Dann befahl der gräßliche Hekatombenopferer, alle diese ermordeten, halb todten und zum Theil nur verwundeten Personen, in ein tiefes Loch zu werfen, welches nicht weit vom Gefängniß war, und die Eisgrube hieß. Die Verwundeten und noch Lebenden wurden in diese Grube zuletzt über die Todten hineingeworfen, dann ward der Eingang zu dieser Höhle zugemauert.

An den folgenden Tagen drangen die Räuber in die Häuser der Einwohner, und ermordeten noch eine große Anzahl derselben. Ganze Familien wurden in ihren Wohnungen umgebracht. Der ganze klägliche Zustand der vormals so blühenden Stadt Avignon am sechzehnten October und den folgenden Tagen läßt sich mit Worten nicht schildern. Ein und zwanzig Tage lang blieb sie in den Händen Jourdans und seiner Räuber. Er verschanzte sich daselbst, und als endlich am siebenten November ein französisches Corps von dreitausend Mann einrückte, flüchtete das Ungeheuer in seine Höhle, wo es sich an den General Cholsy ergab.

Als die neuen Kommissarien sich von der Wahrheit der ihnen von den übrig gebliebenen Einwohnern abgestatteten Berichte über die Metzeleien und Erwürgungen der Wüthriche überzeugt hatten und die Mörder gefangen setzen ließen, entfloh Jourdan, ward aber wieder ergriffen und allen der Proceß gemacht. In den Verhören waren sie aber so harmlos, ja oft so frech, als wenn sie nicht das geringste Nachtheilige zu befürchten hätten, und sie bewiesen durch Briefe von einigen Mitgliedern der Nationalversammlung, daß sie auf höhern Befehl so gewüthet hätten. Bei den weitern Proceduren fanden Jourdan und seine Mörderbande an den Pariser Jakobinern mächtige Beschützer. Brissot war der erste, der ihr öffentlicher Vertheidiger ward; Louturier und Bassal, Bazire, Saladin, Grangeneuve, Guadet, Merlin, Thuriot, Lasource, Vergniaud, sämmtlich Mitglieder der Nationalversammlung, folgten Brissot, und so gaben die Stellvertreter der wiedergebohrnen Nation das abscheuliche, diese Versammlung auf ewig entehrende Dekret, durch welches Jourdan und seiner Rotte eine gänzliche Amnestie bewilligt ward.

Der Kopfabhacker verließ nun am 5. April 1792 das Gefängniß, hielt einen feierlichen Einzug in Arles, kam am 29. im Triumphe in der Uniform eines französischen Generals und mit einer Lorbeerkrone auf dem Kopfe wieder nach Avignon

zurück, und setzte seine Metzeleien gegen alle ihm verdächtigen Einwohner wieder fort. Er ritt, von seiner Leibwache begleitet, durch die Straßen der Stadt und rief von Zeit zu Zeit aus: Dießmal soll die Eisgrube voll werden! Es kamen Deputationen nach Paris und flehten um Erbarmen; Delcutre, Vaublanc, François sprachen zu Gunsten der unglücklichen Stadt, wurden aber von Grangeneuve, Merlin, Chabot, Lasource und Vergniaud und den meisten Mitgliedern der Nationalversammlung überstimmt.

Eine Zeitlang währte dieser schreckliche Zustand in dem dem Papste geraubten Lande noch fort, bis der Schlachtopfer und der Gegenstände der Plünderungen keine mehr waren. Die Menschheit schaudert zurück vor allen den Scenen des Jammers, der Barbarei und Unmenschlichkeit, welche darin vorgefallen waren und sicherlich sind es meine Leser zufrieden, wenn ich hier das Gemälde ende, statt sie noch ferner von den Greuelthaten des Kopfabhackers zu unterhalten. Es sey genug gesagt, daß dieser Bösewicht den 27. Mai 1794 zu Paris auf dem Blutgerüste seine teuflische Seele aushauchte.

Robert Franz Damiens.

Hingerichtet wegen eines Mordangriffs auf König Ludwig XV. von Frankreich.

Das Leben auf dem Throne wirft einen blendenden Glanz um sich her, der manchem unerfahrnen Zuschauer die Augen blendet, und ihn veranlaßt, vor allen Erdensöhnen diejenigen glücklich zu preisen, denen Diadem und Scepter gegeben ist. Unseliger Wahn, der den nie bethört, welcher durch den Schein zum Wesen hindurchdringt, und oft da glänzendes Elend findet, wo der Gedankenlose nichts als Freude und Wonne und Herrlichkeit erblickt. Große Würden — große Beschwerden, große Unruhe, große Gefahren. Sey der Monarch auch ein Titus, nie wird er es verhindern können, daß nicht eine Rotte Unzufriedener in seinem Reiche sey, die seinen Untergang wünschen und — schrecklich genug! — bei guter Gelegenheit selbst ins Werk

ſetzen. Lebensgefahren, von denen wir im Privatſtande nichts wiſſen, umſchweben die Häupter der Gekrönten zu allen Zeiten, und während wir ruhig und ſorglos dahin wandeln, ſchreckt ſie zum öftern der Gedanke, ob nicht Gift, oder Dolch, oder Piſtole gegen ihr Leben wüthe. Umſonſt war es, daß ein Damiens für den mißlungenen Mordanſchlag auf das Leben Ludwigs XV. mit den unmenſchlichſten Martern zu Tode gequält wurde — was ihm mißlang, das gelang einem Ankarſtröm bei König Guſtav von Schweden nur allzugut. Hier das Merkwürdigſte aus der Geſchichte der beiden Verbrecher.

Robert Franz Damiens war im Jahr 1714 auf einem Dorfe bei Arras von geringen Eltern gebohren. Schon im Knaben erblickte man den künftigen Mann. Sein böſes Gemüth äuſſerte ſich bei vielen Gelegenheiten, und ſeine Auszeichnung in böſen Streichen, erwarb ihm unter ſeinen Bekannten den Namen Robert der Teufel. Frühzeitig verließ er ſeine Provinz, nahm Kriegsdienſte, und wohnte unter andern der Belagerung von Philippsburg bei. Seine Leibesgeſtalt war groß, das Geſicht lang, und deſſen Farbe ein wenig ſchwarzbraun, der Bart ſchwarz und dick, die Augen groß und ſchwarz, der Kopf mit Haaren von gleicher Farbe ſtark bewachſen und ſein Blick unerſchrocken.

Damiens verließ die Kriegsdienste, gieng nach Paris, ward Bedienter, und heirathete in der Folge eine gewisse Elisabeth Molertienne, ein gutes Mädchen, die auch noch nach ihrer Verheirathung bei verschiedenen Herrschaften in Diensten stund. Damiens unterschied sich vom großen Haufen der Bedienten auf eine vortheilhafte Art, denn er hatte einen ziemlich gebildeten Verstand. Dazu war ihm vorzüglich sein Aufenthalt in dem von Ludwig XIV. gestifteten Jesuitenkollegium behülflich. Als Aufwärter in demselben, der nicht blos bei der Tafel diente und die Kostgänger besorgte, sondern auch zu vielen andern Dingen sich gebrauchen ließ, lernte er die Kunst, geschwind und richtig zu antworten, merkte er mehrere lateinische Worte, und machte er sich einen eben so guten Anstand, als Ernsthaftigkeit und seltene Beständigkeit eigen. Die Jesuiten hätten auch wirklich eine so gute Meinung von ihm, daß einer von diesen Vätern, der ein Anverwandter des Herrn von Bourdonaye war, ihm diesen Bedienten als ein Opfer gab, welches ihm sein Collegium brächte.

Einige Zeit nachher kam Damiens in die Dienste eines Petersburgischen Negocianten. Hier zeigte er sich in seiner wahren, häßlichen Gestalt. Er stahl dem Kaufmann 240 Louisd'or und um dem Gefängnisse zu entgehen floh er aus Paris. Einige Monate lang trieb er sich auf dem Lande umher,

und äusserte oft seinen lauten Unwillen über die politischen Angelegenheiten Frankreichs. „Komm ich nur nach Frankreich zurück, sagte er einst in der Gegend von Brüssel, und ich komme gewiß, dann sterb ich und mit mir der Größte der Erde. Nur Geduld, man wird von mir reden.“ In der Nähe von Arras sagte er, mit Verzweiflung in seinen Mienen, zu einem Verwandten: „Alles ist verlohren, das Königreich, mein Weib und meine Tochter.“ Sein Blut war in der heftigsten Wallung, und da er nirgends Ruhe fand, so trieb ihn sein verwirrtes Gemüth am 31. December des Jahrs 1756 in die Hauptstadt zurück. Es war dies allerdings große Verwegenheit von ihm, da das ihm gesprochene Urtheil in Paris bekannt war, daher ihn denn auch seine, über seine Rückkunft ungemein erschrockene Frau fragte, ob er etwa gar mit der Schande seiner Verurtheilung auch noch die Schmach seiner Hinrichtung zu verbinden gesonnen sey? Damiens antwortete, daß er seiner verdienten Bestrafung ohnedies nicht würde ausweichen können, denn er wisse es nur gar zu gewiß, daß er früh oder spat dieselbe würde ausstehen müssen. In der That begleitete ihn das Bild von der Zurüstung seiner Hinrichtung an allen Orten, und seine Einbildungskraft beschäftigte sich immer mit auf ihn wartenden Gerichtsdienern, Gefängniß, Fesseln und Galgen.

Der siebenjährige Krieg war damals in Deutschland ausgebrochen. Mit dem Anfange des Jahres 1757 machte man in Frankreich große Zurüstungen, um dem alliirten Hause Oesterreich Hülfstruppen gegen Preußen zu schicken. König Ludwig XV. von Frankreich nahm viele große Promotionen vor, nachdem bereits an die gegen den Unterrhein anmarschirenden Truppen alle nöthigen Befehle ergangen waren; er erhob den Bothschafter am kaiserlichen Hofe Grafen von Etrees zum Marschall, und trug ihm das Kommando über die französische Armee auf. Mitten unter diesen Beschäftigungen entschloß sich der König, am fünften Januar Abends nach Trianon zu fahren, um daselbst das Dreykönigsfest zuzubringen, und eben diesen Zeitpunkt wählte Damiens zur Ausführung seines schändlichen Vorsatzes, den König zu morden.

Die Bitten und Thränen seiner Gattin hatten diesen Böswicht bewogen, nach seiner Rückkunft in Paris sich auf einige Zeit zu verbergen, um nicht der Justiz in die Hände zu gerathen. Bald aber schien er die Gefahr, entdeckt und wegen seines Verbrechens bestraft zu werden, zu verachten, und da er sich einmal für ein, der Strenge der rächenden Gerechtigkeit gewidmetes Schlachtopfer ansah, so hatte der Elende in seinem verzweiflungsvollen Zustande beschlossen, mit seinem eigenen Verderben den Untergang des Monarchen selbst genau zu ver-

einigen. Er gieng daher am 4ten Januar nach Versailles, um auf alle Schritte des Monarchen Acht zu geben und die bequemste Zeit und Gelegenheit zu seiner Frevelthat sorgfältig abzuwarten.

Es fieng bereits an Abend zu werden, als Ludwig in Begleitung des Dauphins und anderer Prinzen und Herren sich dem vor der Thüre des Pallastes stehenden Wagen näherte, der ihn nach Trianon bringen sollte. Da er nun eben im Begriff war hineinzusteigen, drang Damiens, der, in einem blauen Kleide, hinter einer Säule gestanden war, unvermerkt durch die Menge hindurch, stieß den Duc d'Ayen, den Grafen von Brienne und den Dauphin auf die Seite, und versetzte dem König einen Messerstich in die rechte Seite, zwischen der vierten und fünften Ribbe, der ungefehr drei Daumen breit eindrang. Dem Könige dünkte es anfangs, er werde blos von jemanden heftig gestoßen; daher fragte er: „wo ist der Trunkenbold, der mir einen so derben Stoß versetzt?“ Indem er das sagte, fiel ihm Damiens ins Auge, und nun rief er, indem er mit seinem Hut den Bösewicht bezeichnete: „der ists, der hats gethan!“ Der Stoß schmerzte ihn, und da er die Seite mit der Hand berührte, lief ihm das heisse Blut über die Finger.

„Ich bin verwundet, arretirt ihn!“ rief jetzt der König, und alle Anwesende überfiel ein tödt-

liches Schrecken. Die Garde drang wüthend auf den Mörder ein, und sie würde ihn auf der Stelle in Stücken zerhauen haben, wenn nicht der König gerufen hätte: „man thue ihm kein Leid!“ Dann gieng Ludwig allein die Treppe hinauf, und kam in sein Zimmer, ohne daß ihn seine Standhaftigkeit verlassen hätte. Der ganze Pallast war mit Schrecken und Bestürzung erfüllt. Alles jammerte, alles wehklagte, alles lief, Hülfe und Rettung leisten zu wollen. Als dies der König bemerkte, sagte er zu den Umstehenden: „Man beruhige sich! keine Konfusion! diese dürfte mehr als alles andere zu befürchten seyn. Vielleicht hat es mit der Wunde nichts zu bedeuten. Bin ich aber tödtlich verwundet, wie der Himmel will!“ Glücklicherweise war indessen der Stich nicht gefährlich, denn der König erholte sich täglich mehr, die Wunde heilte bald, und schon am 16ten Januar konnte wegen seiner völligen Genesung ein feierliches Te Deum abgesungen werden.

Damiens wurde nach seiner Verhaftung anfangs in den Saal der Leibwache geführt, wo man ihn völlig entkleidete, um zu sehen, ob sich keine Papiere bei ihm fänden, die den Entwurf seines Verbrechens einigermaßen aufklären könnten; allein es wurde nichts angetroffen. Einige anwesende Herren vom Hofe fragten ihn: was ihn denn bewogen hätte, ein so abscheuliches Verbrechen zu bege-

hen? Damiens antwortete hierauf mit dem größten Trotz, das die Umstehenden aufs äusserste erbitterte. „Rösten sollte man den Bösewicht“ rief einer von den Höflingen. Sogleich nahm ein junger Soldat von der Leibwache eine große Feuerzange, steckte sie in das Kohlfeuer, das in diesen Sälen immer groß genug ist, und hielt sie halb glühend an Damiens Schenkel. Als dieser den heftigsten Schmerz hiebei empfand, so versprach er ihnen zu entdecken, was sie zu wissen begehrten. Man nahm daher das Eisen wieder weg und erwartete sein Geständniß, das jedoch blos darin bestund: man habe ihm sehr übel begegnet.

Der Hofmarschall nahm anfangs den Verbrecher in seine besondere Aufsicht, und fieng bereits in den wenigen Tagen, da er zu Versailles gefangen saß, seinen Prozeß an. Weil aber der König nicht ohne Grund glaubte, daß die Untersuchung eines Verbrechens, welches den ganzen Staat so nahe anginge, nebst dem Urtheile darüber, der Aufmerksamkeit obrigkeitlicher Personen vom höchsten Range würdig wäre, so übertrug er diese ganze Kriminalsache der großen Kammer des Parlements.

Damiens wurde deswegen unter einer sichern Bedeckung aus dem Gefängnisse zu Versailles nach Paris in die Conciergerie gebracht. Er wurde auf ein mit Haaren aufgestopftes Bette gelegt und man band ihm die Arme und Beine mit starken ledernen

Riemen, welche locker angezogen waren. Ein Wundarzt besuchte ihn täglich zweimal, und ein königlicher Mundkoch mußte ihn mit gesunder und unverdächtiger Speise versehen. Ueberdies löseten zwölf Sergenten von dem Garderegimente einander nach der Reihe ab, um ihn Tag und Nacht vor Augen zu haben, und ein starkes Detachement von eben diesem Regimente, das ein Offizier kommandirte, versah in dem Hofe des Pallastes vor der Thüre seines Gefängnisses, beständig die Wache.

Das Parlement machte jetzt den Anfang der gerichtlichen Untersuchung des Verbrechens, und der Gouverneur von Artois, Prinz von Croy, begab sich in seine Provinz, um sich aufs genaueste nach allem zu erkundigen, was nur auf die entfernteste Art den Damiens angieng. Die Richter, unter denen sich auch Prinzen und Pairs befanden, beobachteten bei ihren Untersuchungen die größte Pünktlichkeit, waren auf alles mißtrauisch, und zogen schon auf den leisesten Verdacht mehrere Personen ein, um der unternommenen Mordthat auf den Grund zu kommen. So wurde die Aussage eines Thürhüters untersucht, der vorgab, als Damiens unter einem gewölbten Bogen zu Versailles gestanden, um seine Gelegenheit abzulauren, habe jemand zu ihm gesagt: Nun, nun, worauf er geantwortet: ich warte. Ferner verhörte man eine kleine Tochter des Invaliden-Adjutanten La Coudre, die bei

den Nonnen zu St. Joseph in die Schule gieng. Sie hatte nemlich ihren Gespielinnen am 4ten Januar erzählt, der König würde morgen ermordet werden, und als der Erfolg ihre Behauptung bestätigte, so zogen die Nonnen das Mädchen zur Rede, das auch offenherzig versicherte, ein schwarz gekleideter Mensch habe dies ihrer Mutterschwester erzählt; allein bei der gerichtlichen Untersuchung redete sie sich schlau genug also aus: es sey dies blos eine aus Eitelkeit ersonnene Lüge, um für verständig gehalten zu werden. Ferner wurde die Frau eines Schuhmachers in die Bastille gebracht, welche am 31sten December dem Pfarrer zu Langest in der Picardie, ihrem Vetter, schrieb, sie würde ihm am 6ten Januar etwas berichten können, das ihn in die größte Verwunderung setzen würde, worauf sie ihm auch wirklich in einem zweiten Briefe am 6ten Januar den unternommenen Königsmord berichtete. Endlich sagte auch noch ein Kutscher, der am 5ten Januar Abends um 8 Uhr von Versailles zurückgekommen war, gerichtlich aus, daß er um diese Zeit auf der königlichen Brücke von zwei Geistlichen angehalten worden sey. Der eine davon habe ihn gefragt: ob sich der König wohl befände? und als er dies bejahet, habe derselbe zu dem andern Geistlichen gesagt: so ist der Streich mißlungen.

Es läßt sich leicht denken, daß, so lange Damiens Kriminalprozeß währte, in ganz Paris, in

allen Gesellschaften davon gesprochen wurde; daß jeder das ganze Geheimniß einer Zusammenverschwörung wider das Leben des Königs habe wissen wollen; daß der eine dies, der andere das, so ausschweifend und grundlos es auch war, erzählt habe, und daß besonders des Jesuiterordens dabei nicht geschont worden sey. Man behauptete ohne Scheu, in dem Jesuiter-Kollegium, wo ja Damiens gedient hatte, und bekannt war, sey er überredet und gedungen worden, den verruchten Angriff auf das Leben des Monarchen zu wagen — eine Behauptung, die dadurch um so mehr Gewicht bekam, daß Damiens kurz vorher bei den Jesuiten von Arras gebeichtet, und das Abendmahl darauf empfangen hatte. Wirklich wurden auch mehrere Jesuiten auf diese überall sich verbreitenden Gerüchte in die Bastille gebracht.

Doch alle Bemühungen der Richter, Damiens Mitverschworne auszuforschen, waren vergebens. Er blieb immer verstockt und versicherte von niemand zum Morde gereitzt worden zu seyn. Aus den Aussagen so vieler, die man gerichtlich verhört hatte, konnte nichts sicheres geschlossen werden, und die Untersuchungen des nach Artois gereisten Prinzen von Croy waren gleichfalls fruchtlos. Folglich konnte sich der Arm der strafenden Gerechtigkeit wider niemand als den einzigen Damiens selbst waffnen, dessen Frevelthat vor Augen lag. Und in

der That war auch die Strafe fürchterlich und entsetzlich genug, die ihm zuerkannt wurde. Nach vielen Sitzungen gab endlich am 26ten März die große Kammer, nebst den Prinzen und den Pairs, ein entscheidendes Arret, das den Mörder verurtheilte: „daß er, nachdem ihm die Hand durchstochen, und dieselbe bei einem gelinden Feuer verbrannt worden, mit glühenden Zangen zerfleischt, von vier Pferden zerrissen und dann verbrannt werden sollte.“

Damiens wurde hierauf in der Nacht vom Sonntag auf den Montag, am 28sten März, auf eine neue Art schrecklich gefoltert, und an diesem Tage selbst litt er seine entsetzliche Todesstrafe. Man hatte auf dem Platze la Greve einen Bezirk gemacht, der 35 Fuß ins Gevierte betrug und mit starken hölzernen, drei Schuh hohen Schranken vermacht war. Man nahm das Pflaster aus diesem Bezirke weg, und besetzte denselben bei guter Zeit mit einem Theil der Nachtwache. Die französischen und schweizerischen Garden waren auf den Plätzen und in einigen Straßen der Stadt, so wie die ganze Nachtwache zu Fuß und zu Pferde in Waffen, um allen Unordnungen des häufig zusammen laufenden Pöbels dadurch zu steuren. Ob man gleich fast gewiß wußte, daß Damiens nichts weiter auszusagen habe, so beobachtete man doch die Klugheit, mehrere Personen bereit zu halten; die auf

den

den ersten Wink forteilen könnten, wenn die fürchterlichen Zurüstungen zu seiner Todesstrafe, oder die Schmerzen während der Hinrichtung ihn vielleicht veranlassen sollten, Dinge zu entdecken, die er bisher immer verschwiegen. Daher behielten auch die Offiziere des Fußvolks ihre Leute an diesem Tage in ihren Häusern, bis nach völlig vollzogener Hinrichtung.

Es war gegen drei Uhr Nachmittags, als der unglückliche Damiens am 28sten März aus seinem Gefängnisse gehohlt wurde. Man ließ ihm eine Weste und Beinkleider, und zog ihm über beide ein langes Hemde an. In diesem Zustande ward er mit einem Strick um den Hals auf einen Karren gestellt und an die Thüre der Kirche zu unsrer lieben Frauen geführt, um daselbst öffentliche Abbitte zu thun. Die Folter hatte ihm aber die Füße und Schenkel so verrenkt, daß er nicht stehen konnte. Als ihn seine Henker von dem Karren, der Kirche gegen über, herunter führten, sagte er ganz gelassen zu ihnen: „nehmt euch in Acht, ihr verwundet mich!“ Uebrigens verließ ihn seine Standhaftigkeit, oder vielmehr kaltblütige Unempfindlichkeit auf seinem Wege zum schrecklichsten Tode so wenig, daß er vielmehr auf die Zuschauer starr blickte, besonders auf diejenigen unter ihnen, an welchen er eine vorzüglichere Neugierde ihn zu sehen, wahrzunehmen glaubte. Dabei schien er aber doch auch

auf die Ermunterungen des ihn begleitenden Geistlichen zu merken, und küßte unterwegs zum öftern das Kruzifix, welches er in der Hand hielt.

Als Damiens auf dem Richtplatze ankam, so bat er, man möchte ihn in das Richthaus bringen. Hier erklärte er noch einmal, und bezeugte vor Gott, von dessen Barmherzigkeit er die Vergebung seines Verbrechens hoffe, daß er dasselbe allein begangen habe, und weder von jemand angestiftet worden sey, noch Mitschuldige habe. Da er wieder auf den Greveplatz zurück kam, so setzte man ihn auf die Erde, weil man mit den nöthigen Zubereitungen seiner vielfachen Martern noch nicht fertig war, die er alle ohne Unruhe, ja mit der seltensten Gelassenheit ansah, und inzwischen zwei Gläser Wein trank.

Alle Zurüstungen waren nun gemacht, und der Unglückliche wurde auf das drei Schuh hohe Schafot gebracht, das von starken sechs Zoll dicken, und ohngefehr sieben Fuß langen Dielen gemacht und auf sechs starken Pfeilern befestigt, mitten in dem durch Schranken eingefaßten Bezirk stand. Zuerst stellten ihn die Henker auf eine Ecke dieses Blutgerüstes, und einige hielten ihm den rechten Arm, ein anderer aber durchstach seine rechte Hand mit eben dem Messer, womit er den Königsmord gewagt hatte. Dann legte man diese durchstochene Hand, in der er das Messer halten mußte, so lange

auf einen mit Schwefel geheitzten Ofen, bis der äussere Theil, nemlich die Hälfte der Finger verbrannt war. Während seine Hand brannte, sah man die Haare auf seinem Kopfe wie die Mähne eines Pferdes zu Berge stehen. Er schrie dabei zwei oder dreimal, und bat die Henker, seinen Tod zu beschleunigen, aber es entfuhr ihm keine Verwünschung. Nach diesem entkleidete man ihn, und streckte ihn auf dem Blutgerüste aus, auf welchem in der Mitte ein eiserner Gürtel in Gestalt eines Reifens befestiget war, der sich vermittelst eines Gelenkes öffnete, daß der Körper des Unglücklichen hinein gelegt werden konnte, und sich dann wieder über ihn zuschloß.

Als Damiens da hinein gelegt worden war, so band man auch seine Arme und Beine auf dem Schaffote fest an. Nun rissen ihm die Henker mit großen Schneidezangen, die glühend gemacht worden waren, die Brüste und das Fleisch an den Armen, Schenkeln und Waden ab, andere aber gossen unmittelbar darauf in die dadurch gemachten Wunden geschmolzenes Blei, kochendes Oel, heissen Theer und zusammen geschmolzenes Wachs und Schwefel. Bei Abreissung der Brüste schien er die größte Qual auszustehen, denn er schrie dabei: Ach mein Gott! mein Gott! Bei den übrigen Martern aber sagte er fast gar nichts.

Nach Endigung dieser martervollen Zerfleischung sagte ihm der Geistliche verschiedene Gebete vor, umarmte ihn, benetzte ihn mit seinen Thränen, machte ihm Muth, die letzte Peinigung vollends geduldig auszustehen, und suchte ihn zu seiner nahen Erscheinung vor dem Richter aller Welt vorzubereiten. Indessen banden die Henker seine Arme und Beine los; der Körper aber blieb mitten auf der Blutbühne befestigt. Nun knüpfte man seine Arme und Füße an die Stränge, welche an den Kumten von vier jungen Pferden hiengen, die als starke Thiere mit Fleiß ausgesucht worden waren, und an den vier Ecken der Blutbühne standen. Damiens richtete indessen seinen Kopf zum öftern in die Höhe, um das ihm vorgehaltene Krucifix zu erreichen und zu küssen, so schwer ihm auch dies wegen der bereits ausgestandenen Martern, und der dadurch veranlaßten Entkräftung werden mußte. Der Geistliche trat ein wenig auf die Seite, und die Henker schlugen auf die Pferde los, um sie fortzutreiben. Diese zogen binnen ohngefehr sechs Minuten zu wiederholten Malen an, blieben aber wieder stehen, ohne daß sie die Glieder des Unglücklichen hatten trennen können. Damiens behielt dabei viel Geistesgegenwart und Lebhaftigkeit, er sprach beständig voller Gelassenheit mit dem Geistlichen, der sich, als die Pferde nicht mehr zogen, ihm wieder genähert hatte, und richtete den Kopf

noch einmal auf, um das Krucifix zu küssen; er wollte sogar die Arme ausstrecken, um dasselbe zu umfassen.

Die Pferde wurden indessen gewechselt, und an jedes Bein wurden zwei gespannt — aber umsonst, sie richteten nicht mehr aus als die erstern. Sechs Minuten lang hatten sie vergeblich gezogen, dann hielt man eine kurze Zeit inne, spornte sie aber dann zum drittenmale an, allein auch diesmal konnten sie den Elenden nicht zerreissen.

Schon waren fast drei Viertelstunden verlaufen, seitdem die Pferde an Damiens zogen und ihm namenlose Qualen verursachten, demohngeachtet lebte er noch immer und erhielt sich bei einer bewundernswürdigen Standhaftigkeit. Endlich versicherten die Henker, daß man ihn nicht würde viertheilen können, wofern man ihm nicht zuvor das Fleisch und die Nerven an den Schultern und Schenkeln zerschnitte. Sie giengen daher zu den Commissarien, welche sich in dem Stadthause befanden, um sich die Erlaubniß dazu von ihnen auszubitten, und nachdem sie dieselbe erhalten hatten, so erreichten sie endlich ihren Zweck. Erst wurde der rechte Schenkel, dann der andere, und endlich die beiden Arme abgerissen. Man zündete dann einen Holzstoß an, um auf demselben die Glieder des Hingerichteten zu verbrennen, und als der Henker den Rumpf von dem Blutgerüste aufhob, so sah man

seine Augen noch offen und sterbend. Die übrig gebliebene Asche streute man sodann in die Luft, seine beweglichen und unbeweglichen Güter aber wurden konfiscirt, und durch einen besondern Schluß ward seinem Vater, seiner Frau und Tochter bei Lebensstrafe befohlen, das Königreich auf immer zu verlassen. Seine Brüder und Schwestern mußten ihren Namen ändern, und das Haus, in dem der Unglückliche gebohren war, wurde niedergerissen und befohlen, daß in ewigen Zeiten auf demselben Platze kein anderes Gebäude wieder errichtet werden sollte.

Jakob Johann Ankarström.

Mörder Königs Gustav III. von Schweden.

König Gustav III. von Schweden behauptete den Ruhm eines weisen, gütigen und unermüdet thätigen Monarchen. Rastlos trieb ihn das heiße Verlangen nach Unsterblichkeit; große Plane keimten in seiner Seele; er wollte es versuchen, eine Nation von 25 Millionen Menschen, die frei zu leben oder zu sterben geschworen hatte, in ihrem vollsten Enthusiasmus wieder unter einen König mit unumschränkter Gewalt zu beugen. Frankreich zu erobern war sein Vorsatz, als das Schicksal, das mit den Planen der Sterblichen spielt, einen Ankarström sandte, dem Helden auf eine meuchelmörderische Weise das Leben zu rauben.

Jakob Johann Ankarström stammte aus einem angesehenen, begüterten Hause. Sein Vater war Oberstlieutenant und Ritter vom Schwerdtor-

den; seine Mutter hieß Hedwig Drusva. Bis in sein achtes Jahr wurde er unter den Augen seiner Eltern erzogen, dann aber kam er nach Upsala. Im 15ten Jahre verlor er seinen Vater; jetzt kam er als Page an den königlichen Hof, und ward zugleich Unterofficier beim Leibregiment. In der Folge verkaufte er diese Stelle und kam nun als Fähndrich zu der Leibgarde. Auch hier nahm er im Jahr 1783 seinen Abschied, und schloß nun ein eheliches Bündniß mit Gustave Elisabeth Löwen, die ihm ein Heurathsgut von 4000 Reichsthalern Banco zubrachte. Diese Gattin hatte das Unglück, den Mörder des Königs mit zwei Söhnen und zwei Töchtern, welche sie mit ihm gezeugt hatte, zu überleben.

Ankarström zog mit seiner Gattin aufs Land, und pachtete anfangs einen Rittmeisterſitz, und in der Folge ein adeliches Gut Thorsader genannt. Es entstand aber zwischen ihm und dem Eigenthümer des Guts, wegen der Pacht, ein weitläuftiger Proceß, der nachher verglichen ward, so daß Ankarström das Gut abtrat. Er kam nun wieder nach Stockholm zurück, und wurde hier wegen eines Verbrechens, dessen man ihn angeklagt, ins Gefängniß gesetzt, aber wieder freigelassen, mit dem Bedeuten, daß solches vom Könige aus Gnade geschehe. Er forderte es als Recht, und wollte, daß die Sache neuerdings untersucht würde. Man wies

ihn ab. Ankarström, lange schon über den Umsturz der alten Verfassung Schwedens insgeheim zürnend, schwur nun, sich und, wie er wähnte, das Vaterland durch Mord des Königs zu rächen. Ihm gesellten sich bald die Grafen Clas Fredriksson Horn und Adolf Ribbing bei: auch der Freiherr Thure Bielke, erster Deputirter beim ständischen Schulden-Comptoir, der graue General von Pechlin, der Garde Obristlieutenant von Liljehorn, der Major von Hartmansdorf, der Adjutant von Ehrensvärd, mehrere andere Misvergnügte von Adel, traten nach und nach in die Verschwörung ein. Diese alle wollten durch den Tod des Königs eine Revolution; nur Ankarström, von der schrecklichsten Rachlust angetrieben, wollte nichts als den Tod des Königs. Ihm blieb die Rolle des Mörders.

Verschiedene Male mißlang das schwarze Vorhaben. Der Plan war, daß der König entweder durch einen Dolch oder mit Pistolen ermordet werden sollte, wenn sich dazu Gelegenheit in einer größern Versammlung von Menschen fände, wo der Mörder verborgen bleiben könnte, z. B. bei einem Schauspiel oder einem Maskenballe. Horn und Ankarström fanden sich dem zufolge am 16. Januar 1792 in einem Schauspiele ein, wo Horn Gelegenheit fand, eine Stelle für sich und Ankarström nahe bei dem für den König zubereiteten

Platz zu erhalten. Ankarström wollte den König in einem bedeckten Gange erschießen. Aber der König kam diesen Abend nicht in den Gang; und zwei Tage nachher, in einem andern Schauspiele, war wieder keine bequeme Gelegenheit dazu. Auch auf dem nächsten Maskenballe mußte die Ausführung unterbleiben, weil die Zahl der Anwesenden zu geringe war. Ein andermal schlich sich Ankarström mit Horn, vom Abenddunkel begünstigt, bis unter die Fenster des Lustschlosses Haga, wo sich der König damals aufhielt. Dieser saß gerade vor dem Fenster im untersten Stockwerke, versunken in Gedanken, unbeweglich still, und schien äußerst bleich im Gesichte. Die Mörder, von einer unerklärbaren Empfindung ergriffen, glaubten, er sey vom Schlage gerührt worden, und zogen sich zurück. Auch in Gefle, wohin Ankarström mit Ribbing gereist war, konnten sie ihre Absicht nicht erreichen.

Als der König wieder nach Stockholm zurück kam, waren sie unschlüssig, ob sie ihn bei einem einsamen Spaziergange, oder im Gedränge von Menschen, in der Oper, oder auf einem Maskenball, überfallen sollten. Sie bestimmten sich endlich für das Letztere, und der Maskenball, welcher in der Nacht vom 16. auf den 17. März gehalten wurde, ward zur Ausführung festgesetzt.

Am Abend zehn Uhr dieses unglücklichen Tages erhielt der König einen mit Bleistift geschriebe-

nen französischen Brief; zwar ohne Unterschrift, es wurde aber nachher entdeckt, daß ihn Liljehorn geschrieben habe. „Geruhen Sie, Sire, lautete der Brief, der Warnung eines Mannes Gehör zu geben, der nicht in Ihren Diensten ist, keine Gunstbezeugungen von Ihnen verlangt, und Ihren Fehlern nicht schmeichelt, aber die Gefahr abzuwenden wünscht, die Ihrem Leben droht. Es ist ein Projekt vorhanden, zweifeln Sie nicht daran, Ihnen auf eine meuchelmörderische Weise das Leben zu rauben. Man war äußerst aufgebracht, daß es in der vorigen Woche nicht zur Ausführung gebracht werden konnte, als der Ball abgesagt ward. Man ist entschlossen es heute zu versuchen. Bleiben Sie zu Hause, und melden Sie auch alle noch folgenden Bälle, wenigstens in diesem Jahre. Lassen Sie die Schwärmerei des Verbrechens wegdünsten. Vermeiden Sie auch Haga; mit einem Worte, seyn Sie wenigstens einen Monat auf Ihrer Hut. Bemühen Sie sich nicht, den Urheber dieses Briefs zu entdecken; er hat das schreckliche Projekt, welches Ihrem Leben droht, von ungefähr erfahren. Glauben Sie, daß er kein Interesse hat, den Schlag abzuwenden, den man Ihnen zubereitet. Hätten Ihre Lohntruppen zu Gefle Gewaltthätigkeiten gegen die Bürger ausüben wollen, so würde der Schreiber dieses Briefs gegen Sie mit dem Degen

in der Hand gefochten haben; aber er verabscheut den Meuchelmord.“

Der König, dessen Heldenherz keine Furcht kannte, sagte zu den Umstehenden, indem er ihnen diesen Brief wies: „die Angabe eines Ungenannten verdiene keinen Glauben; er sey ja auf dem Balle mitten unter seinen Bürgern, wovon er auch nicht Einen absichtlich beleidigt habe; hätten aber Verruchte seinen Mord beschlossen, so könnten sie ihn ja anderswo eben so gut treffen.“ Und so begab er sich dann nach eilf Uhr wirklich auf den Maskenball. Er ging hier zuerst mit dem Grafen von Essen in eine Loge, worin er etwa eine Viertelstunde weilte, und dann, indem er zu dem Grafen mit Lächeln sagte: „ich habe mich wohl nicht geirrt, wäre wirklich ein Anschlag auf mein Leben, so würde er hier, da ich mit Ihnen ganz allein war, am leichtesten ausgeführt worden seyn“ in den Saal herab kam. Aber kaum war er hier eingetreten, als er sich von einer Menge Masken, die auf ihn zudrängten, umringt fühlte. Eine davon (Horn) klopfte ihm auf die Schulter, mit den Worten: Gute Nacht, Maske! An diesem Zeichen erkannte Ankarström den König. Sogleich fiel nun der Mordschuß, der, um den Knall zu mindern, mit Kampfer versetzt war. In demselben Augenblicke schrieen mehrere, um alles in Verwirrung zu setzen, laut auf: Feuer, Feuer! Aber der

wahre Gegenstand des Schreckens zeigte sich nur allzubald.

Der mörderische Schuß hatte den König etwas über der linken Hüfte unweit des Rückgrades getroffen, und war tief in den Leib eingedrungen. Er fühlte sogleich, daß die Wunde tödtlich sey; doch verließ ihn jene Kraft und kalte Fassung des Geistes nicht, die er so oft mitten im Mordgetümmel der Schlacht gezeigt hatte. Er allein war in der ganzen Versammlung der Besonnene. Er gab auf der Stelle Befehl, daß die Thore von Stockholm geschlossen würden, indeß alles im Opernsaale sich entlarven und seinen Namen aufschreiben mußte. Er konnte noch selbst in ein nahgelegenes Kabinet gehen, wo er sich auf einen Sopha setzte. Er bemerkte hier, daß General Armfeld, einer von seinen Lieblingen, vor Bestürzung todtbleich aussah und kein Wort sprechen konnte. „Nun, mein Freund, ermunterte er ihn, warum so ängstlich? Sie wissen ja aus Erfahrung was eine Wunde ist.“ Armfeld mußte sich niedersetzen und der König ließ ihm ein Glas Wasser reichen. Dann sprach er mit mehrern Höflingen, die sich um ihn her versammelten, sehr heiter; es schien, als gefiel er sich in dieser neuen Rolle von so ausgezeichneter Art.

Die Aerzte machten nun den ersten Verband, während dessen auch die fremden Gesandten ins Ka-

binet traten. „Ich habe die Thore sperren lassen, sagte ihnen der König, es muß Ihnen daher nicht zuwider seyn, wenn Sie vielleicht erst nach drei Tagen Eilboten an Ihre Höfe absenden können; aber dann werden auch Ihre Nachrichten um desto bestimmter seyn, da sich's bis dahin wohl zeigen wird, ob ich durchkomme oder nicht.“

Das erste Geschäft, welches am folgenden Tage vorgenommen wurde, war natürlich die Entdeckung des schwarzen Mordkomplots. Der Mörder selbst erleichterte diese Entdeckung. Um seiner Sache ganz gewiß zu seyn, trug er, außer zwei fürchterlich geladenen Pistolen, ein großes zweischneidiges Messer bei sich, das er sich erst kurz hatte verfertigen lassen, und worein er am Tage des Mords mit eigener Hand eine Scharte gewetzt hatte, um dem König, wenn ihn der Schuß nicht sogleich tödtete, die Eingeweide damit zu zerreissen. Dieses Messer, dessen Heft er schwarz gefärbt, damit man es bei seinem schwarzen Domino nicht sehen möchte, hatte er nach dem Schusse wirklich schon herausgezogen; aber es war ihm auf den Boden entfallen, wo man es fand. Der Messerschmidt, dessen Name auf der Klinge eingegraben ward, erinnerte sich, daß er's für Ankarström gemacht habe. Dieser ward nun festgehalten, und bekannte sich beim ersten Verhör für den Mörder. Bald darauf zeigte ein Zuckerbäckerjunge an, daß

der anonyme Brief, den er am Abend vor dem Ball in's Schloß gebracht, ihm von dem Obristlieutenant Liljehorn gegeben worden sey. Auch Horn, Ribbing, Pechlin und die andern wurden gefangen gesetzt. Den Freiherrn Thure Bielke fand die Wache, die ihn aus seinem Hause holen sollte, todt; er hatte sich selbst vergiftet.

Das Volk in Stockholm war wüthend über die Art, wie nichtswürdige, verlarvte Mörder es um seinen König, den bewunderten, geliebten König zu bestehlen gewagt hatten. Alle Klagen gegen ihn waren nun mit einem Male vergessen, verschlungen von der allgemeinsten, innigsten Wehmuth. Der eisgraue Graf Fersen und mehrere andere Großen, die seit der neuen Revolution von 1789 nicht mehr an den Hof gekommen waren, erschienen jetzt vor dem Krankenlager des Monarchen mit dem Ausdrucke der wahrsten und wärmsten Rührung. „Ich bin doch glücklich, sagte Gustav, daß ich meine alten Freunde wieder zu mir zurückkehren sehe.“

Die Aerzte hatten aus der Wunde des Königs nicht mehr, als zwei Nagelspitzen herausgebracht; die ganze übrige Ladung blieb im Körper. Dennoch hatte man anfangs noch gar nicht an seiner Rettung verzweifelt. Eben so, wie auf dem Schlachtfeld die Gefahr, verachtete er nun auf seinem herol-

schen Krankenlager den Schmerz. Das heftige Wundfieber, das ihn sogleich nach der Operation der Wundärzte befallen hatte, nahm indeß so zu, daß man am eilften Tag unverkennbare Zeichen des nahen Todes sah. Seine Schmerzen waren fürchterlich. Er trug sie, ohne zu klagen, mit dem natürlichen Heroismus. Er dictirte und unterschrieb noch mehrere Verordnungen, die nach seinem Tode befolgt werden sollten, auch Briefe, und darunter einen an Katharina II. voll Rührung, worin er ihr dringend seinen Sohn empfahl. Diesem letztern ertheilte er an seinem Sterbebette in einer langen, ernsten Anrede, die weisesten und menschenfreundlichsten Rathschläge für dessen künftige Regierung. Er wünschte, daß sein Mörder so gelind, wie nur irgend das Gesetz es gestatte, und dessen Mitschuldige gar nicht gestraft werden möchten. Am 29. März 1792 unterschrieb er noch den Befehl wegen der Ausrufung seines Sohns zum Könige, und verfiel dann in einen Schlummer, aus dem er nicht mehr erwachte.

Am 26. April wurde von dem Hofgerichte Ankarströms Urtheil publicirt. Nach demselben wurde er für infam und aller Bürgerrechte unwürdig erklärt. Während drei Tagen (welches den 19. 20. und 21. April geschah) sollte er zwei Stunden lang des Mittags am Pranger stehen, und mit

fünf

fünf Paar Ruthen gestrichen werden. Nachher solle ihm die rechte Hand und der Kopf abgeschlagen, und der verstümmelte und geviertheilte Körper auf Pfähle gesteckt werden. Sein Name solle an den Pranger geschlagen, und in einen Stein an öffentlichen Orten mit den Worten eingegraben werden: Der Mörder des Königs, Jakob Johann Ankarström. Dieses Urtheil ward zu Stockholm am 27. April vollzogen, und Ankarström unter dem Abscheu und den Verwünschungen aller Zuschauer hingerichtet.

Christian Henrich Heineken.

Ein gelehrtes Wunderkind.

Gewiß ein wahres Wunderkind war dieser Christian Henrich Heinecken, geb. zu Lübeck den 6. Febr. 1721. Man hat Beschreibungen von vielen andern Wunderkindern, aber alle bleiben hinter Heineken weit, weit zurück. Sein kurzes Leben war eine der allermerkwürdigsten Erscheinungen, die Psychologie und Pädagogik seit Adams Schöpfung geliefert haben. Man lese und urtheile.

Ein Mahler in Lübeck, Paul Heineken, war der Vater dieses Kindes, das sogleich nach seiner Geburt einer Amme übergeben wurde, weil die Mutter das Kind selbst nicht stillen konnte, und in den Armen dieser Amme brachte es seine ganze Lebenszeit zu; die ersten Spuren seines frühen Verstandes äußerten sich noch vor dem zehnten Monate. Es waren an den Wänden und auf dem Ofen in

der Wohnstube allerlei Figuren abgebildet. Das Kind heftete bald seine ganze Aufmerksamkeit auf die Figuren. Man sagte ihm daher die Namen derselben, das sey eine Katze, das ein Thurm, das ein Schäfchen u. s. w. den andern Tag fragte man es wieder, wo die Katze, der Thurm, das Schäfchen ꝛc. wäre? und siehe da, das Kind deutete mit seinen kleinen Fingerchen hin, und traf immer das rechte Bild, das man ihm genannt hatte. Noch mehr, nun gab es sich Mühe, die ihm vorgesagten Wörter, Katze, Thurm, Schäfchen ꝛc. selbst nachzusprechen: es sah daher mit unverwandten Blicken dem Redenden nach dem Munde, gab auf die Bewegung der Lippen und der Zunge desselben beständig acht, lallte das Wort nach, und wiederholte dies so oft, bis es endlich eine Sylbe nach der andern herauspreßte.

Wie man diese frühe Fähigkeit bei dem Kinde bemerkte, so gab man ihm einen ordentlichen Lehrer, der es weiter unterrichten sollte. Dieser fing nun biblische Geschichte mit ihm an, und ehe es noch ein Jahr alt war, hatte es fertig alle die vornehmsten Historien in den fünf Büchern Mose nach der Ordnung gelernet. Im 13. Monate lernte es die übrigen biblischen Geschichten aus dem alten Testamente, und im 14 hatte es alle Geschichten des neuen Testaments gefaßt.

Dieſe ganze Zeit über lebte es von der Milch ſeiner Amme, und zeigte gegen alle andern Speiſen einen Widerwillen. Man ließ es auch dabei, weil es bei dieſer Nahrung gut zu gedeihen ſchien. Um es indeſſen allmählich auch zu andern Speiſen zu gewöhnen, und um ihm ein Vergnügen zu machen, ſetzte man es beim Eſſen mit an den Tiſch. Aber anſtatt zu eſſen, lernte es nur. Wie es die mancherlei Gerichte ſah, fragte es beſtändig, wie die Gerichte hießen? wo ſie herkämen, und was man ſonſt noch aus den Sachen machte ꝛc. und ruhete nicht eher, als bis es über alles Beſcheid erhalten hatte. Bei dieſer Lebensart, da es blos ſaugte und lernte, immer fragte und behielt, blieb es immer fröhlich und gutes Muthes. Nur wenn man ihm zuweilen nicht mehr antworten wollte, damit ihm das zuviele Behalten nicht ſchaden möchte, betrübte ſich das Kind ſo innigſt darüber, daß es augenſcheinlich mager und ſchwächlich wurde.

Nun fing ſein Lehrer mit ihm Weltgeſchichte an. Vom April 1722, da es in ſeinen 15ten Monat ging, bis zum September 1723, da es zwei Jahr und ſechs Monat alt geworden war, wurde ihm die Geſchichte der Hebräer, Aegyptier, Aſſyrier, Phönicier, Perſer, Griechen und Römer beigebracht, ſo daß es auf alles, was man es daraus fragte, hurtigen Beſcheid geben konnte. Auch in der Geographie hatte es eine ſolche Fertigkeit er-

langt, daß es die General- und Special-Charten der Länder und Reiche nach ihrer behörigen Eintheilung erklären, und die Beschaffenheit derselben, nebst ihren vornehmsten Flüssen, Städten und Oertern, in unverrückter Ordnung nach einander, ohne Anstoß hersagen konnte. Dabei hatte es mehr als achttausend lateinische Wörter behalten. In jeder Woche lernte es wenigstens 150 Vokabeln. Dabei hatte es seine Freude an dem Nürnbergischen Wörterbuche von 1683. Plattdeutsch lernte es von seiner Amme, und sprach auch immer so mit ihr, wenn es gutes Muths war. Einst wies man ihm den Todtenkopf eines in der berühmten Schlacht am Schellenberg gebliebenen Soldaten. Diesen nicht nur, sondern auch ein ganzes Menschengerippe, begriff das Kind nach allen Theilen, und lernte also auch Anatomie.

So weit war das Kind in einem Alter von 31 Monaten gekommen, und so lange war es auch nie krank gewesen. Aber im 32sten Monate wurde es von einer schweren Krankheit befallen, die es acht Wochen lang ganz darnieder drückte. Doch kaum hatte es sich wieder erholt, so fing es die Institutionen und die Dänische Geschichte an, und brachte beide noch vor dem 6. Februar 1724, da es volle drei Jahre alt wurde, zu Ende. Auch hatte es bereits Deutsch und Lateinisch Lesen gelernt, ohne ein Abc-Buch dabei zu gebrauchen.

Auch die Familien der europäischen Kaiser und Könige konnte es, ohne die vielen Namen zu verwirren, auswendig hersägen, und zur Freude derer, die es mit anhörten, wohlbedächtig vortragen. Alles das, noch ehe es drei volle Jahre alt wurde! Daß es auch Religion aus dem Lübecker Katechismus gelernt, versteht sich ohnehin. Ja man schritt sogar schon zur Dogmatik, und lehrte den vierjährigen Studenten die wichtigsten Beweissprüche aus der Bibel. Auch mit der Kirchengeschichte kam er noch vor dem Verfluß seines vierten Jahres zu Ende. Daneben lernte Heineken noch über zweihundert Lieder aus dem Gesangbuche nach ihren üblichen Melodien singen. Auch konnte er achtzig Psalmen und ganze Kapitel aus dem alten und neuen Testamente, von Wort zu Wort, wenn er just ganz gesund und aufgeräumt war, auswendig hersagen. Latein hatte das Kind aus dem Orbis Pictus gelernt. Das war sein Leibbuch, da las es immer in, und sagte ganze Kapitel daraus, oft nur allein für sich spielend, her, so oft ihm etwas vor die Augen kam, was darin stund. Neben der Weltgeschichte lernte es noch die Geschichte von Schweden, Rußland, Pohlen, Ungarn, Spanien, Frankreich und England. Eines jeden Königes Geschichte in allen diesen Reichen hatte es fest im Gedächtniß, und konnte solche, entweder ganz, oder ein merkwürdiges Stück davon, hererzählen. Das

artigste war, daß es mitunter auch seine eigenen Anmerkungen und Gedanken dabei anbrachte.

Der Ruf von dem kleinen Wunderkinde verbreitete sich durch halb Europa, und eine Menge Leute kamen, es zu sehen und zu hören. Indeß lernte es immer fort. Im Französischen kam es so weit, daß es ganze Historien auch in dieser Sprache hererzählen konnte. Auch geschriebene Sachen, lateinisch und deutsch, konnte es wohl lesen. Aber selbst schreiben konnte es noch nicht; seine Fingerchen waren zu schwach dazu. Das Einmal Eins konnte es in und außer der Ordnung hersagen; auch numeriren, subtrahiren, addiren und multipliciren konnte es. Im Latein lernte es, außer vielen neuen Wörtern, über 1500 gute Sprüche aus lateinischen Autoren, und in der Geographie fuhr es fort, das merkwürdigste eines jeden Landes auf der Landcharte stehenden Fußes zu fassen.

Im Mai 1724 ward der gute Christian Heinrich abermal krank, und lag bis in den Julius. Ein unaufhörlicher Durchfall mergelte das ohnehin schwächliche Kind gänzlich aus, und man sah seinem Tode entgegen. Endlich erholte es sich wieder, und nun beschloß man eine kurze Reise mit ihm vorzunehmen, damit es etwas frischere Luft schöpfen könnte. Es wurde ihm erlaubt, den Ort selbst zu bestimmen, wohin die Reise gehen sollte, und es wählte Kopenhagen. Seine Mutter fürchtete, eine

Seereise möchte für das schwache Kind gefährlich seyn: aber, Madame, sagte ihr der kleine Christian, Sie haben mir die Wahl gelassen, Gott ist ein Gott des Meeres.

Die Anstalten zur Reise wurden gemacht, und das Kind fuhr in Begleitung seiner Mutter, seines Lehrers, seiner Geschwister und seiner Amme in einer Kutsche nach Travemünde, und begab sich von hier an Bord eines dänischen Schiffes. Schon in den ersten Tagen wurde es seekrank, und bald darauf erhob sich ein schrecklicher Sturm. Als man dem Kinde auf seine Frage, was das Laufen und Rennen im Schiffe bedeute, die Noth erzählte, in dem sie sich alle befänden, da richtete es sich geschwind in seinem Bettchen auf, und sprach zu den zitternden Umstehenden mit erhabener, beweglicher Stimme. Fürchte dich nicht, denn ich habe dich erlöset, ich habe dich bei deinem Namen gerufen, du bist mein; denn so du durchs Wasser gehst, will ich bei dir seyn, daß dich die Ströme nicht sollen ersäufen. Diese und mehrere ähnliche Aeußerungen des Kindes erregten Erstaunen, man zweifelte nicht mehr, daß dies das berühmte Lübecker Kind wäre, und alle hofften nun: Gott würde den Untergang des Schiffs, um des unschuldigen Kindes wegen, abwenden. Das geschah auch, und die übrige Fahrt war glücklich.

Bei der Ankunft in Kopenhagen wollte man den kleinen Heineken so lange ganz in der Stille

halten, bis er am Hofe Audienz gehabt hätte. Allein die Leute, die mit ihm auf dem Schiffe von Lübeck her gewesen waren, posaunten das Wunderkind in der ganzen Stadt aus, so daß sein Name, wenige Stunden nach seiner Ankunft, schon im ganzen Reich erscholl; und verschiedene Vornehme ließen sich bereits anmelden, um das Jüngelchen in Augenschein zu nehmen. Jedermann stutzte, der das Kind erblickte, das, außer seinen lebhaften funkelnden Augen und seiner begeisterten Stirne, mehr wie ein Gerippe aussah, und man wollte nicht gleich alles glauben, was der Ruf von ihm verbreitet hatte. Aber wie staunte man, wenn das kleine Gerippe einige Stunden lang sprach, raisonnirte, erzählte. Ueberall mischte es historische Bemerkungen, lateinische und französische Sentenzen, biblische Sprüche und dergleichen in seine Reden ein, und was es sagte, war am rechten Orte.

Kopenhagen bekam dem Kinde so gut, daß es sichtbar von Tag zu Tag gesünder und stärker wurde. In vierzig Tagen konnte es schon wieder allein gehen, und sogar geschwind laufen. In dieser Zeit lernte es, zu seinem Zeitvertreib, die Geschichte von Frankreich und Schweden so fertig, daß es solche, wenn man's verlangte, wie ein Professor vortragen konnte. Seine Diät war diese. Anfangs, wenn es nicht genug Nahrung von seiner Amme bekam, nahm es etwas Thee, mit einem subtilen

Zuckerlöffelchen, welches es aber mit seinen zarten Strohfingerchen nur kümmerlich hielt, selbst zu sich; allein das gab ihm wenig Kraft. Nächstdem verlangte es manchmal nach einem dünnen Brei von gemahlnem Reis und Milch, den es sein sorbitium Orizae nannte, und einem Süppchen von weißem Brod und Bier, mit Zucker süß gemacht. Dieses mußte man ihm, wenn man ihm vorher das Köpfchen hinten übergebogen, mit einem Löffelchen einflößen. Denn nie hat es, wie alle andere Kinder und Menschen thun, mit seinen Lippen selbst etwas aus dem Löffelchen, eingeschlurft. Nie steckte es auch mit der Hand etwas in den Mund; nie rührte es ein Messer, eine Gabel, oder sonst was, womit es sich hätte beschädigen können, mit den Händchen an. Und was ihm von andern mit dem Löffel zum Munde gebracht wurde, kauete es nie mit den Zähnen, und benetzte es nie mit dem Speichel, durch die ordentliche Bewegung der Zunge und der Kinnbacken: d. i. es verrichtete die erste Dauung nie, sondern sein Mägelchen mußte alles so annehmen, wie es der Mund empfangen hatte. Ihn diese erste Dauung zu lehren, war durch keine Kunst möglich zu machen. Gleichwohl kam er bei dieser kümmerlichen Diät in Kopenhagen wieder zu Kräften. Verschiedene vornehme Leute luden ihn zu Gastmahlen ein: aber er verschmähete alles. Wenn andere sich bei ihren herrlichen Schüsseln

und Bouteillen wohl seyn ließen, so betrachtete er dagegen blos auf der Charte, wo der beste Wein herkäme, und wo z. E. Ravenna läge, wo der schöne Spargel wächst.

Heucheln konnte Heineken nicht. Er war in dem Stücke ein kleiner Quäcker: ja war bei ihm ja, und nein war nein; was er dachte, das sagte er, er dachte aber nie etwas albernes oder böses. Wenn er daher nicht bei guter Laune war, so sagte er gerade heraus: ich habe jetzt keine Lust zu reden. Aber wenn er dies sagte, so konnte man auch sicher glauben, daß ihm etwas fehle. In diesem Falle schwieg er lieber, als daß er jemand mit seiner kränklichen Stimme hätte Pein machen sollen.

Mit großer Sehnsucht harrte er nach einer Audienz beim Könige. Oft fragte er: weiß nun König Friedrich IV. von mir? Er bat einen jeden, die Audienz zu befördern, den König daran zu erinnern, zählte die Stunden, ehe sein Wunsch erfüllt war, ward krank vor Verlangen, und als endlich die erwünschte Botschaft kam, erholte er sich und rief: o nun venit post multos hora serena dies! und am Tage, da er vor dem Könige erscheinen sollte, stand er vor Verlangen schon vor der Morgenröthe aus dem Bette auf. Indessen war ihm der Kopf geschwollen, und jeder der Anwesenden drang darauf, des Kindes zu schonen, und es nicht vor den König zu führen, nur der kleine

Christian bat unablässig, die Aufwartung nicht aufzuschieben. Er wird noch kränker, ruft selbst aus, ich bin krank, aber kleidet mich nur an, rebus in adversis melius sperare memento; reisset sich mit Gewalt aus dem Schlafe, der ihn oft überfiel, und macht mit seinem Hofmeister dem Könige und der ganzen königlichen Familie die Aufwartung. Unerschrocken tritt er vor den Monarchen hin, hält mit vieler Lebhaftigkeit eine lange Rede an ihn, und küßt ihm darauf die Hand und den Rock mit den Worten: Permettez moi, Sire, que je baise la main de votre majesté, et le bord de votre habit royal.

Die lange Rede hatte den Redner ermüdet. Er sah sich nach seiner Amme um und sagte: Sitio, mich dürstet. Gleich befahl der König, die Amme herein zu rufen. Sie kam und setzte sich auf einen Stuhl und der Redner sog.

Der König ließ seinen Kammerzwerg vor den Säugling hintreten. Christian betrachtete ihn eine Minute lang vor der Brust seiner Amme, richtete sich dann auf, und sprach: c'est un petit garçon, es ist ein kleiner Knabe. Der König fragte lächelnd den Zwerg: wie alt bist du? Dreißig Jahre, Ihr Majestät, antwortete der Zwerg. Mancher von 30 Jahren, fuhr der König fort, weiß nicht soviel, als dies Kind von drei Jahren. — Hierauf gab ihm der König seinen kostbaren Orden

in die Hand, und fragte, was das wäre? Das Kind, indem es noch an der Brust saß, wandte den Orden etlichemal mit beiden Häudchen um, und sagte: c'est l'ordre d'Elephant, garni de Diamans. Schauen Sie, rief es seinem Lehrer zu, das ist der Elephas, der Elephant, o was hat er nicht für einen proboscis, Rüssel! Nun schwieg er etwas, betrachtete die Diamanten, und sagte zuletzt: Les Bijoux sont precieux, mais la vie du roi est plus precieuse.

Der König nahm hievon Gelegenheit, es nach dem ersten Stifter des Elephantenordens zu fragen. König Friedrich II., antwortete es fertig, hat denselben eingeführt, und die ersten Elephanten-Ritter gemacht. Eben derselbe, erzählte es weiter, hat die Ditmarsen in einem dreifachen Treffen bei Heide überwunden; die Schweden durch den Daniel Ranzau geschlagen; bei Wisby an der Insel Gothland 16 Kriegsschiffe samt dem Admiral Laurizon, und dem Lübecker Bürgermeister Barthel Thinappel, nebst 900 Mann, im Sturm verloren; und den großen Frieden zu Stettin mit Schweden geschlossen, welcher 41 Jahre lang gedauert. Er hat die Schlösser Friedrichsburg und Kronenburg gebauet, und den ersten Sundzoll von den Schiffen genommen. Er hat die heilige Schrift fleißig gelesen, und den großen Mathematiker Tycho von Brahe geliebt, welchem er sogar die Insel Hueu

im Sunde geſchenkt hat. Nachher hat Chriſtian V. dieſen Elephantenorden, (hier wies es mit den Fingern darauf) mit neuen anſehnlichen Gerechtigkeiten verſehen. — Nu Sophie, rief es unmittelbar darauf ſeiner Amme zu, ſtah met my up, un ſette my dahl, ik will ſpatzeren. Aber es konnte aus Mattigkeit nur einige Schritte gehen, da lief es wieder den Armen ſeiner Amme zu.

Ein gemahltes Skelet, das dem Kinde gewieſen wurde, gab ihm Gelegenheit, ſeine Einſichten in die Anatomie zu zeigen. Es machte davon zuerſt eine allgemeine und hernach eine beſondere Eintheilung, und arbeitete es von Stück zu Stück durch. Dann ſchritt man zum hiſtoriſchen Examen. Der König, welcher examinirte, ſtand an der Tafel und ihm zur Seite die Königin; der kleine Kandidat aber kam indeß ſeiner Sophie nicht vom Arme herunter, denn er war immerfort durſtig. Anfangs wurden die Däniſchen Regenten aus dem Heidenthume, dann die alten chriſtlichen, und endlich die Oldenburgiſchen Könige vorgenommen. Das Examen dauerte lange, denn Heineken wußte alle Fragen gar ausführlich zu beantworten, und eine Menge hiſtoriſcher Bemerkungen einzuflechten.

Erſtaunt über die Vielwiſſerei des Kindes fragte der König den Hofmeiſter deſſelben: ob nicht dieſe vielen Kenntniſſe an der Schwächlichkeit des Kindes ſchuld wären? Der Lehrer antwortete: Wenn

das Kind nach der gewöhnlichen Weise, die den Geist angreife, unterwiesen worden wäre, so hätte es allerdings davon kränklich werden müssen. Aber so hätte es in seinem Leben nie etwas auswendig gelernt. Auch hätte man ihm nie mancherlei Dinge unter einander und auf einmal ins Gedächtniß gegossen. Sondern was man ihm einmal und nach der Ordnung vorwiese und vorsagte, das behielte es von selbst. Was es höre, das fasse es eben so leicht, als ein Licht vom andern angezündet wird.

Der König wollte auch etwas aus der Geographie hören, und zwar von den vier Welttheilen. Es wurden Landcharten gebracht, und das Kind fing an einzutheilen. Dann gab man ihm einige aus Holz geschnitzte kleine Soldatenbilderchen von Nürnberger Arbeit, die es für seine Proretas, Schiffmänner, erklärte. Diese ließ es die Welt in der Kreuz und Quer durchstreichen. Jede Reise, die solche zu Wasser und zu Lande, von einem Reiche ins andere, machten, zeigte es an, und nannte dabei die Oerter, Meere und Provinzen, mischte auch zuweilen einige Denkwürdigkeiten dabei ein. Z. B. wie einer dieser Schiffsmänner auf seiner Pilgrimfahrt bei Island anlangte, sagte das Kind: das ist Ihro Majestät Land. Bei einem andern, welcher auf der Küste Koromandel liegen blieb, ließ es sich verlauten: da liegt nun der Kerl zu Tranquebar, wo Christian IV. das feste Schloß Dansborg hat

errichten lassen. Von dem dritten, welcher über Guinea marschirte, bemerkte es: da kommt er nun hin, wo Christian V. die beiden Schlösser Christiansburg und Friedrichsburg erbauen ließ.

Nach diesem lustigen geographischen Examen zeigte ihm der König den Kronprinzen, und fragte dabei liebreich: kennt er den Herrn wohl? Das ist Christian, antwortete das Kind aus dem Stegreif, ungeachtet es den Prinzen in seinem Leben nie gesehen hatte. Die Benennung des Prinzen gab dem Kinde Gelegenheit, das ganze Geschlechtsregister der damals lebenden königlichen Familie, wie auch der Herzoge von Holstein nach allen ihren Linien, insgesammt, nach einander, und ohne Verrückung eines einzigen Namens herzuerzählen. So oft das Kind dabei den gegenwärtigen König Friedrich IV. nannte, wies es allemal mit dem Fingerchen auf ihn.

Endlich thaten der König sowohl als die Königin einige Fragen aus der Religion an den kleinen Christian. Dieser nannte nun erstlich alle Theile von Gottes Buche, vom ersten Buch Mose an bis auf die Offenbarung Johannis, in völliger Ordnung her, und sagte zuletzt: und dieser Theolog beschließt die heilige Bibel mit den Worten: die Gnade unsers Herrn Jesu Christi sey mit euch allen, Amen. So-

dann

dann handelte er umständlich von dem Sündenfalle der ersten Menschen, von der Erbsünde, von der allgemeinen Liebe Gottes, von der Erlösung des menschlichen Geschlechts durch den Versöhnungstod Jesu: und bewies alles mit den nachdrücklichsten Sprüchen der Propheten und Apostel.

Das ist viel! sagten die beiden Majestäten, und damit hatte das ganze Examen ein Ende. Heineke verließ den König mit den Worten: „Sire, ich bin der allerhöchsten Gnade nicht würdig, die Sie mir erzeigt haben. So lange der glimmende Docht meines schwachen Lebens noch dauren wird, werde ich Gott bitten, daß er Eurer königlichen Majestät glorwürdiges Scepter segnen wolle in Ewigkeit.“

Nach wenigen Tagen wurde das Kind in Köpe dem Prinzen Karl und der Prinzessin Sophia Hedwig, des Königs Geschwistern, vorgestellt, und ward eben so allgemein bewundert, denn keine Frage setzte dasselbe in Verlegenheit, und über jeden Gegenstand wußte es zuverläßige Auskunft zu geben. Bei Tische wies die Prinzessin dem Kinde einen Platz neben sich an, und wollte ihm etwas zu essen geben. Aber Christian sagte: Votre Alteſſe, je vous remercie très humblement, je ne mange pas encore. Weil also Christian nichts genießen wollte,

so gab ihm der Prinz auf, die Gäste mit einem Stücke aus der Geographie zu traktiren, und schlug dazu selbst das Königreich Spanien vor. Gleich fieng der Kleine mit der allgemeinen Eintheilung dieses Reichs an, nannte alle große Theile und die vornehmsten Flüsse, Städte und Häfen desselben, und brachte von einigen, wie seine Gewohnheit war, allerhand artige Merkwürdigkeiten an. Z. B. sagte er: zu Toledo, der mittelsten Stadt in Spanien, hätten die Herren Mönche ganz vortrefliche Tage; dafür sollten sie lieber die schönen stählernen Degenklingen, die daselbst verfertigt werden, zur Hand nehmen, und wider die Seeräuber in der Barbarei fechten. Die Jungfrau Maria habe in ihrem ganzen Leben nie so einen kostbaren Spinnrocken gehabt, als eben zu Toledo unter ihrem Namen aufgehoben würde. In Madrid eigne sich der König das beste Zimmer in jedem Hause, nach den dortigen Landesgesetzen, zu. Zu Valladolid werde das beste Spanische geredet ꝛc.

Allgemein bewundert, angestaunt und reichlich beschenkt verließ endlich das Wunderkind am 7ten Oktober 1724 Kopenhagen, und kam nach fünf Tagen in seine Vaterstadt zurück. Es fieng nun bald an, mit eben so großer Begierde als ohnmächtiger Hand, die ersten Züge und Linien der Buchstaben zu mahlen, und in vier Wochen, noch ehe es völlig

vier Jahr alt war, war es so weit gekommen, daß es alles, was man von ihm verlangte, orthographisch und leserlich, mit der Kreide oder einer Gänsefeder niederschreiben konnte. Bald darauf aber wurde es tödlich krank, und mußte neun Wochen lang, fast aller äussern Sinne beraubt, sein Bettchen hüten. Bei allen äussern Schmerzen, die es litt, bei aller Angst, die es fühlte, veränderte es dennoch seine Geberde nicht. Und wie es bei fröhlichen Stunden nie überlaut gelacht hatte, so weinte es in seinem Leiden auch nicht. Es tröstete seine weinende Mutter mit kraftvollen Stellen der Bibel, es beruhigte sich selbst mit den Leiden des Erlösers, und wenn seine Geschwister manchmal unwillig wurden, so ermahnte es sie: Habt doch Geduld, und seyd gesinnt, wie Jesus Christus auch war!

Bis zu seinem fünften Geburtstage hatte das Kind blos von der Milch seiner Amme gelebt, denn es bezeigte gegen jede andere Speise einen Widerwillen. Jetzt wurde es entwöhnt, und erhohlte sich bei der kärglichen Nahrung doch allmählich wieder. Sobald es nicht mehr todtkrank war, gieng das Studieren wieder an. Es brachte die Institutionen nach dem Hoppius zu Ende, den lateinischen Text konnte es in das reinste Deutsch übersetzen, und bei jeder ihm gegebenen Gelegenheit wußte es die darin entschiedenen Rechtshändel geschickt anzubrin-

gen. Aber die Schwächlichkeit nahm bald wieder überhand, und es starb den 27sten Junius 1725, vier Jahr vier Monat, ein und zwanzig Tage, weniger drei Stunden alt. Eine Menge Zeitungen verkündigten in Europa seinen Tod. Dichter und Dichterlinge sangen und sumsten um sein Grab. Aber die Stadt Lübeck hat ihrem Wunderkind kein Denkmal errichtet. Dafür hatte aber auch das Kind bereits bei seinen Lebzeiten gesagt: Patria dat vitam, raro largitur honores.

Nikolaus Ferry, genannt Bebe.

Ein Zwerg.

Schon in den ältesten Zeiten brachte die Natur Menschen hervor, die das gewöhnliche Maaß der menschlichen Größe weit überschritten, oder es nicht erreichten; Riesen und Zwerge. Man hat sogar ehemals von ganzen Nationen von Zwergen gesprochen. Homer ist der erste, der von Pygmäen oder Zwergnationen sprach; eine anmuthige Dichtung aus dem mythischen Cirkel der Orientalen oder Griechen. Die Zwergnationen, welche neuere Reisende angetroffen haben wollen, gehören eben sowohl unter die Fabeln, wie die Patagonischen Riesen. Die gewöhnliche Höhe des menschlichen Körpers fällt zwischen fünf und sechs Fuß in gerader Stellung; ein Fuß mehr oder weniger macht schon eine große Seltenheit aus. Kleiner als fünf Fuß sind einige Völker, die am Eismeer wohnen,

und die Bewohner der Eisgebürge in den nordischen Ländern, die Grönländer, Eskimos, Lappen u. a. m. Das kleinste unter allen Völkern, welches erst im achtzehnten Jahrhundert bekannt geworden ist, wohnt auf den höchsten Gebirgen des Innern von Madagaskar. Es hat eine Größe, die kaum vier Fuß betragen soll.

Zwerge sind seit alten Zeiten ein Gegenstand des fürstlichen Aufwandes, des Stolzes und der Prahlerei gewesen. In manchen Zeiten machten sie einen Theil des Hofstaates aus, und große Herren belustigten sich an ihrer komischen Gestalt, oder an ihrer Blödsinnigkeit, oder weil sie etwas Seltsames waren. Die alten Peruaner mußten ihren Königen alles liefern, was das Land Seltenes und Seltsames hervorbrachte: daher erschienen sie oft vor denselben mit menschlichen oder thierischen Ungeheuern; sie brachten ausserordentlich große Kröten, Spinnen, Schlangen und andere Abweichungen der Natur als einen Zoll ihrer Treue und Unterthänigkeit. Die Römer hatten ein besonderes Wohlgefallen an Zwergen und übelgestalteten Menschen. Der Kaiser Auguſt war ein besonderer Liebhaber von kleinen artigen Knäbchen, die er aus allen Enden der Welt, besonders aus Mauritanien und Syrien zusammen suchen ließ. Sie mußten aber dabei vollkommen wohlgebildet, schön und lebhaft seyn. Er

ergötzte sich an ihrem Geplauder, und spielte Würfel mit ihnen, oder um Nüsse, und vergaß so, indem er das Kind mit ihnen machte, seiner natürlichen Traurigkeit, und der Sorgen für die Welt. Auch vornehme römische Damen hielten sich damals solche schöne kleine Knäbchen, die ausdrücklich dazu abgerichtet waren; die sie der Augenlust wegen in ihrem Zimmer nackend herum laufen ließen.

Vermuthlich trug der Kontrast, den man an den Zwergen fand, nemlich die ältliche Gestalt in einem kindischen Körper, der männliche Witz in dem Munde eines Knaben, und die Dicke der Glieder in einem verkürzten Körper, die dadurch ein unförmliches, verhältnißwidriges Ansehen erhalten, das meiste dazu bei, daß man die Zwerge lächerlich fand, und zu einem Gegenstande fürstlicher Belustigungen wählte. In dem Münchenschen Hofkalender vom Jahre 1785 stehen noch drei Hofzwerge.

Das Merkwürdigste solcher Miniatur-Geschöpfe in Menschengestalt, welche das achtzehnte Jahrhundert hervorbrachte, scheint Nikolaus Ferry, genannt Bebe, zu seyn, der seine kleine Rolle am Lothringischen Hofe spielte.

Nikolaus Ferry wurde zu Plaisnes im Fürstenthum Salins den 11ten November des Jahres

1749 gebohren, und stammte von zwei gesunden wohlgestalteten Bauersleuten her. Es war bei der Geburt nur acht oder neun Zoll lang, und wog zwölf Unzen. Das kleine Geschöpf war ausserordentlich schwächlich und schien bald wieder die Erde verlassen zu wollen; indessen trug man ihn doch, auf einer mit Hanf belegten Schüssel, in die Kirche zur Taufe. Das Knäbchen erholte sich, und man mußte darauf denken, ihm Nahrungsmittel beizubringen. Weil er nie an der Brust seiner Mutter saugen konnte, indem sein Mund so klein war, daß er die Warze nicht fassen konnte, so gab man ihm eine Ziege zur Amme, die auch ihr Amt sehr treulich verrichtete, und allemal von selbst auf das Schreien des Kindes herbei kam. Ein hölzerner Schuh (Sabot) diente ihm lange Zeit zur Wiege. Im sechsten Monate seines Lebens bekam er die Pocken, in welcher Krankheit die Ziegenmilch seine einzige Nahrung und Arznei war. In einem Alter von achtzehn Monaten fieng er an zu reden. Als er zwei Jahre alt war, stand er auf den Beinen, und konnte fast vollkommen gehen. Seine ersten Schuhe waren achtzehn Linien lang, ungefehr von der Größe einer Nußschaale.

Die grobe Nahrung der dasigen Einwohner, die aus Hülsenfrüchten, Speck und Kartoffeln bestand, ernährte ihn bis in sein sechstes Jahr, wäh-

während welcher Zeit er verschiedene heftige Krankheiten glücklich überstand. In seinem sechsten Jahre war er ohngefehr funfzehn Zoll hoch, und hatte nicht mehr als dreizehn Pfund am Gewicht. Er war von einer guten Gestalt, und alle Theile seines Leibes hatten ein richtiges Verhältniß. Er genoß einer guten Gesundheit; sein Verstand gieng aber nicht über die Grenzen des Naturtriebes. Seine Eltern, die wohl nicht wissen mochten, was sie mit dem Duodezmännchen anfangen sollten, wurden der Sorge seiner weitern Verpflegung glücklich überhoben.

Der König von Pohlen Stanislaus Leszinsky hatte von diesem ausserordentlichen Kinde gehört, und verlangte es zu sehen. Er ließ es nach Lüneville bringen, und behielt es in der Folge bei sich. Er gab ihm den Namen Bebe. Der kleine Bebe hielt sich sehr an den König, ungeachtet er sonst wenig Empfindung der Zärtlichkeit verrieth. So viel Mühe man sich auch mit seiner Erziehung gab, so war es doch nicht möglich, bei demselben die Vernunft und eine gesunde Beurtheilungskraft zu entwickeln. Es waren nur schwache und unvollkommene Merkmale von Verstand, die er äusserte.

Die wenigen Kenntnisse, welche man ihm beizubringen im Stande war, konnten ihn auf keinen

Begriff von Religion und auf keinen zusammenhängenden Schluß leiten. Seine Fähigkeit überstieg nie die Fähigkeit eines gut abgerichteten Hundes. Er hatte von dem höchsten Wesen, und von der Unsterblichkeit der Seele gar keinen Begriff, welches sich sehr deutlich in der langen Krankheit zeigte, die seinen Tod zur Folge hatte. Er schien an der Musik Geschmack zu finden, und schlug den Takt zuweilen sehr richtig. Man hatte es auch dahin gebracht, ihn tanzen zu lehren; wenn er aber tanzte, so hatte er die Augen stets auf den Lehrmeister gerichtet, der durch seine Zeichen alle Bewegungen desselben regierte, so wie man an allen abgerichteten Thieren wahrnimmt.

Bebe spatzierte auf der Tafel des Königs Stanislaus herum, und hatte seinen Sitz auf den Armen seines Lehnstuhls. Einst befand er sich, bei seinem Aufenthalt auf dem Lande, auf einer Wiese, wo das Gras größer war als er selbst; er glaubte daher, sich in einem Holze verirrt zu haben, und schrie um Hülfe. Er war gewisser Leidenschaften, als des Zorns und der Eifersucht vorzüglich empfänglich, und alsdenn war sein Gespräch unordentlich und abgebrochen. Mit einem Worte, er verrieth nur jene Art von Empfindung, welche aus Umständen, sinnlichen Eindrücken und einer augenblicklichen Erschütterung entsteht, und die wenige

Vernunft, welche er zeigte, schien sich nicht über den Instinkt einiger Thiere zu erheben. Alle sinnlichen Werkzeuge hatte er indessen frei, und alles, was sonst zum Bau des menschlichen Körpers gehört, schien in der gewöhnlichen natürlichen Ordnung zu seyn.

Die Prinzessin Talmond versuchte es, ihm einigen Unterricht zu geben, allein ungeachtet ihrer Klugheit konnte sie doch aus diesem Zwerge nichts machen. Es entsprang nichts weiter daraus, als was nothwendig daraus entstehen mußte, eine stärkere Zuneigung zu dieser Prinzessin. Einen Beweis davon liefert folgende Geschichte. Die Prinzessin streichelte einmal in seiner Gegenwart einen kleinen Hund; Bebe riß ihr denselben wüthend aus den Händen, und warf ihn mit diesen Worten zum Fenster hinaus: warum lieben Sie ihn denn mehr als mich?

Im funfzehnten oder sechszehnten Jahr war Bebe zwei und zwanzig Zoll hoch, und bis zu dieser Zeit war im Wachsthum der verschiedenen Theile seines Leibes keine Unordnung vorgegangen; alle Organe hatten ihre Thätigkeit; nnd seine kleine Gestalt war sehr gut und angenehm. Allein nun schien die Mannbarkeit sich zu entwickeln, und an den Zeugungsgliedern auf einmal eine gar zu große

Wirkung hervorzubringen, und diese Regungen der Natur waren ihm nachtheilig. Seine Säfte waren zeither durch die ganze Maschine regelmäßig und gleichförmig vertheilt worden, aber nun trieben sie an einem Orte mehr als an dem andern; seinem Blute wurden die nahrhaften Theile entzogen, und seine Nerven geschwächt. Man schreibt es gewissen Ausschweifungen des Bebe zu, daß er vor der Zeit alt wurde. Das Nasenbein wurde besonders groß gegen andere Beine des Gesichts; der Rückgrad bog sich an fünf Orten, und die Ribben auf der einen Seite wurden größer, als die auf der andern. Der Kopf hing vorwärts, die Füße wurden schwach, und das eine Schulterblatt senkte sich.

Bebe verlor nun alle Munterkeit und wurde kränklich, dennoch aber in den vier folgenden Jahren fast noch vier Zoll größer. Der Graf Treßan, welcher den Gang der Natur bei dem Wachsthum dieses Zwerges beobachtet hatte, war längst schon auf die wahrscheinliche Vermuthung gekommen, daß er vor dem dreißigsten Jahre, und gleichwohl als ein alter Greis sterben würde. Er gerieth wirklich von seinem ein und zwanzigsten Jahre an in eine Art von Hinfälligkeit, und diejenigen, welche für ihn sorgen mußten, bemerkten an ihm Züge einer Kindheit, welche mit der von seinen ersten Jahren keine Aehnlichkeit hatte, sondern vielmehr dem Zustande eines hohen Alters ähnlich war.

In seinen letzten Lebensjahren fiel es ihm schwer, sich aufrecht zu erhalten; er schien von der Last der Jahre gedrückt zu werden, und konnte die äussere Luft nicht vertragen, ausser bei warmem Wetter. Man führte ihn an die Sonne, die ihm neue Kräfte zu geben schien, doch konnte er kaum hundert Schritte nach einander gehen.

Im Mai 1764 war er etwas unpäßlich; eine Unverdaulichkeit, worauf ein Husten mit einem geringen Fieber folgte, versetzte ihn in eine Art von Schlafsucht, wovon er zuweilen einige Augenblicke erwachte, aber ohne reden zu können. Der ganze obere Theil der Luftröhre schien gelähmt zu seyn. In den vier letzten Tagen seines Lebens bekam er ein deutlicheres Bewußtseyn wieder; die schönsten und zusammenhängendsten Gedanken, welche er ausdrückte, setzten alle diejenigen, welche um ihn waren, in Erstaunen. Er starb den 9ten Junius 1764 in einem Alter von beinahe drei und zwanzig Jahren. Seine Höhe betrug damals drei und dreißig Zoll. Der Graf Treßan erhielt vom Könige Stanislaus die Erlaubniß, den Körper zergliedern zu lassen. Das Skelet wurde durch Peret, den ersten Wundarzt des Königs, sorgfältig zubereitet, um in der öffentlichen Bibliothek zu Nancy aufgestellt zu werden, und hernach sollte es in das Kabinet des Königs gebracht werden. Auf den ersten

Anblick ſcheint es ein Gerippe von einem drei- oder vierjährigen Kinde zu ſeyn, aber bei näherer Betrachtung findet man, daß es von einem ausgewachſenen Menſchen iſt.

Der König Stanislaus ließ dem Zwerge ein Grabmal errichten, mit der Inſchrift:

Hic jacet
Nicolaus Ferry, Lotharingus,
Naturae Ludus,
Structurae tenuitate mirandus,
Abs Antonino novo dilectus;
In juventute aetate ſenex:
Quinque luſtra fuerunt ipſi
Saeculum.
Obiit nona Junii,
Anno M. DCC. LXIV.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

1500,- (1+2)
Nov. 85

Digitized by Google

Digitized by Google